

Edition Zulu-Ebooks.com



Heidis Lehr- und Wanderjahre

von
Johanna Spyri

Inhalt

Inhalt

In Leuk
Auf der Weide
Unerwartete Ereignisse
Eine Abreise und eine Ankunft
In der Verbannung
Noch höher auf dem Berg
Noch mehr Musik
Unerwartete Ereignisse
Überraschungen, nicht nur für Rußli
Alte Freunde und neues Leben
Noch einmal das alte Lied

In Leuk

In Leuk

Am grünen Abhang über dem Dorfs Leuk leuchtete die Junisonne auf das frische Gras, das weithin die Höhe bedeckte und die Luft mit Wohlgeruch erfüllte. Bei dem vereinzelt stehenden Haus am Wege, der den Berg hinan den Bädern von Leuk zuführt, standen zwei Frauen, die ihr Gespräch in so eifriger Weise führten, als könnten sie kaum mit allem fertig werden, was noch gesagt sein mußte.

»Das kann ich dir sagen, Marianne«, fuhr diejenige der beiden fort, die am meisten mitzuteilen hatte, »wenn du ein paar Zimmer einrichten könntest wie ich, so würdest du bald den Gewinn davon einsehen. Gäste bekämost du schon. Es kommen viele, die mit Leuten zusammenhängen, die oben in den Bädern sind, die aber nicht dort oben wohnen wollen oder nicht sollen, wie die drei, die ich nun habe. Freilich, du wohnst ein wenig weit unten, die Leute sind im Sommer lieber auf halber Höhe wie hier, als unten auf dem Talboden. Wenn du nur so wohntest wie die dort drüben, die haben den besten Platz an der Halde und noch die schönsten Wiesen dazu. Aber die schönsten Leute sind sie nicht«, schloß die Frau mit wenig freundlichen Blicken auf das Haus hinüber, das eine Strecke weiter oben abseits vom Wege stand. »Der Hochmut frißt sie fast, ihn nicht so arg, aber die Frau, die solltest du sehen!«

»Worin sieht man es denn, daß sie so hochmütig ist?« fragte Marianne.

»Worin? Frag du lieber, worin sieht man's nicht«, entgegnete Madlene schnell, »in allem sieht man es. Am Gehen und am Stehen und am hoffärtigen Aussehen, so, als wäre es immer Sonntag für sie. Und die Kinder sind schon gerade wie sie, natürlich, sie hat sie so erzogen. Der Bub hat sein schwarzes Haar immer so gekräuselt, als ging es auf die Kirchweih, und das Kleine streckt sein Näschen immer so in die Luft hinaus, als wollte es jedem sagen: »»Jetzt komm ich!«««

»Wenn dem Kleinen die Nase einmal so in die Luft hinausgewachsen ist, so kann es ja nichts dafür«, meinte Marianne, »und der Bub ist eigentlich an seinem Kraushaar auch nicht schuld. Grüßt dich denn die Frau nicht, wenn du sie antriffst?«

»Doch freilich, das tut sie schon, das wollte ich ihr nicht raten, den Hochmut soweit zu treiben«, sagte Madlene in drohendem Ton; »aber wenn du meinst, sie stehe ein einziges Mal nur eine Minute stille, wenn man ihr begegnet, und sage etwa ein paar Worte, wie man doch mit seinen Nachbarn zu tun pflegt, so bist du im Irrtum. Und fängt man einmal mit ihr an, so gibt sie eine kurze Antwort und läuft gleich davon, als wäre man nicht ihresgleichen. Die kann aber warten, bis ich wieder ein Gespräch mit ihr anfangen.«

Marianne hatte unterdessen nach dem bezeichneten Hause hinübergeblickt und sagte ganz verwundert: »Wie ist denn das? Solange ich denken kann, stand dort oben ein altes graues Haus, an dem nie ein Fenster offen war, und alle Scheiben waren vom Alter grau und undurchsichtig, es sah aus wie ein Räubernest. Und jetzt ist ein schneeweißes Haus dort, und alle Fenster glitzern in der Sonne; das kann doch nicht das gleiche sein.«

»Freilich ist es das; da kannst du recht sehen, wie sie der Hochmut sticht«, erwiderte Madlene

eifrig. »Da hat der Bauer Lesa mehr als fünfzig Jahre mit seiner alten Wirtschafterin in dem Hause gewohnt und hat die ganze Zeit nicht einen Nagel am Hause anders eingeschlagen; alles war ihm recht und gut, so wie es schon beim Vater und Großvater gewesen war. Kaum hatte er die Augen zugemacht, so kam der Erbe mit seiner Frau über die Gemmi herüber, und es ging an ein Abreißen und Aufmauern und Fegen und Putzen und Aufrüsten, daß man hätte meinen können, es sei ein Landvogt eingezogen. Natürlich kam die ganze Geschichte von der Frau her, der nichts gut genug war, was die Alten in Ehren gehalten hatten.«

»Ich meine aber doch, wenn der letzte Besitzer fünfzig Jahre lang keinen Nagel am Haus eingeschlagen hat und alles so ließ, wie er es von seinem Vater und Großvater übernommen hatte, so wird's wohl nicht unnötig gewesen sein, ein wenig zu putzen und zu räumen«, sagte Marianne; »schön sah das alte Haus nicht aus, jetzt hat's ein anderes Aussehen, das muß ich sagen! Aber warum sagst du, daß der Erbe über die Gemmi gekommen sei, sind denn die Lesa nicht aus unserem Land?«

»Ja, das waren sie schon von Anfang an, du kannst auch durchs Tal hinauf immer wieder einen finden, der Lesa heißt«, erwiderte Madlene. »Aber einer soll drüben über der Gemmi geheiratet haben und dann bei der Frau auf Berner oder Freiburger Boden geblieben sein. Das weiß ich aber nur vom Hörensagen, es ist mehr als hundert Jahre her seitdem, mehr als zweihundert. Als nun der alte Lesa droben tot war, hat es sich gezeigt, daß seine nächsten Verwandten gerade die waren, die dort drüben lebten, und so ist denn der Vinzenz Lesa mit seiner Frau und den zwei Kindern eingerückt; es sind jetzt, denk ich, so zwei Jahre her. Man sagt, sie hätten drüben auch ein schönes Haus und viele Kühe; denn dort sei gutes Grasland und ein schöner Viehschlag. Ein Bruder von Vinzenz sei auf dem Gut, hab ich gehört; ob dieser später auch wieder dorthin zurückkehrt, wenn er alles hier in die Höhe gebracht hat, daß er es gut verkaufen kann, das weiß man nicht, er sagt auch nicht viel.«

»Potztausend, ich muß gehen«, rief Marianne erschrocken aus, als jetzt vom Dorf herauf eine Glocke erschallte. »Ich muß in die Bäder hinauf, und zu spät darf ich auch nicht heimkommen; der Mann will sein Abendessen, und die Kinder warten auch nicht gern. Wo ist denn die alte Wirtschafterin von dem Lesa dort oben hingekommen?«

»Die starb ganz kurze Zeit nach ihm«, berichtete Madlene; »die hatte alle fünfzig Jahre bei ihm zugebracht und war weit über siebzig, die konnte nichts Neues mehr aufnehmen, sie war seine Base. Sieh, sieh«, fuhr Madlene lebhafter fort, »dort kommen sie gerade über die Wiese her. Jetzt kannst du die Frau vom Lesa selbst sehen und ihre aufgeputzten Kinder dazu; wart noch, bis sie kommt.«

Marianne ließ sich nicht lange bitten, noch zu bleiben, sie war sehr begierig darauf, die eben besprochenen Personen zu sehen.

Nun kamen sie näher.

Die Kinder mußten der Mutter vieles mitzuteilen haben. Von beiden Seiten redeten sie beständig und so lebhaft auf sie ein, daß man hätte denken müssen, sie könne weder Ohr noch Auge für irgend etwas anderes mehr haben. Sobald sie aber dem Hause nahe war, wo die zwei Frauen sich ein wenig in den offenen Hausgang zurückgezogen hatten, grüßte sie freundlich. Augenblicklich riß der Junge seine Mütze vom Kopf, und das Mädchen rief mit heller Stimme: »Gott grüß Euch!« Sowie sie einige Schritte weiter gegangen waren, fing die lebhafte Unterhaltung von neuem an.

»Die sehen gut aus«, sagte jetzt Marianne und schaute mit Wohlgefallen den dreien nach. »Da

seh ich gar keine Hoffart, Madlene; aber sauber und ordentlich sehen die Kinder aus wie wenige und die Mutter dazu. Der steht auch alles so gut an, mich nimmt nur wunder, wie sie's macht. Sie trug nichts anderes, als was wir auch tragen; aber es sah an ihr ganz anders aus. Und dem Buben fiel das schwarze Lockenhaar so schön unter der Mütze hervor, und das Kleine mit dem Luftstechernäschen hat seine braunen Zöpfe so schön ordentlich um den Kopf gebunden und sieht überhaupt flink und lustig aus wie ein Vögelein.«

»Weißt du noch mehr zu erzählen?« fragte Madlene etwas ärgerlich.

»Ja, du hast recht, ich täte besser, meiner Wege zu gehen, als so viel Unnützes zu reden«, sagte Marianne, sich zum Gehen anschickend. »Es macht einem eben große Freude, wenn man einmal wieder Leute sieht, die ihre Kinder in Zucht und Ordnung halten und etwas Rechtes aus ihnen machen wollen. Man sieht soviel andere und meint dann manchmal, es sei nicht mehr möglich, seine Kinder zum Guten zu halten. Die Frau hat mir recht Lust gemacht, es nachzumachen, soviel ich kann, daß meine Kinder auch so ordentlich aussehen und so artig grüßen. Nun will ich gehen. Nichts für ungut, leb wohl, Madlene.«

Jetzt führte Marianne ihr Vorhaben wirklich aus und lief eilig den Wiesen entlang der Höhe zu.

Unterdessen stieg Frau Lesa mit ihren Kindern den Berg hinan. Die Unterhaltung ging ununterbrochen weiter, einmal von der einen Seite der Mutter, einmal von der anderen, und manchmal auch von beiden Seiten zugleich.

»Du kannst es glauben, Mutter«, fuhr eben jetzt der Junge in seiner Mitteilung fort, »das Kind ist nicht viel größer als Stefeli, und denk nur, es stand vor der Haustür, als wir gestern abend am Haus der Frau Troll vorbeigingen, und dann lief es hinein, und auf einmal klang es aus dem offenen Fenster so schön wie ein Lied. Der Bruder saß noch draußen mit einem Buch, und ich fragte: ›Was klingt so schön?‹ Er sagte: ›Alida spielt Klavier.‹ Denk doch, so ein kleines Kind! Ich hätte gern noch zugehört; aber ich dachte, ich dürfe nicht; Stefeli sagte, wir müßten heim, es sei spät.«

»Ja, das war es auch«, bestätigte Stefeli. »Ich wäre auch noch gern dort geblieben; aber wir mußten heim, der Vater saß ja schon am Tisch, als wir kamen. Ich habe auch noch gehört, daß der Bub Hugo heißt, und ein krummes Fräulein ist auch noch da; denn die Alida hat zu dem Bruder gesagt: ›Nun muß ich hinein, sonst holt mich das Fräulein noch selbst hinein, und es geht ganz krumm.«

»Nein, nein, Stefeli, das war nun wohl nicht so gemeint«, sagte die Mutter, »das Fräulein wird wohl nicht krumm sein, sondern daß es mit Alida krumm gehen könnte, wenn sie nicht gehorchte, war die Meinung. Sind denn die Eltern der Kinder nicht mit ihnen da?«

»Nein, ich glaub es nicht, ich weiß es aber doch nicht. Was meinst du, Vinzi?« fragte Stefeli, sich an den Bruder wendend.

Er gab keine Antwort.

»Was starrst du so in die Ferne und gibst keine Antwort?« fragte jetzt die Mutter

»Hör, hör, Mutter!« sagte Vinzi leise, »hörst du, wie schön es klingt?«

Die Mutter stand still. Aus der Ferne trug der Wind die Klänge einer Abendglocke vom Tal herauf; leise verklungen sie über den Höhen, und wieder lauter stiegen sie aus der Tiefe empor. Der Wind mußte heute besonders nach dieser Seite wehen, daß man sie so deutlich hörte. Jetzt waren die Töne verklungen.

Halb in Sorge, halb in fragender Verwunderung hatten die Blicke der Mutter auf ihrem Buben geruht, während er in tiefes Lauschen versunken stand. Noch blieb sie still; denn noch rührte Vinzi sich nicht, und es war, als lausche er immer noch mit der größten Spannung in die Ferne, obschon kein Ton mehr zu hören war.

»Vinzi, kannst du jetzt wieder verstehen, was man sagt?« fragte Stefeli, das über die Weise des Bruders gar nicht verwundert schien.

»Ja«, antwortete er, wie aus einem Traum erwachend.

»Ist das Fräulein krumm, das bei der Alida und dem Hugo ist?« fragte Stefeli jetzt angelegentlich; es mußte offenbar über den Punkt Gewißheit haben.

»Ja, vielleicht«, sagte der Bruder, noch wie ein wenig abwesend. Aber solche Ungewißheit konnte Stefeli nicht ertragen.

»Wenn sie nicht krumm ist, dann ist sie gerade, aber nicht vielleicht«, warf es ein wenig erzürnt hin. »Jetzt wollen wir gleich noch einmal zum Haus der Frau Troll hinabgehen, dann können wir selbst sehen, wie das Fräulein ist, gelt Mutter, wir dürfen?«

»Nein, deswegen gehen wir nun nicht zu dem Haus zurück«, erwiderte die Mutter; »aber es ist Zeit umzukehren, sonst kommt der Vater früher heim als wir, das darf nicht sein. Am besten ist es, wir gehen denselben Weg zurück, es ist der kürzeste; aber du mußt nicht denken, daß wir dann vor dem Hause der Frau Troll stillstehen, Stefeli, und warten, ob wir ihre Hausbewohner sehen können.«

»Sie sitzen vielleicht vor dem Haus«, sagte Stefeli, seine Absicht im stillen festhaltend.

Nun die Mutter die Rückkehr antrat, rannte es voraus, um recht bald das Haus zu erblicken und zu entdecken, ob jemand davor sitze. Nicht nur um der Frage willen, die zu erledigen war, sondern noch mehr, weil Stefeli gar so gerne die zwei fremden Kinder wieder gesehen hätte, die in dem Hause eingezogen waren und die es am Abend vorher bei der Heimkehr mit Vinzi vor dem Hause der Frau Troll erblickt hatte.

Vinzi wanderte still neben der Mutter her. Er war nicht mehr so gesprächig wie im Hinaufsteigen. Die Mutter war an diesen Wechsel bei ihrem Buben gewöhnt.

»Sag mir, Vinzi«, fragte sie jetzt, »warum hast du immer noch so hingehorcht, als die Glockentöne schon lange verklungen waren?«

»Oh, ich habe sie immer noch gehört«, entgegnete Vinzi, »und dann auf einmal sang es von all den Hügeln nieder, so lieblich, und aus den schwarzen Tannen droben tönte ganz tief der Baß herab, und zwischendurch sang wieder die Glocke ein schönes, helles Lied, oh, so schön, wenn ich dies nur singen könnte!«

»War es nicht ein Lied, das du schon singen gehört hattest?« fragte die Mutter, in großer Teilnahme nach einem rechten Verständnis suchend, »wenn du mir etwas davon vorsingen könntest, fände ich vielleicht das Lied genau und könnte dir die Worte sagen.«

»Nein, nein«, wehrte Vinzi, »es ist gar kein Lied, das ich habe singen hören, es hat keine Worte, es waren ganz neue Weisen, die ich noch nicht kannte. Ich höre sie noch; aber ich kann sie nicht nachsingen.«

Die Mutter schwieg nachdenklich stille, sie konnte nicht recht verstehen, was in ihrem Vinzi vorging. Auch sie hatte an Musik und Gesang von jeher große Freude gehabt. Sie hatte mit ihren Kindern gesungen, sobald sie nur stammeln konnten, und jeden Abend war ihr das liebste, mit

den Kindern noch ein Lied zu singen. Das war auch, was der Junge vor allem gern mochte.

»Komm, Vinzi, wir wollen ein Lied zusammen singen«, sagte sie jetzt, »das wird uns beide fröhlich machen. Was wollen wir singen? Zu welchem Lied hast du Lust?«

»Ich weiß nicht; wenn ich nur singen könnte, was ich noch in den Ohren habe«, entgegnete er.

»Du meinst vielleicht nur, du habest so etwas in den Ohren; sing nur einmal frisch heraus, dann freut's dich selbst«, sagte die Mutter und begann mit heller Stimme nun ein Lied zu singen, das Vinzi wohl kannte.

Er zauderte erst noch ein wenig; aber die bekannten Klänge zogen ihn bald mit. Nun fiel er mit sicherer Stimme ein und sang das Lied mit der Mutter zu Ende, so wie sie's gern hörte. Noch bevor sie das Saus der Frau Troll erreichten, war der Gesang zu Ende gekommen. Jetzt stürzte Stefeli plötzlich hinter einem Baum hervor. Es hatte dort von dem verborgenen Platz aus die fremden Kinder betrachtet, die vor dem Hause saßen, jedes mit einem Buch in der Hand. Es war aber dem Stefeli nicht entgangen, daß Alida gar nicht viel in ihr Buch sah, sondern den Kopf nach allen Seiten drehte, um zu sehen, was etwa vorging. Stefeli wäre gar zu gern hingerannt und gätte ein wenig Freundschaft mit Alida geschlossen. Aber nun war das Fräulein herausgekommen und war gar nicht krumm, sondern so gerade und aufrecht, daß Stefeli von einer großen Scheu ergriffen wurde und sich mehr und mehr hinter dem Baum verbarg, um ja nicht entdeckt zu werden. Das hatte Stefeli alles eilig den Ankommenden berichtet, und nun war es sehr froh, mit der Mutter und Vinzi weiterwandern zu können; denn nun führte der Weg gleich ganz nah an dem Hause vorüber. Da wollte es sehr gern hinkommen, aber lieber in Begleitung von Mutter und Bruder; denn das Fräulein saß noch dort. Als sie dem Hause nahe waren, schauten die Kinder sich gegenseitig sehr forschend an; denn alle vier waren begierig zu sehen, wie die anderen aussahen.

»Es sind die Kinder von gestern«, sagte Alida halblaut, »ich möchte hinübergehen und Bekanntschaft mit ihnen machen.«

»Nein, das tust du nicht, Alida, wir wissen nicht, wer sie sind«, entgegnete rasch das Fräulein.

Obleich auch diese Worte nur halblaut gesprochen wurden, konnten die Vorübergehenden sie doch verstehen.

»Sie will nicht, daß Alida mit uns rede, hast du's gehört, Mutter?« sagte Stefeli, als sie eine Strecke weitergegangen waren.

»Jawohl«, erwiderte die Mutter, »es ist recht, daß du nicht hingelaufen bist, du mußt es nie tun, Stefeli, hörst du?«

»Ja, aber so kommen wir ja gar nie zusammen, und Alida wollte es doch auch gern«, sagte Stefeli ein wenig aufrührerisch.

»Siehst du, Stefeli, das Fräulein muß vielleicht die zwei Kinder erziehen; da hat sie alles zu verantworten, was sie tun und treiben und mit wem sie zusammenkommen, weil sie von anderen Kindern allerlei hören und annehmen können, was sie nicht sollen«, sagte die Mutter erklärend.

»Vielleicht treibt es diese Alida ein wenig wie du, Stefeli, daß sie ihr Näschen gern in jede Öffnung stecken und durch jede Hecke gucken möchte; so muß ihr das Fräulein schon ein wenig aufpassen und acht geben, mit wem sie Bekanntschaft machen will.«

Jetzt hatte Stefeli erst recht Lust, mit Alida zusammenzukommen und ein wenig Freundschaft mit ihr zu schließen.

»Dort geht der Vater«, sagte Vinzi, »wenn wir mit ihm daheim sein wollen, müssen wir schneller gehen.«

Das hatte die Mutter auch im Sinn. Sie beschleunigte ihren Schritt, und nur eine kleine Strecke von ihrem Kaufe entfernt trafen die drei mit dem Vater zusammen, und bald saß die kleine Familie beim Abendessen um den viereckigen Tisch in der geräumigen Stube.

Am Tisch ging es still zu. Die Kinder wußten, daß sie da zu schweigen hatten; die Eltern sprachen auch nicht viel. Sowie die Kinder fertig waren, fragte Vinzi: »Dürfen wir hinaus?« Es wurde erlaubt, und sie rannten in aller Eile der Scheune zu. Da drinnen und ringsum draußen gab's eine Menge Winkel und Ecken, wo man sich herrlich verstecken und verkriechen konnte.

Der Juniabend war hell und warm. Vinzenz Lesa hatte sich nun gemächlich vom Tisch erhoben; er ging hinaus, zündete sein Pfeischen an und setzte sich auf die Bank vor dem Kaufe. Bald nachher kam die Frau heraus und setzte sich neben ihn. Nun wurde er gesprächig. Er erzählte von seinem heutigen Besuch bei einem Bekannten unten im Tal und wie er dessen Wiesen und Felder und seinen Viehstand besichtigt habe und dann im stillen immer seine eigene Besetzung damit habe vergleichen müssen. Als sie dann alles gründlich miteinander durchgesehen hatten, habe er zu sich selbst sagen müssen: »Vinzenz Lesa, dir ist ein schönes Erbeil zugefallen.«

»Ja, wir haben zu danken, und wir wollen es auch tun, Vinzenz«, setzte hier die Frau ein.

»Ja, das ist schon recht«, fuhr der Mann fort; »aber wenn ich mich daran freuen will und recht mit Lust ausdenken, wie ich das schöne Heimwesen noch ausdehnen und auch den Viehstand noch vergrößern könnte, dann ist's gerade, als würfe mir auf einmal einer einen Bengel (Knüppel) zwischen die Füße, daß ich keinen Schritt mehr weiter kann. Das ist der Bub, der Vinzi, der mir in den Sinn kommt. Für wen wollte ich denn das alles tun als für ihn? Und was ist das für ein Bub? Keine Augen hat er im Kopf! Keine Freude, keine Teilnahme zeigt er, wenn er auch die schönsten Kühe, die weit und breit zu finden sind, auf die Weide führen kann. Sag ich zu ihm: ›Sieh doch, was diese Wiese für ein prächtiges Futter gibt!‹, dann sagt er ›ja‹ und schaut in die Weite, daß man sieht, er hat weder zugehört, noch hat er die Wiese angesehen, auf der er steht. Ich glaube, der ist aus der Art geschlagen.«

»Nein, nein, Vinzenz, das ist denn doch zuviel gesagt«, warf jetzt die Frau lebhaft ein. »Wenn der Vinzi auch etwa nicht zugehört hat und seine Gedanken anderswo sind und auch noch nicht die rechte Freude an der Landwirtschaft hat, die er haben sollte, so hat er doch noch nichts Schlimmes angestellt, das kannst du nicht sagen.«

»Das sag ich ja nicht«, fuhr der Mann fort; »aber das sag ich: Was fehlgeschlagen ist, das ist fehlgeschlagen, und wenn ein Bub keine Empfindung hat für Wiesen und Felder, wie wir sie haben, für Kühe, wie sie in meinem Stalle stehen, und für alles, was zu dem erlesenen Heimwesen gehört, so ist er aus der Art geschlagen, und wie dem zu helfen ist, weiß ich nicht.«

»Es kann ihm ja auch von selbst noch anders kommen, er ist doch noch jung«, sagte seine Frau beschwichtigend, obschob ihre heimliche Sorge um den Buben auf dem heutigen Gang wieder schwerer geworden war. Es war ja etwas Unverständliches an dem Buben. Sie wußte es wohl, und daß er immer wie anderswo war, als da, wo er sein sollte, kannte die Mutter am besten. Sie fand jetzt für gut, die Gedanken ihres Mannes auf eine andere Seite zu lenken, und erzählte ihm, wie sie heute im Vorübergehen bei der Frau Troll Leute gesehen, die für den Sommer die oberen Zimmer bei ihr gemietet haben. Es seien zwei so nette Kinder dabei, daß sie habe denken müssen, solche Kinder nähme sie auch gerne ins Haus. Sie könnten auch so etwas gut einrichten, das Haus wäre groß genug, und ein paar Zimmer könnte sie wohl so herrichten, daß man sie anbieten

dürfte.

»Man weiß doch gewiß nie, wenn du über Nacht etwas erfindest, daß man in seinem eigenen Kaufe nicht mehr sicher ist«, sagte der Mann halb im Ärger, halb im Schrecken. »Wir haben ja eigene Kinder, warum sollten wir anderen Leuten ihre Kinder abnehmen?«

»Aber wenn sie so nett sind wie diese und wohl erzogen, dann könnten unsere Kinder doch nur Gutes von ihnen lernen«, entgegnete die Frau, »wir sehen ja unsere Kinder auch lieber, wenn sie sauber sind und sich manierlich betragen, als wenn sie wie die Ferkelchen herumstolpern und grobe Worte reden.«

»Ach was, Kinder tun alle ungebärdig, und wenn es böse kommen will, so kann man ihnen den Meister zeigen; aber ich weiß schon, wohin du zielst; laß es nur sein, es hilft dir nicht«, sagte der Bauer abwehrend. »Ich will nichts Fremdes im Haus haben, ich will für mich sein, und mit diesen fremden Herrenleuten brauchen die Kinder auch nichts zu tun zu haben, du mußt sie nicht dort hinübergehen lassen, sonst wird das Stefeli auch noch verdorben, wie es her Bub schon ist. Jetzt ist es noch ganz anders als der. Es läuft den Kühen nach und streichelt sie wie Freundinnen, und das junge Rind läuft wiederum ihm nach und frißt dem Kind aus der Kand und reibt den Kopf an ihm wie an einem Kameraden. Und sagt man etwas, so paßt das Kind auf und ist bei der Sache, und sieht auch mit eigenen Augen, wo etwas fehlt, im Stall oder in der Scheune, und weiß genau, was sein muß. Der Bub nie, der sieht nichts und weiß nichts. Wenn ich die zwei vertauschen, das Mädle zum Buben und den' Buben zum Mädle machen könnte, dann wär's etwas anderes. Aber wenn's doch einmal so sein muß, so will ich doch das Kind nicht auch noch angesteckt haben.«

»Man könnte meinen, das Gut-gezogen-sein sei eine böse Krankheit, Vinzenz«, sagte die Frau mit Nuhe. »Du mußt aber keine Sorge haben; ich habe drüben ein Fräulein gesehen, das die Kinder hütet, und es sorgt schon dafür, daß diese Kinder den unseren nicht zu nahe kommen. Jetzt wird's aber Zeit sein hineinzugehen.«

Sie rief nach den Kindern, sie sollten kommen, ihr Abendlied zu singen. So wie sie da waren, stimmte die Mutter ein, und beide sangen gleich mit heller, sicherer Stimme mit. Sie kannten das Lied wohl, und für die Töne der Musik mußten beide ein gutes Ohr haben. Sie hatten als ganz kleine Kinder schon die Lieder der Mutter alsbald richtig nachgesungen. Wie nun das Lied so schön durch die friedliche Abendstille klang, da kehrte auch dem Vater Vinzenz die gewohnte Ruhe zurück, nachdem er durch seine eigenen Gedanken und Befürchtungen in ungewohnter Weise in Aufregung geraten war.

Auf der Weide

Auf der Weide

In den Sommermonaten war der Schulunterricht aufgehoben. Da gab es so vielerlei in Feld und Wiesen zu tun, wobei die Kinder mithelfen konnten, daß erst im Spätherbst die Pflichten der Schule wieder aufgenommen werden konnten.

Am Montagmorgen in aller Frühe, als die Sonne erst die Spitzen der Berge gerötet hatte, aber noch nicht über die waldige Höhe emporgestiegen war, stürzte Stefeli schon sauber gewaschen und angezogen in Vinzis Kammer und fand ihn noch in tiefem Schläfe liegend.

»Vinzi, schnell, wach auf«, schrie es ihn an, »der Knecht hat schon die Kühe zur Tränke geführt, und der Vater hat gesagt, sobald wir mit dem Morgenessen fertig sind, müssen wir dem Knecht nach auf die Weide hinaus, daß er zur Arbeit zurückkommen kann. Dann müssen wir den ganzen Tag die Kühe hüten, und auch zum Mittagessen dürfen wir nicht fort, weil es von der oberen Weide zu weit ist; wir essen dann draußen, das ist dann recht lustig; mach nur schnell!«

Vinzi war unterdessen erwacht und schaute nun mit seinen großen, dunkeln Augen wie halb im Traum nach seiner Schwester hin.

»Oh, es hat mir etwas so Schönes geträumt«, sagte er jetzt, »ich bin mit der Mutter in Sitten gewesen, weißt du, einmal war ich im letzten Jahr mit ihr dort. Wir waren dann in einer Kirche. Jetzt träumte mir ganz so, wie es damals war. Da oben war eine Orgel, die klang, man kann gar nicht sagen, wie schön. Weißt du, wie eine Orgel ist?«

»Mach doch schnell, Vinzi, und komm, wir können jetzt nicht von einer Orgel reden«, sagte Stefeli drängend, »der Vater sitzt schon am Tisch, und die Mutter hat den Kaffee hineingetragen, und wenn der Vater böse wird, daß wir nicht kommen, so ist es nicht mehr lustig; mach doch schnell!« Jetzt lief Stefeli davon.

Vinzi hatte die Wahrheit von Stefelis Worten erkannt und war aus dem Bett gesprungen. Rasch folgte nun eins aufs andere, was sein mußte, und in wirklich kurzer Zeit trat er zum Ausgang fertig in die Stube. Hier hatte er auch schon seinen bereitstehenden Milchkaffee hinuntergeschluckt und sein Brot in die Tasche gesteckt, bevor noch eins von den drei anderen sein Frühstück nur halb beendet hatte. Der Vater schaute auf den Buben, als dächte er bei sich: »Er kann doch noch recht flink sein, wenn er bei der Sache ist, vielleicht kommt er doch noch zurecht.« Die Mutter hatte das Mittagessen für die Kinder schön in einen kleinen Korb gepackt und hing diesen jetzt dem Vinzi um die Schultern, und Stefeli hüpfte heran, den kleinen Strohhut auf dem Kopf und das Rütlein in der Hand, das ihm der Vinzi schon zurechtgeschnitten hatte, das es aber nicht zum Schlagen der werdenden Kühe, nur zu ihrer Ermunterung gebrauchte. Nun ging's hinaus; Vater und Mutter gingen auch noch mit. Draußen in der Scheune mußte Vinzi noch seine Geißel (Peitsche) holen, eine solche hatten alle Hüterbuben, bloß um damit von Zeit zu Zeit furchtbar zu knallen, daß es von allen Bergen zurückdonnerte. Vinzi hatte keine Freude an dem Knallen, so war ihm die Geißel gleichgültig, und er wußte nie recht, wo er sie hingestellt hatte. Er ging auch jetzt unbestimmt von einer Ecke zur anderen, und schon runzelte der Vater stark die Stirne, da schoß Stefeli herbei, die Geißel in der Hand. Es hatte wohl gesehen, wo Vinzi sie das letzte Mal hingestellt hatte.

Jetzt zogen die beiden aus. »Paß auf, Vinzi, daß keine von den Kühen über den Bach kommt«, rief der Vater noch nach.

»Und gebt auch acht, daß ihr nicht selbst dem Bach zu nahe kommt, wo er reißend ist«, rief die Mutter nach.

»Ja, ja«, tönten fröhlich die Stimmen der beiden zurück, und nun ging es rasch vorwärts der Weide zu. Sobald sie da angekommen waren, erhob Stefeli ein großes Schreien und Rufen. Es hatte nicht vergessen, daß der Knecht alsbald an die Arbeit zurück mußte, sobald sie zum Hüten der Kühe da waren. Er hörte lange nichts; denn er war drüben am Bach, und der rauschte laut. Aber Stefeli gab nicht nach, bis er die schreienden Rufe hörte, und dann auch gleich verstand, was sie bedeuteten und davonlief.

»Nun müssen wir aufpassen, daß die Kühe auch schön auf der eigenen Wiese bleiben und das Schwärzeli nicht immer Sprünge macht; denn es muß auch fressen, sonst wird es mager«, sagte Stefeli. »Komm, Vinzi, wir wollen uns dort unter den Baum setzen, der Sack muß auch im Schatten liegen, sonst wird das Brot ganz dürr.«

Vinzi, der sich schon gelagert hatte, stand auf und folgte Stefeli zum Baum hinüber und sah zu, wie es sorgsam das Säckchen im Schatten der breitesten Äste verbarg. Nun setzte es sich auf den Boden, der, von Sonne und Wind schön getrocknet, jetzt im kühlen Schatten der breiten Baumäste lag. Vinzi hatte sich auch hingesetzt.

Jetzt rauschte der frische Morgenwind durch die Zweige und über die Weide hin weiter und weiter, bis er in tiefen Tönen in der Ferne verhallte. Wieder kam das Rauschen durch die Zweige, und Stefeli war eben aufgesprungen; wie ein abgeschossener Pfeil stürzte es davon. Vor ihm her mit aufgehobenem Schwänze rannte das glänzend schwarze Rind in hohen Sprüngen dem Bache zu. »Schwärzeli, Schwärzeli«, rief das Kind ein Mal ums andere, »Schwärzeli, warte doch!« Aber das übermütige Tierlein machte immer höhere Sprünge, jetzt war es dem Bach schon ganz nahe. »Wenn es hineinspränge, es könnte ja ertrinken«, dachte Stefeli mit Schrecken, dort war gerade die Stelle, vor der die Mutter gewarnt hatte. »Schwärzeli«, rief das Kind jetzt so laut und gebieterisch in seiner Aufregung, daß es weithin hallte und das Echo zurückrief: »Schwärzeli, Schwärzeli!«

Plötzlich stand der Flüchtling still und schaute sich um. Atemlos kam Stefeli dahergerannt. Das Tierlein stand jetzt ganz still und wartete ruhig die Ankunft seiner Herrin ab.

»Du böses Schwärzeli du, mich so zu erschrecken!« rief Stefeli aus, nun es mit seiner Hand fest den Strick erfaßt hatte, an dem die kleine Schelle an Schwärzelis Hals befestigt war. »Wart nur, wenn du so ungezogen sein willst, bring ich dir auch kein Salz mehr, das du so gern leckst, als ob es Zucker wäre.« Das Schwärzeli rieb jetzt seinen Kopf zärtlich an Stefelis Schulter, als wollte es sagen: »Es war nicht so böse gemeint, es war eben so lustig, so über die ganze Weide hin zu rennen, ohne abzusetzen.«

»Ja, ja«, sagte Stefeli antwortend, als habe es ganz gut verstanden, was das Schwärzeli ausdrücken wollte, »du willst nur gern, daß ich jetzt wieder gut mit dir bin. Das will ich; aber du mußt nicht wieder gegen den Bach rennen, du kannst ja auch auf die obere Seite laufen. Aber gelt, es geht eben da bergab, das ist lustiger als bergauf zu rennen, ich weiß schon. Komm jetzt.«

Nun zogen die beiden miteinander friedlich wieder dem Platze zu, der für diesmal zum Abweiden bestimmt war. Auf dem halben Weg dahin kam ihnen der Vinzi entgegen. Ganz verwundert fragte er: »Warum bist du denn auf einmal fortgegangen, Stefeli, es war ja so schön unter dem Baum. Ich habe etwas so Schönes gehört, zwei- oder dreimal, und als ich dir sagen wollte: ›Hörst

du's auch?«, da warst du auf einmal nicht mehr da. Dann erst habe ich dich gesehen von da unten mit dem Schwärzeli heraufkommen.«

Stefeli war doch sehr erstaunt, daß er von allem, was vorgegangen war, nichts gemerkt hatte, obschon es ja wußte, wie es dem Vinzi oft erging. Es erzählte ihm nun von seiner Jagd und seinem Schrecken; denn es mußte ja denken, da das Schwärzeli so unvernünftig dem Bach zu galoppierte, es müßte gleich über den Rand stürzen und dann ertrinken. Aber dann sei es auf einmal brav geworden. Nun wollte Stefeli auch noch wissen, was Vinzi unterdessen gehört hatte.

»Oh, es ist so schade, daß du's nicht gehört hast!« sagte er, »man kann es nicht beschreiben. Es klang wie ein großer Chor von tiefen, starken Stimmen und brauste aus dem Baum heraus und über die Weide hin, und dann kamen klare, hohe Stimmen mit hinein, und so klang es weithin in die Ferne und verklang immer leiser, weißt du, wie ein großes Wasser, das weit weg sich verliert. Es war so schön! Komm, wir wollen uns wieder dorthin setzen, Stefeli, vielleicht können wir's noch hören.«

»So geh, Schwärzeli, und tu nun recht«, sagte Stefeli und ließ den Strick los, den es bis jetzt festgehalten hatte. Nun folgte es dem Vinzi.

Kaum aber hatte es sich neben ihm niedergelassen, so sprang es wieder auf und Vinzi mit ihm. Diesmal hatten sie zu gleicher Zeit entdeckt, daß die Braune bis zu der Hecke gewandert war, die die Grenze gegen eine fremde Weide bildete, und dort an den Latten herumstieß, um hinüberzukommen. Nun liefen sie beide; die Braune mußte zurückgeholt werden. Das war bald geschehen, die Braune wanderte ganz bedächtig wieder dem erlaubten Boden zu. Stefeli hatte ein Plätzchen entdeckt, wo sich hinzusetzen besonders schön sein mußte; denn die kleinen roten Steinnelken nickten fröhlich ringsherum. »Komm, hier wollen wir bleiben, Vinzi, es klingt nun gewiß nicht mehr so wunderbar unter dem Baum.« Vinzi setzte sich hin, es war ihm auch recht. Eine friedliche Stille lag jetzt auf der ganzen Weide. In aller Ruhe zogen die Kühe grasend ihres Weges; Schwärzeli einmal voran, einmal hinterdrein, aber mit ordentlichem Gange, ohne hohe Sprünge, nur dann und wann sich ein wenig in Trab setzend, wenn die Stelle wieder gewechselt sein mußte.

Vergnügt schauten die Kinder in den sonnigen Morgen hinaus. Nach einer Weile des stillen Genusses sagte Stefeli: »Am liebsten wollte ich mein ganzes Leben lang ein Kuhhirt sein, du nicht auch, Vinzi?«

»Nein, das wollte ich nicht«, antwortete er.

»Warum denn nicht?« fragte Stefeli etwas vorwurfsvoll. »Es ist doch nirgends schöner als hier, das mußst du doch selbst sagen.«

»Ja, das ist schon wahr«, gab Vinzi zu; »aber der Beruf wäre dann, immerfort auf die Kühe achtzugeben, daß nichts geschieht und keine fortläuft, ich wollte lieber einen anderen Beruf.«

»Welchen wolltest du denn am liebsten?« wollte Stefeli wissen.

Vinzi sann ein wenig nach, dann sagte er: »Ich weiß nicht, welcher Beruf das wäre, in dem ich tun könnte, was mir am besten gefällt.«

»Was tust du denn am allerliebsten? Das habe ich noch gar nicht gesehen«, sagte Stefeli verwundert, daß es davon noch nichts wußte.

»Am liebsten mag ich zuhören, wie die Glocken klingen und wie es in den Zweigen der Bäume tönt und von den Bergen herunter und allenthalben. Hörst du, hörst du, wie es leise um uns singt,

hörst du's?« Vinzis Augen wurden immer größer und glänzender, wie er hinhorchte.

Stefeli spitzte die Ohren. »Das sind ja nur die Mücken, die summen«, sagte es jetzt etwas geringschätzig.

Vinzi fuhr fort: »Aber wenn es dann so schön klingt, dann möchte ich es ganz fest im Sinn behalten, und dann möchte ich es auch wieder herauszingen oder anders nachmachen, ich denke mir dann immer aus, wie ich es machen könnte.«

»Das gibt ja gar keinen Beruf«, unterbrach ihn Stefeli.

»Ja, ich glaub es auch«, sagte Vinzi ziemlich verzagt; »aber ich muß doch immer daran denken. Ich habe auch viele Pfeifen geschnitten und habe versucht, was ich darauf nachmachen könnte. Fünf hatte ich schon beisammen. Aus der einen konnte ich ganz tiefe Töne blasen und aus der anderen ganz hohe, und die übrigen klangen dann so mitten durch, und da habe ich alles ausgedacht, wie es nun anzustellen wäre, daß ich zwei oder drei zusammen blasen könnte, daß es zusammenklang, weißt du, wie die Glocken.«

»Du kannst gewiß ein Pfeifer werden«, fiel Stefeli rasch ein, sehr erfreut über die Eingebung, »das wäre doch ein guter Beruf, nicht?«

»Ich weiß nicht«, entgegnete Vinzi ein wenig unsicher; »aber wenn ich es auch könnte, so ließe mich der Vater doch nicht. Er hat in der Scheune die Pfeifen gefunden und hat sie alle fortgeworfen und hat gesagt, ich solle lieber an etwas Nützlicheres denken und nicht solche Haufen von Pfeifen sammeln und solchem Zeug nachsinnen, das sei gar nichts.« Vinzi sah sehr niedergeschlagen aus, wie er so berichtete. Das konnte Stefeli nicht aushalten.

»Du mußt darum nicht so traurig sein, Vinzi«, sagte es in tröstendem Ton, »der Vater meinte gewiß nur, daheim im Stall und in der Scheune müßtest du solche Pfeifen nicht haben und denen nachsinnen; aber hier auf der Weide darfst du sie wohl haben. Ich will dich dann schon rufen, wenn es etwas mit den Kühen gibt. So kannst du gut neue Pfeifen schneiden, die legen wir dann in ein Loch unter den Baum und nehmen sie nur immer heraus, wenn wir hier sind. Und dann helf ich dir auch beim Blasen, weißt du, ich blase dann die hohe Pfeife und du die tiefe, daß sie dann so zusammenklingen wie die Glocken.«

Vinzi schien den Trost noch nicht zu erfassen; er schaute traurig vor sich hin auf den Boden und sagte nichts mehr.

»Nun wollen wir von etwas anderem reden«, sagte die Schwester jetzt entschlossen; denn der Eindruck, den das Gespräch auf Vinzi zurückgelassen hatte, war nicht nach ihrem Geschmack. Doch bevor noch eine neue Unterhaltung angebahnt war, sprang Stefeli vom Boden auf, und »Vinzi, Vinzi!« schreiend, stürzte es davon. Vinzi schaute empor; jetzt rannte auch er aus allen Kräften derselben Stelle zu. Am Ende der Weide führte ein hölzerner Steg über den Vach. Eben hatte eine Gesellschaft von Fremden sich genaht, um ihn zu überschreiten. Mit wütendem Gebell hatte ein kleiner Hund sich von den Wandernden losgemacht und sich auf die Weide mitten unter die Kühe gestürzt, die er, immer ärger kläffend, nach allen Seiten hin verfolgte. Die geängsteten Tiere flohen in ihrem Schrecken eins dahin, das andere dorthin. Das Schwärzeli galoppierte mit seinem hochoberhobenen Schwanz kreuz und quer, was den Kläffer zu immer wütenderen Angriffen reizte. Stefeli lief den Kühen nach, um sie zu beruhigen; Vinzi aber stürzte sogleich dem Hund entgegen und hieb mit seiner Peitsche so wirksam auf ihn los, daß er plötzlich kehrte machte und mit Geheul der verschwindenden Gesellschaft nachrannte. Das war ein so erhitzendes Stück Arbeit gewesen, daß beide Kinder, nun die beruhigten Kühe in Frieden weiter grasten, ohne Abrede dem großen Baum zuliefen und sich hier in dem wohltuenden Schatten auf den

Voden warfen. Erst mußten sie beide wieder recht zu Atem kommen und die große Erhitzung durch das kühlende Fächeln der Zweige verwehen lassen.

Jetzt richtete Vinzi sich ein wenig auf und sagte: »Mich reut nur, daß ich den Hund erst nach der anderen Seite verfolgen mußte, als er schon nahe am Fußweg war, wo dieser der Weide entlang geht. Dort hat eine feuerrote Blume so prächtig geleuchtet, und so groß sah sie von weitem aus, wie ich noch keine gesehen habe. Wenn es nicht so weit unten wäre, ich liefte gleich noch einmal hin, sie zu holen, aber jetzt wird's heiß.«

»Die will ich schon finden«, sagte Stefeli entschlossen, »wenn sie so prächtig ist, dann ist es mir nicht zu weit.«

Nun wollte Vinzi sich doch noch anbieten, die Blume zu holen, wenn Stefeli sie doch so gerne sehen wollte; aber es war unterdessen schon so weit weggerannt, daß er kaum noch nachgekommen wäre. So blieb er sitzen und, nun die Mittagsglocke vom Dorf herauf erklang, vergaß er auch alles andere darüber und lauschte dem Klang.

»Da hast du die Blume«, ertönte es plötzlich neben ihm, und Stefeli legte ein hochrotes Tuch vor den Bruder hin. Er war so in seine Gedanken vertieft gewesen, daß er gar nicht gemerkt hatte, wieviel Zeit vergangen war, und sich nun sehr über Stefelis schnelle Rückkehr verwundern mußte. Die vermeintliche Blume schaute er nachdenklich an. Ja, es war dasselbe Rot, das seine Blume hatte, es mußte sie wohl sein. Aber noch etwas beschäftigte ihn: dieses Tuch hatte er schon einmal gesehen, wo war das denn? »Oh, nun weiß ich's!« rief er plötzlich aus, »an dem Sessel, auf dem das fremde Kind saß, beim Haus der Frau Troll hing das Tuch, dem Kinde muß es gehören.«

Nun erinnerte sich auch Stefeli daran, dort etwas Rotes gesehen zu haben, und dazu fiel ihm ein, daß es in der Gesellschaft der Herren, die über den Steg gegangen, auch Kinder gesehen hatte; so waren es wohl die beiden von gestern. Nun fing Vinzi an zu beratschlagen, was mit dem Tuch zu tun sei. Er meinte, was man gefunden habe, müsse man sogleich zurückerstatten. Am besten sei darum, er laufe gleich nach dem Hause der Frau Troll und bringe den Fund hin. Davon wollte aber Stefeli nichts wissen. Es behauptete, nun sei die Zeit des Mittagessens da für jedermann, nachher sei es dann noch lange bis zum Abend, und vor allem müsse nun das Mittagsmahl zubereitet werden. Wie nun diese notwendige Tätigkeit dem Vinzi so bestimmt vor die Augen trat, empfand er plötzlich einen großen Hunger, der ihm bewies, daß Stefeli recht hatte. So ging er denn gleich ans Werk, sammelte rasch alle dünnen Reiser unter dem Baum und ringsumher zusammen, schichtete sie ordentlich aufeinander und zündete sie an. Die Flamme schlug gleich hoch empor, so trocken war das Holz. Stefeli hatte unterdessen den Grasboden zu einer ganz appetitlichen Tafel umgewandelt: da lagen ausgebreitet zwei große Brotschnitten, schön mit gelber Butter bestrichen, zwei schneeweiße Eier, die hatte die Mutter daheim gekocht, so daß man sie nur zu schälen brauchte. Nun brachte Stefeli den Sack nahe zum Feuer heran, um den rechten Augenblick abzuwarten. Als dann das Holz niedergebrannt war und nur noch kleine Flämmchen aufzuckten, holte Stefeli die sauber gewaschenen runden Kartoffeln aus dem Sack hervor und legte eine nach der anderen auf die glühenden Kohlen. Bald schmorten und dampften die dann so einladend, daß die Kinder erwartungsvoll sich hinsetzten und dem erwünschten Augenblick entgegensahen. Nun war er gekommen. Aus der verglühenden Asche wurden die Kartoffeln mit den Weidenrütchen herausgeholt, und, sobald die größte Hitze ein wenig nachgelassen hatte, wurde hineingebissen, weiter und weiter, und die festgebackene Kruste war das Beste daran. Aber was noch übrigblieb, war auch nicht zu verachten. Vinzi biß mit seinen weißen Zähnen tüchtig in sein Butterbrot ein, und Stefeli ließ sich das frische Eilein recht wohl

schmecken. Die Kühe hatten bis jetzt so fleißig fortgeweidet, daß sie ein wenig ausruhen mußten. Eine nach der anderen legte sich an einer schönen, sonnigen Stelle auf den Boden nieder, sogar das Schwärzeli hatte sich geruhlich niedergelassen, doch fuhr der kleine schwarze Kopf von Zeit zu Zeit so lebhaft in die Höhe und von einer Seite auf die andere, daß der Ruhe noch nicht völlig zu trauen war.

Die Kinder hatten ihren Platz unter dem Baum wieder schön gesäubert; denn Papier und Eierschalen gehörten nicht dahin, das war ja ihre Wohnstube, und die durfte nur einen schönen, sauberen Grasboden haben. Nun saßen sie still und vergnüglich die Weide überblickend, die jetzt so friedlich aussah.

»Nun könnte ich am besten das gefundene Tuch zurückbringen«, sagte Vinzi nach einer Weile; »sie bleiben jetzt gewiß alle ruhig liegen, bis ich wiederkomme, meinst du nicht auch?«

»Das kannst du gut tun«, erwiderte Stefeli, »die Großen bleiben schon liegen, und wenn das Schwärzeli Sprünge machen und gegen den Bach rennen will, so kann ich es locken. Ich habe ihm alles Salz zurückbehalten, das uns die Mutter zu den Eiern gegeben hat. Du hast ja keins verlangt, und ich wollte auch keins, und das Schwärzeli leckt es furchtbar gern.«

Vinzi ergriff nun das rote Tuch, das Stefeli schön zusammengefaltet hatte, und lief davon. Eine gute Viertelstunde brauchte er trotz seines Rennens, bis er vor dem Hause der Frau Troll stand. Die Haustür stand offen. Drinnen war alles still. Im Garten hörte er jetzt hacken. Er dachte wohl, dort würde Frau Troll zu finden sein; aber er hörte noch etwas, das zog ihn so mächtig an, daß er den Tönen nachging. Er stieg die Treppe hinauf; jetzt hörte er ganz nah und deutlich eine lustige Melodie erklingen. Dort kam sie heraus, wo wohl die Türe nicht ganz geschlossen war. Er trat ganz nahe heran und drückte sein Ohr an die Tür, um recht zu hören. Da diese aber wirklich nicht fest geschlossen war, sprang sie plötzlich auf; denn Vinzi hatte in seiner Begierde zu hören, den Kopf sehr stark darauf gedrückt. Augenblicklich kehrte die kleine Musikantin, die da drinnen auf einem hohen Stühlchen am tönenden Instrumente saß, sich um, und wie sie nun den Vinzi erblickte, der ganz erschrocken dastand, sprang sie vom Stuhl herunter und kam rasch auf ihn zu. »Oh, hast du mein Tuch gefunden und bringst mir's schon zurück?« rief sie befriedigt aus, als sie das rote Tuch in Vinzis Hand erblickte, »das ist so gut für mich. Fräulein Landrat hat mich schon so ausgezankt und hat gesagt, zur Strafe, daß ich nicht aufgepaßt hätte, müßte ich den ganzen Weg noch einmal machen, den ich heute mit meinem Papa und den anderen Herren gemacht habe, und mein Tuch suchen, und es ist so weit, und sie wollte nicht mitkommen, und jetzt brauche ich das nicht zu tun. Nun will ich dir auch einen Finderlohn geben, was möchtest du am liebsten haben?«

Vinzi stand immer noch vor der Tür und schaute noch ganz überrascht das wunderbare Kind an, das solche Musik hervorbringen konnte und nun so freundlich zu ihm sprach, als hätten sie sich schon lange gekannt. Er zögerte mit seiner Antwort; endlich sagte er ein wenig zaghaft: »Kann ich wünschen, was ich will?«

»Ja, das kannst du«, entgegnete die neue Bekannte sehr bestimmt. »Aber weißt du«, fuhr sie gleich fort, »nur etwas, was ich dir geben kann, nicht etwa ein Schiff oder ein lebendiges Pferd.«

»New, nein, das meine ich nicht«, sagte Vinzi abwehrend, »ich wollte nur gern noch einmal die Musik hören.«

»Die Musik? Meinst du das, was ich gespielt habe, wie du kamst? Das ist eigentlich kein Geschenk. Wie heißest du denn?« unterbrach die Sprechende plötzlich ihren Gedankengang.

Vinzi nannte seinen Namen.

»So, und ich heiße Alida Thornau«, fuhr sie fort, »ich habe üben müssen, und weil das schrecklich langweilig ist, so spiele ich dann zwischendurch eins von den kleinen Stcken. Mußt du auch üben?«

»Was ist üben?« fragte Vinzi.

»Oh, weißt du das nicht? Dann hast du's gut!« rief Alida aus. »Siehst du, üben ist ganz still sitzen auf einem runden Stuhl und immerfort mit den Händen auf einem Klavier erst hinaufspielen und dann wieder hinunter, das ist die Tonleiter, und dann nachher dreißigmal die gleichen Töne vorwärts und dann rückwärts spielen, das ist die Fingerübung.«

»Warum mußt du üben?« fragte Vinzi erstaunt über diese Tätigkeit.

»Weil man folgen mußt«, antwortete Alida, »und Fräulein Landrat befiehlt mir alle Tage von zwei bis drei Uhr zu üben, darum muß ich es tun. Hier habe ich keine Stunden wie daheim in Hamburg. Aber jedesmal, wenn der Papa herunterkommt, dann muß ich wieder versprechen, daß ich Fräulein Landrat folgen will. Weißt du, mein Papa ist mit der Mama da oben in den Bädern, weil sie krank ist.«

»Aber wie hast du denn gelernt, das schöne Stück zu spielen?« fragte Vinzi, der mit großer Spannung den Mitteilungen folgte.

»Das kann man dann bald, wenn man soviel üben muß und die Noten kennt, dann braucht man nur die Noten zu spielen, die da stehen«, sagte Alida erklärend.

»Oh, dann hast du's ja gut, daß du soviel üben darfst.« Vinzi schaute bei diesen Worten so verlangend nach dem Klavier hin, daß Alida plötzlich der gewünschte Finderlohn wieder einfiel.

»So will ich dir nun das Stück spielen«, sagte sie, »mach nur die Türe zu, und komm hierher, so kannst du's recht hören.«

Vinzi gehorchte und stellte sich erwartungsvoll hinter das Klaviersthlchen.

Mit einem Eifer wie kaum je zuvor begann jetzt Alida ihr Frühlingslied zu spielen und fuhr ohne Stocken und Wiederholen bis zum Ende fort, was noch nie geschehen war. Daß jemand ihr so gespannt zuhörte, spornte sie zu einer ungewöhnlichen Leistung an.

Vinzi starrte auf die spielenden Finger wie auf ein Wunder. Im Spiegel, der über dem Klavier hing, konnte Alida sehen, mit welcher regungslosen Spannung er ihrem Spiel folgte. Das gefiel ihr, und als sie mit ihrem Spiel zu Ende war, fing sie gleich noch einmal von vorn an. Aber mitten drin mußte ihr ein neuer Gedanke aufgestiegen sein. Sie hielt plötzlich inne, drehte sich auf ihrem Stuhl herum und fragte: »Wolltest du etwa auch gern Klavier spielen lernen?«

Vinzis Augen flammten hell auf; aber nur einen Augenblick, im nächsten schaute er auf den Boden und sagte traurig: »Das kann ich ja nie.«

»Doch, das kannst du ganz gut«, erwiderte Alida mit Überzeugung, »ich kann es dich lehren, du kannst bald, was ich kann, und dann kannst du mit mir üben; das ist dann viel lustiger, als wenn ich so allein sitzen und üben muß. And dann kannst du auch die kleinen Stücke spielen, wie dieses ist, das dir so gut gefllt, das währt gar nicht lange, willst du?«

Vor Staunen und Verlangen waren Vinzis Augen immer groer geworden. Dieses unbegreifliche Glück, selbst solche Musik machen zu können, lag plötzlich vor ihm. Er brauchte nur ja zu sagen, und alles ging so leicht, ganz von selbst. Er konnte es nicht fassen. Er sollte nur ja sagen, und das unerhörte Glück war in seinen Händen, es konnte ja nicht sein.

Vinzi brachte vor innerer Spannung keinen Ton über seine Lippen.

»Sag doch bald >ja<, du wirst doch wollen, wenn es dir so gut gefällt«, sagte Alida ein wenig ungeduldig. »Dann kommst du jeden Tag um zwei Uhr, wie heute, zu mir. Dann ist Fräulein Landrat mit Hugo auf dem Spaziergang, und ich muß üben bis um drei Uhr oder noch länger manchmal, bis sie zurückkommen. So sind wir immer ganz allein, und ich lehre dich alles, und dann spielen wir miteinander, oder einmal du und einmal ich.«

Wie Vinzi die Sache so klar geordnet vor sich sah, kam es ihm auf einmal vor, sie könnte wirklich möglich sein, und mit ganz erregter Stimme sagte er: »Ich möchte ja gar nichts lieber tun, wenn es nur sein könnte.«

»Nun ist alles ganz bestimmt ausgemacht«, sagte Alida befriedigt, »morgen kommst du, oder willst du etwa heute schon anfangen?«

So gern Vinzi auch gewollt hätte, das durfte er doch nicht tun; er war ja schon so lange fortgeblieben und hatte Stefeli allein gelassen. Aber morgen zu kommen, das wollte er ja so gern versprechen, wenn es nur sein könnte, so ganz konnte er sein Glück immer noch nicht glauben. Aber Alida war ihrer Sache so sicher, daß das Gefühl auch ein wenig auf ihn überging und er nun in ungewohnter Erregung davonrannte. Was wohl Stefeli zu seinem Vorhaben sagen würde? Das war nun sein Hauptgedanke, wie er dahinlief. Vielleicht mochte es nicht alte Tage so lange allein sein, vielleicht dachte es auch, der Vater würde böse sein, wenn er es wüßte; vielleicht könnte es doch nicht sein.

Jetzt war er auf der Weide angelangt. Alles war in bester Ordnung. Ruhig lagen die Kühe auf denselben Stellen wie vorher, das Schwärzeli wanderte hin und her, aber ohne Aufregung; dort unter dem Baum saß Stefeli und sang ein Lied. Er lief hin.

»Du bist aber lange geblieben«, sagte Stefeli, das sein Singen eingestellt hatte, »was hat sie gesagt?«

Vinzi setzte sich neben Stefeli auf den Boden und fing an zu erzählen, was sich alles zugetragen und welch ein Glück Alida ihm in Aussicht gestellt hatte, daß er lernen sollte, so schöne Musik zu machen, wie sie es selbst konnte, wenn er nur jeden Tag eine Stunde zum Üben komme. Er habe aber nicht bestimmt zugesagt; er müsse ja erst wissen, was Stefeli dazu sage, weil es dann täglich eine Stunde allein sein müßte.

Stefeli besann sich keinen Augenblick. »Das kannst du ganz gut tun, Vinzi«, sagte es lebhaft, »das macht dir dann gewiß eine so große Freude, wie sonst nichts, das weiß ich ganz genau.«

»O ja, ich auch, das weiß ich wohl«, sagte Vinzi mit leuchtenden Augen. »Und gelt, um die Zeit muß man nicht fürchten, daß es mit den Kühen etwas gibt, sie sind ja jetzt noch ganz ruhig?«

»Da gibt es nichts«, versicherte Stefeli; »solange du fort warst, haben sie gar nichts getan, als still gelegen und in die Luft hinaus geguckt, und das Schwärzeli ist spazieren gegangen, und so ist es alle Tage am Nachmittag.«

Vinzi wußte das eigentlich wohl; aber er war doch froh, daß Stefeli ihm die Sache noch so recht sicher vor die Augen brachte. Nun hatten die Kinder noch manches zu besprechen; denn in der Aussicht auf das bevorstehende große Ereignis fiel ihnen noch so vieles ein, das dann daraus hervorgehen könnte, daß sie mit ihrem Gespräch gar nicht zu Ende kamen. Sie konnten auch ganz ungestört sitzen bleiben; denn nun weideten die Kühe längst wieder in aller Ordnung und Ruhe, wie es sein mußte. Jetzt ertönte da und dort der Ruf eines Hornes, überall derselbe Ton. Es war für die jungen Hirten ringsherum das Zeichen, daß die Zeit zum Melken gekommen und das Vieh

heimzutreiben sei.

Vinzi schoß in großer Überraschung vom Boden auf; so schnell war es noch gar nie Abend geworden, meinte er. Stefeli nahm den Sack auf den Arm und das Hütchen zur Hand und holte das spazierende Schwärzeli zur Stelle. Vinzi rief und pfiß seine Kühe zusammen, und nun wanderten die Kinder wohlgenut hinter ihrer kleinen Herde dem Stalle zu, wo der Vater stand und sie erwartete. An dem Tage, da die Kinder Vieh zu hüten hatten, war ihr Tagewerk zu Ende, wenn sie von der Weide heimkamen. Sobald der Vater aus dem Stalle kam, wurde das Abendessen eingenommen, und bald nachher, wenn die Mutter ihre Küchengeschäfte beendet hatte, setzte sie sich zu den Kindern hin, um ihr Lied mit ihnen zu singen; dann hatten sie ihre Betten aufzusuchen. Das taten sie denn auch ganz gern; denn am Morgen ging es ja in aller Frühe wieder hinaus.

Unerwartete Ereignisse

Unerwartete Ereignisse

Der Morgen war unter dem immer wieder nötigen Rennen und Rufen und Zurückholen der weidenden Tiere, die am Morgen immer recht munter waren, viel schneller dahingegangen, als Vinzi erwartet hatte; denn schon beim Erwachen hatte er gedacht: wenn es doch nur schon zwei Uhr wäre und nicht erst ein so langer Morgen überlebt werden müßte.

Nun war auch das Mittagessen vorüber, und die Kühe hatten sich zur Nachmittagsruhe hingelegt. Vinzi schaute wieder und wieder nach den Bergen hinüber: »Jetzt muß es zwei Uhr sein«, sagte er plötzlich, vom Boden aufspringend. »Gestern stand die Sonne dort über dem Felsenhorn, als ich zurückkam. Ich habe gleich danach geschaut, weil Alida gesagt hatte, um zwei Uhr müsse ich heute kommen, und bei ihr hatte es gerade drei geschlagen, als ich fortlief, und nun hat die Sonne gewiß noch eine Stunde, bis sie über dem Korn steht.«

»Ja, lauf nur gleich, so kommst du bald wieder und erzählst mir dann alles«, ermunterte ihn Stefeli.

Sofort rannte Vinzi davon. Als er im Hause der Frau Troll die Treppe hinaufstieg, kam ihm Alida entgegengeläufig: »Du kommst ganz recht!« rief sie ihm zu, »sie sind fort, und wir sind ganz allein, so mußt du immer kommen.«

Als Vinzi in die Stube eintrat, schaute er schnell nach der Uhr. »Nun weiß ich genau, wo die Sonne stehen muß«, sagte er befriedigt; »es ist zehn Minuten nach zwei Uhr.«

»Jetzt wollen wir gleich anfangen«, schlug Alida vor. »Ich sage dir, wie die Noten heißen und dann wie hier die Tasten heißen, auf denen man spielen muß, und dann kannst du anfangen.«

Sie nahm nun ein kleines Notenblatt zur Hand und begann zu lehren. Der Unterricht mußte ein wenig rasch vor sich gehen, Alida liebte nicht, lange bei derselben Sache zu verweilen. Aber Vinzi war so gespannt aufmerksam und begriff auch so schnell, daß seine Lehrerin recht nach Wunsch vorwärtkam.

»So, jetzt will ich dir auch die Tasten zeigen; die Noten kannst du dann immer besser kennen lernen beim Spielen«, sagte sie, nun ihr das längere Notenlesen doch gar zu langweilig vorkam.

So ging es nun an das Kennenlernen der Tasten, und um die Sache lebendiger zu gestalten, schlug Alida jedesmal den Ton an, der benannt werden mußte.

Vinzi war ganz in Staunen versunken.

»Wie kann man Noten machen?« fragte er plötzlich.

»Die sind schon gemacht und stehen im Buch, da kann man sie lesen und spielen«, erwiderte Alida.

»Aber vielleicht hat sie doch zuerst einer gemacht, und jetzt können die anderen sie spielen, meinst du nicht?« fragte Binzi bescheiden. »Meinst du nicht, daß man Noten machen könnte aus allen Tönen, die man hört und so in sich hat, wenn man nur wüßte wie? Und dann könnte man die Weisen auf dem Klavier spielen.«

»Das ist ja gar nicht nötig, es gibt gewiß schon genug Noten«, sagte Alida mit einem Seufzer, indem sie einen Blick auf das große Buch warf, in dem die vielen Übungsstücke standen, die sie eines nach dem anderen erlernen sollte.

Auch Binzi schaute auf das offene Notenbuch. Seine Augen folgten den schwarzen Punkten mit einer Begierde, als schauten sie in lauter Wunder hinein.

»Jetzt spiel ich dir noch das kleine Stück, das dir gefällt«, fuhr Alida fort, »dann kannst du's auch bald lernen, es ist gar nicht schwer.«

Sie spielte nun wieder, und Binzi lauschte wieder in höchster Spannung und mit so brennenden Augen, als wollte er jeden Ton auch noch mit diesen, nicht nur mit den Ohren aufnehmen.

Eben war Alida zu Ende gekommen, als die Schwarzwälder ihr an der Wand drei schlug.

»Nun ist die Stunde aus, morgen kommst du wieder«, sagte Alida vom Stuhle springend.

Binzi reichte ihr schnell die Hand und eilte fort. So ging es drei Tage lang ungestört weiter. Binzi war ein so gelehriger Schüler, daß sich seine Lehrerin sehr über seine Fortschritte verwundern mußte. Wirklich hatte er das kleine Stück schon einmal ganz durchgespielt, ohne die Noten, die kannte er noch nicht so gut; aber er wußte alles auswendig. Nur spielte er das ganze Stück mit dem Zeigefinger, was ihm aber Alida ernstlich untersagte, da kein Mensch so spielen dürfe, sondern alle fünf Finger der Hand gebrauchen müsse. Vinzi meinte aber, er finde die Töne schneller mit dem Zeigefinger allein; doch sah er ein, daß an der linken Hand auch einer so mithüpfen mußte, um den Baß herzustellen.

Es kam dem Vinzi wohl zustatten, daß er in diesen Tagen seine ganze Zeit auf der Weide zubringen konnte und nicht, wie sonst öfters, dem Vater in Stall und Scheune allerlei zu helfen hatte; denn seine Gedanken waren jetzt so gänzlich von seinen Musikstudien erfüllt, daß er sie immer erst weit herholen mußte, wenn zu ihm geredet wurde, und darum immer einige Zeit brauchte, bis er die Worte zur Erwidern gefaßt hatte. So kam es, daß der Vater bei den wenigen Anlässen, da er in diesen Tagen den Vinzi nötig hatte, ihn jedesmal mit Kopfschütteln entließ und ihn auch etwa einmal anfuhr: »Wo hast du den Kopf, Bub?«

Nun war die vierte Unterrichtsstunde in Aussicht. Eben rannte Vinzi dem Hause zu und war in seiner Freude, immer eine Stufe überspringend, schon halb die Treppe hinaufgerannt, als eine scharfe Stimme von unten ihm zurief: »He, was ist das, du frecher Bub, komm gleich herunter!«

»Ich will nur zur Alida hinauf«, sagte Vinzi ein wenig erschrocken.

»Was Alida! Du kennst keine Alida, und sie kennt dich nicht«, schrie sehr erbost Frau Troll hinauf; sie war es, die unten stand. »Gleich auf der Stelle kommst du herunter, oder ich hole dich, und anders, als du meinst.«

Vinzi kam gehorsam die Treppe herunter. Jetzt aber rief er mit aller Kraft hinauf: »Alida, ich darf nicht kommen, nur daß du weißt, daß ich da war.«

»Was rufst du?« fragte die Frau grimmig; »gelt, du wolltest mich gern überlisten, daß ich glauben sollte, du kenntest das Töchterchen droben, dessen Namen du aufgeschnappt hast? Da ist die Tür.«

Aber jetzt kam Alida heruntergerannt, sie hatte den Ruf vernommen.

»Warum schicken Sie den Vinzi fort, wenn er doch zu mir will?« fragte sie ein wenig herrisch.

»Ach so, so, das wäre also eine abgekartete Sache«, sagte Frau Troll, aber in einem ganz anderen

Tone, als sie zu Vinzi gesprochen hatte. »Weiß es auch das Fräulein, daß er kommen sollte?«

»Nein, aber ich weiß es«, antwortete Alida trotzig.

»So wollen wir erst einmal alles dem Fräulein berichten, dann wird die Sache wohl in Ordnung kommen«, sagte Frau Troll ein wenig höhnisch; »das beste wird sein, er geht jetzt dahin, wohin er gehört.«

Das fand Vinzi auch; er gab Alida die Hand und ging traurig weg; denn er dachte: nun ist alles aus.

Aber nun stieg in Alida ein großer Zorn auf, daß die Frau ihren Freund so fortschicken durfte.

»Das will ich alles meinem Papa sagen«, rief sie heftig aus; »er wird dann auch sagen, ob man den Vinzi so behandeln darf.« Wie beflügelt von ihrem Zorn, stürzte sie die Treppe hinauf.

Sobald Frau Troll das Fräulein mit Hugo herankommen sah, ging sie schnell hinaus und stattete den beiden über den Vorfall gründlich Bericht ab, der sich in ihrer Abwesenheit zugetragen hatte.

»Das ist sicher, daß der Bub heute nicht zum ersten Male dagewesen ist«, schloß sie sehr aufgeregt ihre Mitteilungen, »es war alles abgeredet, er schoß gradaus die Treppe hinauf, als wär er hier daheim, und das Töchterchen hatte oben auf ihn gewartet.«

Entsetzt stand das Fräulein da.

»Wie durfte sich Alida so etwas herausnehmen? Bekanntschaft schließen mit einem Kuhhirtenbuben von ganz unbekannter Herkunft«, rief sie jetzt in Entrüstung aus, »das habe ich den Eltern zu berichten.«

»Es ist vielleicht der Junge, der das Tuch gefunden hat«, meinte Hugo, der bis jetzt nachdenklich zugehört hatte, »wir haben ihn am Sonntag mit seiner Schwester gesehen, der sieht ganz nett aus, mit dem kann Alida schon ein wenig Freundschaft halten.«

Fräulein Landrat hatte keine Worte mehr für ihr Mißfallen; sie wandte sich und ging die Treppe hinauf; Hugo folgte.

»Wer war bei dir, als wir fort waren?« fragte das Fräulein, die Tür aufreißend.

»Vinzi«, antwortete Alida.

»Wenn Vinzi der Name des Buben ist, der da war, so will ich wissen, was er hier zu tun hatte«, fuhr das Fräulein in großer Aufregung fort.

»Er hat eine Klavierstunde genommen«, war die Antwort.

»Meinst du, daß ich mit dir spaße, Alida?« sagte Fräulein Landrat noch aufgeregter.

»Nein, das meine ich nicht«, erwiderte Alida.

»So antworte mir vernünftig!« rief das Fräulein aus. »Wie kamst du dazu, diesen Buben hierher zu rufen, was sollte er hier?«

»Er sollte eine Klavierstunde nehmen«, entgegnete Alida, als müßte es so sein.

»Aber sag doch, Alida, wer ihm hier die Klavierstunde geben sollte«, fiel Hugo ein.

»Die mußte ich ihm geben«, antwortete Alida ganz ernsthaft.

Hugo lachte auf.

»Hat er nicht lachen müssen, als du ihm eine Klavierstunde geben wolltest?« fragte er.

»Nein, er war sehr aufmerksam«, sagte Alida.

»Es ist genug!« rief das Fräulein zornig aus. »Du sollst auch nicht weiter fragen, Hugo. Alida soll nicht meinen, daß es mich belustige, wenn sie solches Zeug erfindet. Ich werde gleich an den Papa schreiben, aber vor allem —«, damit lief sie aus dem Zimmer.

Nun fing Hugo das Verhör noch einmal an und hörte nun zu seiner Belustigung, daß die Musikstunden schon mehrmals ganz im Ernst stattgefunden hatten und daß Vinzi schon sehr viel gelernt habe. Auch daß Alida ihrem Papa sagen wollte, wie die Frau Troll den Vinzi behandelt hatte, mußte ihr Bruder noch wissen.

Unterdessen hatte Fräulein Landrat Frau Troll aufgesucht und ihr aufgetragen, wenn dieser Vinzi sich je wieder dem Hause nahen sollte, ihn fortzuschicken mit dem ernstlichen Verbot, je wieder ihre Zimmer zu betreten.

Noch an demselben Abend kam Vater Lesa beim Hause der Frau Troll über den Weg gegangen, um querfeldein zu seinem Hause zu kommen. Sie stand in ihrem Garten und erblickte ihn.

»He, Nachbar Lesa«, rief sie ihm zu, »ich hätte Euch etwas zu sagen.«

Er kam heran.

»Ich meine«, fuhr sie fort, »es wäre Eurem Buben auch besser, wenn er etwas zu tun hätte und nicht Zeit fände, in anderer Leute Häuser zu laufen und unnötiges Zeug zu treiben.«

»Wie ist das gemeint, Nachbarin?« fragte Lesa und preßte jetzt seine Lippen aufeinander, als hätte er etwas Hartes zu zerbeißen.

»So ist es gemeint, daß der Bub schon manchen Nachmittag hier gewesen ist, um dem fremden Kinde droben Unterhaltung zu bringen mit Musikmachen und solchem Zeug«, berichtete Frau Troll. »Die Erzieherin will aber davon nichts mehr wissen, der Bub soll bleiben, wo er hingehört.«

»Er wird dort bleiben, lebt wohl!« sagte Lesa und ging seines Weges.

Es war gerade die Zeit des Abendessens, als er in sein Haus eintrat. Die Kinder saßen schon beim Tisch, wie die Mutter sie geheißen hatte, damit alles bereit sei, wenn der Vater komme. Sie brachte sogleich das Essen auf den Tisch und setzte sich auch hin. Der Vater sprach kein Wort. Die Mutter schaute dann und wann fragend zu ihm hinüber, versuchte auch, ihm einiges mitzuteilen, das er sonst gern wissen wollte; er schien aber kaum darauf zu achten. Sie fühlte, daß etwas nicht in Ordnung war und daß ihr Mann vielleicht gern allein sein wollte. Sobald darum die Kinder mit ihrem Abendbrot zu Ende waren, machte die Mutter, daß so schnell als möglich abgetan wurde, was noch sein sollte, damit die Kinder sich zurückziehen konnten. Sobald das geschehen und Vinzenz Lesa mit seiner Frau allein war, sagte er: »Setze dich nieder, ich habe mit dir zu reden.«

Sie tat, was er verlangte.

»Jetzt ist's genug mit dem Buben«, fuhr er grimmig fort, »nicht nur, daß er nichts tut und nichts versteht und daß nichts aus ihm wird, nun muß er uns auch noch Schimpf und Schande zuziehen, das ist mehr als genug. Nun ist's aus, er muß fort.«

Die Frau war vor Schrecken ganz bleich geworden.

»Ums Himmels willen, hat der Vinzi etwas angestellt?« fragte sie voller Angst, »er ist doch sonst nicht so, was hat er denn getan? Vinzenz, sag doch, hat er wirklich etwas Böses angestellt?«

»Frag ihn nur selber, was er alles gemacht hat; mir ist's gerade genug, daß mir die Nachbarin sagen darf, es wäre besser, wenn mein Bub etwas zu tun hätte, daß er nicht in anderer Leute Häuser laufen könnte, um Lumpereien zu treiben. So etwas muß ich mir sagen lassen! Ich habe es schon lange genug geduldet, jetzt ist's genug, nun muß er fort, fort muß er!«

Vinzenz Lesa war vor Aufregung vom Stuhl aufgestanden; er mußte einmal durch die Stube gehen, dann setzte er sich wieder.

»Ich kann gar nicht begreifen, was da vorgegangen ist«, sagte die Frau, nun er wieder neben ihr saß und sie nach dem ersten Schrecken ein wenig hatte nachdenken können, »Vinzi ist ja gar nicht so, daß er den Leuten ohne Auftrag in die Häuser geht; es muß da etwas dazwischenlaufen. Wir wollen doch erst mit dem Buben reden, daß er uns sagen kann, warum er das getan hat; man kann ihn doch nicht nur so verurteilen; er sagt uns sicher die Wahrheit. Aber denk doch nach, Vinzenz, was das wäre, einen zwölfjährigen Buben fortzuschicken, er ist ja viel zu jung.«

»Ich wehre dir ja nicht, mit ihm zu reden«, erwiderte der Mann; »aber das sag ich dir, fort muß er, das hab ich schon lange bei mir herumgetragen, und jetzt ist es reif. Es ist der einzige Weg, auf dem ihm noch geholfen werden kann. Er muß an einen Ort hin, wo es gar keine Gelegenheit gibt, solchen Unfug zu treiben, wo nur wenig Menschen sind, aber rechte, die ihre Freude an der Arbeit und an ihrem schönen Vieh von allen Arten haben und die für sich bleiben und nicht mit Fremden zusammensitzen, die kein Mensch kennt.«

»Aber das erste wäre doch, daß man die Leute kennen müßte«, fiel hier die Frau lebhaft ein, »du wirst doch nicht sagen wollen, daß du unseren Vinzi einem übergeben könntest, er sei wie er wolle, wenn er nur Freude an seiner Arbeit und an seinem Vieh hat.«

»Nur ruhig, nur ruhig, ich komme schon«, fuhr der Mann im gleichen Tone fort. »Du weißt, daß ich im vergangenen Herbst oben auf dem Berg war, auf dem Simplon, wo ein Vetter von mir wohnt, der Lorenz Lesa. Er hat ein Gut oben mit ein paar schönen Kühen; es ist nicht gar groß, aber alles in bester Ordnung. Mir hat's droben gefallen, und dort hinauf muß der Bub, da kann er vielleicht noch zurechtkommen, wenn er sieht, wie andere Buben geartet sind und so froh und zufrieden dabei.«

»Ist es denn nur möglich, daß du deinen Buben so weit wegschicken willst!« rief jetzt die Frau jammernd aus, »und auf den hohen Berg hinauf? Es muß ja furchtbar einsam dort oben sein. Ich kann mir gar nicht denken, wie es um ihn her aussehen wird. Den Vetter kenn ich nicht und seine Frau auch nicht. Wie werden die zwei einen Buben aufnehmen, den man ihnen so wie einen jungen Taugenichts zuschickt, mit dem man daheim nichts mehr anzufangen weiß. Es ist geradezu so, als sei unser Vinzi ein Verbrecher geworden, den man in die Verbannung schicken muß.«

»Du brauchst dich nicht so zu erhitzen, Frau«, begann der Mann wieder, »ich will ja diese Veränderung nicht als Strafe für ihn, sondern als ein Mittel, das den Buben noch zurechtbringen kann. Der Vetter Lorenz ist ein guter und billig denkender Mann; er wird den Buben nicht übel behandeln, und die Base Josepha ist eine überaus brave Frau, die drei Buben aufzieht, die einem Freude machen, sie nur anzusehen. Ich habe sie mitten in der Kuhherde gesehen, da war nichts als Jodeln und Peitschenknallen und eine Lustbarkeit, als hätten sie lauter Sonntage. Was meinst du, kann es da unserem Buben nicht auch noch kommen, daß er einsieht, wie gut er's auf der Welt hat, und daß ihm noch Freude und Gedanken für seine Arbeit aufgehen? Fort muß er, und Besseres könnte es gar nicht geben für ihn.«

Die Frau sagte nichts mehr, sie war nicht so überzeugt wie ihr Mann, daß ihr Vinzi mitten unter

den anders gearteten Buben sich wohl befinden würde, sie wußte auch gar nicht, wie der Vetter und die Base den eigenartigen Vinzi ansehen würden, und noch viele andere ängstliche Fragen stiegen in ihr auf; aber sie wußte, sie konnte nichts mehr machen. Es war ja beschlossen, daß Vinzi fort mußte, und sie wußte keinen anderen Ort, wo sie ihn hätte hinbringen können. Sie fragte nur noch, ob das denn bald sein müsse, man werde doch erst von den Verwandten wissen müssen, ob sie den Buben auch übernehmen wollten. Da hörte sie dann von ihrem Manne, daß er schon im vergangenen Herbst bei seinem Besuch beim Vetter sein Wohlgefallen an dessen Buben geäußert und dabei ausgesprochen hatte, wenn doch der seinige auch so wäre und so fröhlich jodelte, anstatt still und verstört umherzustaunen, wie er es mache. Da hatte der Vetter ihm selbst gesagt, er sollte nur den Buben einen Sommer lang zu ihm hinausschicken, bei seinen und all den anderen Hirtenbuben würde er bald aufwachen und ihre Fröhlichkeit teilen. Er würde auch selbst noch dazu helfen; denn frohmütige Buben seien ihm auch lieber als verstockte.

So hatten sie dann miteinander ausgemacht, wenn es einmal so kommen sollte, daß er es für seinen Vinzi für nötig fände, daß er fortkomme, so solle er den Buben dem Vetter zuschicken. Dieser würde dagegen einen anderen Sommer einen von seinen dreien nach Leuk hinunterschicken, etwas Neues in der Arbeit und in den Gewächsen des Landes zu sehen, tue jedem gut. Er glaube, schloß Lesä, daß dieser Tage einer von dort unten aus dem Dorf mit Vieh über den Berg fahre, dem könne man dann den Vinzi gleich mitgeben.

Die Mutter ging heute mit einem schweren Herzen zu Bett. Da sollte nun ihr Vinzi zu fremden Leuten in eine Umgebung fortgeschickt werden, die sie gar nicht kannte, und so weit weg, daß sie nicht daran denken konnte, auch nur ein einziges Mal nach ihm zu sehen. And warum mußte das geschehen? Eine neue Sorge befiel sie: Vinzi mußte etwas getan haben, das die Unzufriedenheit des Vaters zum Aberlaufen gebracht hatte. Sie schlief kaum in dieser Nacht. Sobald es am anderen Morgen hell geworden war, ging sie leise nach Vinzis Kammer, noch bevor jemand anders im Haus erwacht war. Sie wollte eine ruhige Stunde mit dem Buben haben, um ihn anzuhören und dann vorzubereiten auf das, was ihm bevorstand; denn sie sah voraus, daß es bald kommen würde. Vinzi schlug seine großen Augen auf und schaute erstaunt die Mutter an, die auf seinem Bette saß und seine Hand in der ihrigen festhielt.

»Sag mir, Vinzi«, sagte sie gleich, »da wir so still allein zusammen sind, womit hast du den Vater gestern erzürnt? Hast du etwas angestellt? Sag mir alles.«

Vinzi mußte sich ein wenig besinnen, dann fiel ihm ein, wie zornig die Nachbarin ihn fortgeschickt hatte; vielleicht hatte der Vater etwas davon vernommen. Er erzählte nun den ganzen Hergang mit dem Musikunterricht und wie die Nachbarin darüber böse geworden sei, wenschon Alida den Unterricht fortsetzen wollte.

Jetzt fiel eine große Last vom Herzen der Mutter. Etwas Böses hatte doch ihr Vinzi nicht verübt. Sie begriff aber wohl, daß die Worte der Nachbarin den Vater so gereizt hatten, da Vinzi ihm schon seit langer Zeit heimlich viel Sorge und Verdruß machte. Sie mußte nun aber dem Buben auch vorstellen, wie unrecht er getan hatte, ihr nichts von der Sache zu sagen, ob es ihm denn auch gar nicht in den Sinn gekommen sei, daß er so etwas nicht beginnen durfte, ohne daheim etwas davon zu berichten, fragte sie. Da sagte Vinzi aufrichtig, er habe gedacht, vielleicht würde der Vater es nicht erlauben, und er habe so große Lust gehabt, so etwas zu erlernen, und Stefeli und er hätten gedacht, es sei eine so gute Zeit, von der Weide wegzugehen, und wenn mit den Kühen nichts geschehe, so sage der Vater ja nichts. Aber die Mutter sagte ihm, daß sein Schweigen nicht recht gewesen sei und daß es nun noch eine Folge habe, die sie in der Hoffnung auf sich nehmen wollten, sie bringe etwas Gutes mit sich. Nun sagte sie ihm, was der Vater mit

ihm im Sinne habe, und daß er hoffe, Vinzi werde droben auf dem Berge mit den Buben des Veters zu einer rechten Freude an allem kommen, was sie da zu tun hätten, und was die drei Buben so fröhlich stimme. Da komme ihm dann wohl auch die Lust mitzumachen, und er kehre frisch und froh wieder zurück, so daß der Vater nachher seine Freude an ihm haben könne. So schonend die Mutter den Beschluß vorgebracht hatte, so hörte doch Vinzi von allem nur den Befehl, daß er fortmüsse, und sah sehr erschrocken aus. Er sagte aber kein Wort, und die Mutter war froh, daß er nicht klagte; schon der Schrecken auf seinem Gesicht hatte ihr die Tränen in die Augen getrieben.

Nachher ging alles seinen Gang wie sonst. Die Kinder gingen nach der Weide hinaus; da machten die Kühe wieder ihre Sprünge und hatten wieder ihre Ruhezeit. Stefeli war es gewohnt, daß Vinzi oft eine lange Weile schweigend hinlauschen konnte, wenn es schon nicht wußte worauf; aber heute wurde es ihm zuviel.

»Sag doch einmal etwas, Vinzi, es ist gerade, wie wenn du nicht da wärst«, warf es jetzt dem Bruder ein wenig ärgerlich zu.

»Ja, es wird auch nicht mehr lange dauern, so kann ich nie mehr mit dir auf der Weide sein, und du bist dann auch allein, daran muß ich jetzt immer denken«, sagte Vinzi niedergeschlagen und erzählte dann Stefeli, daß er fort müsse, auf einen Berg, den er nie gesehen habe, und zu Leuten, die er gar nicht kenne.

Das kam Stefeli unglaublich vor; alles ging doch seinen gewöhnlichen Gang, wie sollte denn plötzlich etwas so Unerhörtes geschehen?

»Wann müßtest du denn gehen?« fragte es doch etwas beklemmt dem Unbegreiflichen gegenüber.

Das wußte Vinzi nicht; die Mutter hatte davon nichts gesagt.

»Oh, das ist gut«, rief es schon wieder ganz erleichtert aus, »dann kann es noch lange währen, und dann kommt es vielleicht gar nicht mehr. So kannst du ganz gut wieder fröhlich sein.«

Stefeli erkannte immer bald die tröstliche Seite der Dinge und hatte so schon oft den Vinzi wieder froh gestimmt, wenn er um eines vergangenen oder eines erwarteten Übels willen trübselig dreinschaute. Auch heute konnte er sich ein wenig an Stefelis Trost halten, und der sonnige Nachmittag ging zu Stefelis Befriedigung viel fröhlicher zu Ende, als er begonnen hatte.

Am Abend, als die Kinder sich zurückgezogen hatten und die Eltern wieder allein zusammensaßen, teilte Lesä seiner Frau mit, daß er heute unten im Dorf gewesen sei, um mit seinem Bekannten zu sprechen. Der sei nun freilich heute schon mit seinem Vieh über den Verg gefahren; das sei aber nun kein Verlust, im Gegenteil. Bei dem Anlaß habe er in Erfahrung gebracht, daß ein junger Arbeiter von Gondo am Montag in sein Dorf zurückkehre, und da er den Weg von Brieg aus zu Fuß mache, werde er unterwegs übernachten, was ja für den Vinzi auch gut sei, so müsse er keinen zu langen Marsch machen. Aber Nacht würden sie in Berisal bleiben, was auch gut passe; denn dort kenne er einen Wirt, bei dem die beiden gutes Unterkommen finden würden.

Bis jetzt hatte die Frau schweigend zugehört. Jetzt sagte sie abwehrend: »Du wirst doch nicht unseren Buben einem übergeben, von dem man nichts weiß, als daß er über den Berg geht.«

»Ich habe ihn gleich aufgesucht, um alles mit ihm abzureden«, entgegnete der Mann; »er ist ganz recht, und wo ich mich nach ihm erkundigt habe, hat man mir gesagt, er sei ein braver Mensch. Es ist ja nur, daß der Vinzi einen Begleiter hat, sonst weiß er sich ja schon zu helfen, mit zwölf

Jahren ist einer doch kein kleines Kind mehr.«

»Jung genug, um allein fortzugehen«, meinte die Mutter mit einem Seufzer. »Muß es denn am Montag schon sein? Morgen haben wir ja schon Sonntag.«

»Es ist gerade das Rechte so«, sagte der Mann bestimmt, »wenn ein Ding sein muß, so kann man es nie zu früh in Angriff nehmen. So schlimm ist es auch nicht; im Winter ist er wieder da, nach Australien geht er nicht.«

»Es ist gut, daß wir noch einen Vater im Himmel haben, dem wir ein Kind übergeben können, das wir so ziehen lassen müssen, ohne zu wissen, in was für Hände es kommen kann, das ist mein Trost«, sagte Frau Stefane.

»Das ist auch wahr«, erwiderte der Mann, befriedigt, daß seine Frau einen Trost wußte, der ihr etwas galt. »So, nun wäre denn alles in Ordnung«, sagte er nach einer Weile, indem er sein Pfeifchen von einem Mundwinkel in den anderen schob, als habe er noch etwas zurechtzubringen, das doch noch nicht ganz in Ordnung war, »nun wird man noch mit dem Buben reden müssen, daß er weiß, was sein muß.«

»Was sein muß, weiß er, heute früh habe ich es ihm gesagt, du mußt ihm nur noch sagen, wann es sein muß«, sagte die Frau.

Das war dem Manne sehr willkommen. Also wußte Vinzi heute schon den ganzen Tag, was ihm bevorstand, und war doch ganz ruhig geblieben, so war denn kein Jammern und Weinen zu befürchten. Davor hatte der Vater Lesa wirklich eine geheime Scheu gehabt.

Am folgenden Tage, als die Nachmittagssonne freundlich auf die Bank am Hause schien, setzte sich Lesa, wie er am Sonntag zu tun pflegte, dahin und rief den Vinzi herbei.

»Du weißt, daß du zum Vetter auf den Berg kommst«, begann er, als nun der Junge neben ihm sah, »da ist es schön, du wirst bald gern da sein. Es ist zu deinem Besten, daß man dich dahin schickt, du wirst dich ja recht halten und deinen Eltern keine Schande machen wollen. Dein Begleiter kennt das Haus, wo du hin mußt. Du wirst erwartet, wenn auch nicht gerade auf den Tag. Du sagst, wer du bist, und daß ich dich schicke, wie mit dem Vetter verabredet war. Morgen früh reist ihr, ein Begleiter mit dir, der den Weg und alles weiß, wie ihr euren Marsch machen sollt.«

Vinzi blieb ganz still, was dem Vater am liebsten war. Um den Buben noch ein wenig zu ermuntern, führte er ihm noch recht das glückliche Leben und Treiben der jungen Vettern inmitten ihrer Schar lustiger Bergkühe vor Augen.

Unterdessen packte die Mutter drinnen das Ränzlein, das Vinzi auf den Rücken nehmen sollte.

Stefeli hatte von der Mutter gehört, was morgen sein mußte; aber es merkte, daß sie nicht weiter reden wollte, und stellte seine Fragen ein. Draußen, wo der Vater zu Vinzi redete, war auch kein geeigneter Boden, Fragen zu tun. So lief Stefeli ein wenig verloren hinter der Mutter her, die Zeit abwartend, da sie wieder reden würde.

Das Ränzlein war gepackt, dann war das Abendessen gefolgt. Es war dabei ganz stille zugegangen, die Mutter sagte fast gar nichts; es war, als könne sie die Worte fast nicht herausbringen.

Sie wollte dem Buben nicht zeigen, wie schwer es ihr zumute war, um ihm den Abschied nicht auch schwer zu machen. Ein paar Worte mußte sie ihm aber doch noch sagen. Sie ging ihm in seine Kammer nach. Es war dunkel, er lag schon in seinem Bett. Sie setzte sich noch einmal

darauf.

»Ich bin froh, daß du noch kommst, Mutter«, sagte er gleich, »es ist mir ein wenig angst. Glaubst du, daß der Vetter sehr böse wird, wenn ich etwa die Kühe vergesse? Stefeli hat mich eben immer gerufen, wenn sie Unfug treiben wollten und ich nicht aufpaßte.«

»Ich weiß das gar nicht, ich kenne weder den Vetter noch die Base«, erwiderte die Mutter; »aber gerade wollte ich dir noch sagen, tu doch, was du kannst, Vinzi, daß du es ihnen recht machst, daß es keine Klagen gibt und daß sie dich nicht etwa heimschicken, das könnte der Vater nicht gut ertragen. Tu nur nie etwas, bei dem du nicht fröhlich zu deinem Vater im Himmel aufschauen darfst; dann darfst du auch zu ihm aufschauen, wenn es dir angst ist und du niemand hast, es ihm zu sagen; er ist immer über dir und sieht auf dich und hört dich. Das ist der beste Trost, Vinzi, vergiß das nicht.«

Vinzi versprach der Mutter, er wolle nicht vergessen, was sie ihm gesagt hatte. Nun verließ sie ihn.

In der ersten Frühe des anderen Morgens begleitete der Vater den Vinzi zur Station hinunter, wo sie den Begleiter zu treffen hofften. Für die Talstrecke bis Brieg sollten die beiden die Eisenbahn benutzen, dann sollte die Wanderung auf der Bergstraße angetreten werden.

Eine Abreise und eine Ankunft

Eine Abreise und eine Ankunft

Herr Thornau, der mit seiner kranken Frau in den Bädern von Leuk verweilte, hatte soeben zwei Briefe durch den Boten von Dorf Leuk erhalten. Der eine war von der Begleiterin seiner Tochter, der andere von dieser selbst. Beide berichteten dasselbe, den brennenden Wunsch, er möchte sich sobald wie möglich bei ihnen einfinden, sie hätten dringend mit ihm zu sprechen. Diese völlige Übereinstimmung in den Wünschen der beiden machte ihm keine besondere Freude; er wußte aus Erfahrung, daß solche Übereinstimmung immer einem großen Zwiespalt entsprang. Er legte die Briefe auf das Lager seiner Frau und sagte: »Da ist wieder ein Ruf nach Leuk hinunter; ich will aber nicht, daß du dich dadurch aufregen läßt. Es ist ja natürlich ein neuer Landrattenfall, den ich zu erledigen habe, und ich will nicht, daß dir so etwas Schaden bringe.«

Daß die Kranke schon aufgeregt war, konnte der Mann wohl sehen; sie sagte aber nur wie vor sich hin: »Ach, wenn wir die Kinder doch nicht weggeschickt hätten! Es ist nicht gut für sie; sie sollten bei den Eltern sein.«

»Hast du den Wunsch, Alida, daß sie hier bei uns sind, so sprich ihn nur aus«, sagte Herr Thornau, »du weißt, ich habe die Kinder dort unten untergebracht, damit du mehr Ruhe hast, wünschst du sie hier zu haben, so werde ich sie sofort heraufholen.«

»Ja, ich werde mehr Ruhe haben, wenn du es tust«, erwiderte die Frau, »es ist nicht gut für sie, wie wir meinten. Die Begleiterin mag es gut meinen und will sie auf alle Weise gut erziehen; aber sie kennt das Kindergemüt nicht, und will zuviel erziehen. Sie fährt gleich mit großen Ernst drein, wo es gar nicht nötig wäre. Ich sehe, wie sie mit aller guten Meinung es dahin gebracht hat, daß Hugo immer stiller und verschlossener, Alida immer störrischer und widerspenstiger wird. Es sind ja beide Kinder nicht leicht zu behandeln.«

»Ganz richtig«, stimmte ihr der Mann bei, »Alida hat durchaus mein Temperament, sie bedarf als Mädchen einer besonders guten Leitung. Die Natur hat bei den zweien eine Kreuzung vorgenommen, Hugo hat ganz dein Wesen und deinen Charakter, auch deine zarte Gesundheit, auch er braucht eine besondere Aufsicht.

»Und auch besondere Pflege«, setzte die Mutter hinzu. »Nicht wahr, du wirst ihn immer so liebevoll behandeln, wie er es nötig hat, auch wenn ich nicht mehr da bin?«

»Ach, ums Himmels willen, wer wird denn an so was denken! Davon sprechen wir gar kein Wort weiter!« rief Herr Thornau aus, »und nun will ich gleich meinen Weg zu der Gerichtssitzung antreten; denn zwei Stunden kostet es mich immer; aber es ist ein hübscher Weg; zurück kehre ich wohl mit einem Wagen.«

Herr Thornau kicherte leise vor sich hin, wie er den Berg hinabwanderte. Der letzte Fall, den er zu schlichten gehabt hatte, trat ihm wieder vor die Augen. Alida hatte bei ihren Klavierübungen sehr unsanft auf die schuldlosen Tasten losgedroschen, um ihnen fühlbar zu machen, wie wenig erfreulich es sei, sich mit ihnen abzugeben. Da hatte ihr Fräulein Landrat einen verdienten Verweis erteilt, war aber dabei in eine leidenschaftliche Aufregung geraten. Plötzlich hatte Alida beide Hände auf den Mund gepreßt, damit ihr kein Laut entwische. »Warum lachst du?« hatte Fräulein Landrat noch erregter gefragt, worauf Alida erklärte, das könne sie nicht sagen. Auf

dreimaliges erneutes Fragen hatte sie immer dieselbe Antwort gegeben. Nun hatte das Fräulein ihr befohlen, sofort die Wahrheit herauszusagen; daß sie gehorchen müsse, wisse sie. Das wußte Alida wirklich und teilte nun der Fragenden mit, ihr Gesicht sei beim starken Schelten so spitz geworden, daß es ganz einer Zeichnung im Heft der Naturgeschichte geglichen habe. Da sei ihr plötzlich in den Sinn gekommen, vielleicht heiße sie Fräulein Landratte. Das Fräulein hatte nun beim Vater über solche Ungehörigkeit Klage geführt; aber Alida behauptete, sie habe ja nicht unschicklich sein wollen; aber sie habe gehorchen müssen, das habe ihr der Vater vor allem befohlen. So war der Fall für den Vater ein wenig schwierig zu erledigen gewesen.

Jetzt war Herr Thornau am Hause der Frau Troll angelangt. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und Alida stürzte heraus, sie hatte den Vater kommen gesehen. Mit der ersten Begrüßung rollte gleich ein ganzer Strom von Mitteilungen über das fragliche Ereignis daher; aber der Vater hemmte seinen Lauf. »Erst kommt Fräulein Landrat«, sagte er, »und nachher kommst du an die Reihe.« So wurde es gehalten, und Herr Thomau lernte den Vorgang erst von der einen, dann von der anderen Seite durch lebhaftere Schilderungen kennen. Alida unterließ nicht, dem Vater die Vertreibung des Vinzi durch Frau Troll in besonders deutlicher Weise vor Augen zu führen. Hugo wurde als Zeuge aufgerufen, daß Vinzi gar kein hergelaufener Straßenbube, sondern ein sehr netter und gut aussehender Junge sei, mit dem jeder Mensch lieber Freundschaft machen wollte als mit Frau Troll, was Hugo bestätigte.

Daß der musikalische Feuereifer seiner Tochter einen besonderen Grund hatte, bezweifelte der Vater keinen Augenblick; das war ihm aber jetzt nicht die Hauptsache. Aber daß ein dienstfertiger Junge, der erst ein verlorenes Gut seiner Tochter zurückgebracht und dann auf ihre Einladung wieder ins Haus gekommen war, nachher schimpflich fortgeschickt worden war, das war durchaus nicht in Ordnung, da mußte etwas gutgemacht werden. Er wollte gleich mit seinen Kindern den Jungen und seine Eltern aufsuchen, um sich wenigstens zu entschuldigen; vielleicht war ja auch ein kleines Geschenk anzubringen, dachte Herr Thornau, war doch auch das Wiederbringen des verlorenen Tuches gar nicht berücksichtigt worden. Alida stellte sich mit großer Freude als Führerin hin. Sie hatte längst von Vinzi erfahren, wo er wohne und wie man zu seinem Hause gelange. So konnte man gleich aufbrechen. Der Weg war sehr einfach: ein Fußpfad führte über die große Wiese hin und ein wenig um die Ecke; in kurzer Zeit stand die Gesellschaft vor Vinzenz Lesas Hause. Es war ringsum alles still, nur im Kühnerhof drüben bei der Scheune gackerten gemütlich Kenne und Küchlein. Um das Haus herum sah es so sauber aus, als wäre den Augenblick der Grasboden ringsherum geschnitten, der Weg mit dem Besen gereinigt, die Bank, vom großen Nußbaum beschattet, blank gefegt worden.

»Hier sieht es gut aus«, sagte Herr Thornau, mit Wohlgefallen umherschauend, »schade, schade!«

Er hatte die letzten Worte nur so vor sich hingesagt; aber Alida hatte sie schnell aufgeschnappt und gedeutet.

»Ja, wie schade, daß wir nicht da sind, nicht wahr, Papa?« fiel sie schnell ein; »aber wir könnten ja nur schnell umziehen, das Klavier hast du ja selbst gemietet. Tann könnte Vinzi jeden Tag mit mir üben, und ich tu es dann so gern. Weißt du, Alleinüben kann man fast vor Langweile nicht aushalten, darum habe ich ihm die Stunden gegeben, daß er mit üben könne, und er kann es bald, er ist so geschickt.«

Der Vater lachte auf: »Ah so, das ist der Kern des Musikunterrichts! Ausgezeichnet! Und der Schüler, den du dir erziehen wolltest, war recht lernbegierig?«

»O ja, und so geschickt!« rief Alida aus. »Denk, Papa, wenn ich ihm etwas erklärt hatte, dann

verstand er es schon besser als ich selbst und hat mir's dann manchmal wiedererklärt.«

Der Vater lachte in sich hinein, indem er nun der Haustür zuging; sie war nicht verschlossen.

Herr Thornau trat auf den Flur ein und klopfte an die erste Türe. Auf den Ruf von innen öffnete er und trat in die helle, große Stube ein, wo am Fenster Frau Lesa saß, mit einer Handarbeit emsig beschäftigt. Vor ihr saß Stefeli, die kleinen Finger um die dicken Stricknadeln drückend und zwängend, den groben Zwirn sechsfach um den Zeigefinger gewunden. Die Frau war sogleich aufgestanden und kam ihrem Besuch entgegen. Herr Thornau nannte seinen Namen und sagte, er komme mit seinen Kindern, um sein und ihr Bedauern auszudrücken, daß ihr Sohn Vinzi eine so unerfreuliche Behandlung erfahren habe, als er einer Einladung seiner neuen Freundin Alida gefolgt sei, die ihm auch Dank schuldete für ein zurückgebrachtes, von ihr verlorenes Gut. Es würde ihn und seine Kinder freuen, den Jungen selbst zu sehen und ihm sagen zu können, daß sie die Worte der Frau Troll mißbilligten und ihm auch gern eine Freundlichkeit erweisen würden. Frau Stefane wußte nichts von jenen harten Worten, Vinzi hatte nicht geklagt; sie verstand aber gleich, was vorgegangen war. Es war ja auch Frau Troll, die mit ihren Worten Vinzis Vater so gestachelt hatte, daß das Fortschicken des Jungen augenblicklich ausgeführt sein mußte. Heute früh war er ausgezogen, die Mutter hatte bis jetzt noch keinen anderen Gedanken gehabt. Sie bat den Herrn, sich niederzusetzen, und dann begann sie ihm mitzuteilen, wie es mit Vinzi stehe.

Alida war schnell zu Stefeli hinübergelaufen und fragte jetzt: »Wo ist dein Bruder?«

»Er ist fort«, antwortete Stefeli.

»Warum bist du denn nicht auf der Weide? Wenn er fort ist, mußt du ja immer auf der Weide sein, bis er wiederkommt«, sagte Alida als Kennerin der Sache, »dann mußt du auch nicht solche dicken Strümpfe stricken, wenn du draußen bist.«

»Vinzi ist nicht nur eine Stunde lang fort, sondern für viele Wochen, und darum muß man nun mit den Kühen etwas Neues machen; aber man weiß noch nicht was«, berichtete Stefeli. »Weißt du, ich könnte nicht allein hüten; wenn sie alle miteinander herumrennten, könnte ich ja nicht allen wehren. Aber die Mutter hat gesagt, alle schlimmen Dinge hätten auch eine gute Seite, ich könnte doch nun einmal daheimsein und dem Vinzi Winterstrümpfe stricken, bis er heimkommt.«

»Das gehört nun gewiß noch auf die schlimme Seite«, sagte Alida schnell, »die dicken Nadeln würgen dir ja fast die Finger ab, und von der Wolle hast du ganz dicke Einschnitte im Zeigefinger. Komm mit mir hinaus zum Kühnerhof, die Hühner gackern so lustig draußen, darfst du nicht?«

Stefeli schaute nach der Mutter hinüber; sie hatte wohl mit ihrem Gast gesprochen; aber sie hatte alles vernommen, was die Kinder verhandelt hatten. Sie nickte sogleich bejahend auf Stefels stumme Anfrage. Die Kinder rannten davon.

»Sollte der Knabe nicht auch Lust haben, mit hinauszugehen?« fragte Frau Stefane, auf Hugo blickend, der ein wenig verloren hinter des Vaters Stuhl stand, »die Luft wird ihm auch gut tun.«

»Natürlich, versteht sich, lauf doch mit, Hugo«, ermunterte ihn der Vater, »sieh doch, wie die zwei Dinger dort herumrennen, sie fliegen völlig, geh doch und lauf mit.«

Kugo ging still hinaus.

»Wenn ich Sie recht verstanden habe, Frau Lesa«, fuhr Herr Thornau fort, an die Mitteilungen anknüpfend, die Frau Stefane über Vinzis Verschickung gemacht hatte, »so wäre diese Entfernung des Knaben dem Umstande zuzuschreiben, daß er an der Arbeit in Ihrer schönen,

gedeihlichen Landwirtschaft keine Freude hat und keinen Anteil an allem dem nimmt, was doch seinen künftigen Lebensberuf ausmachen wird. Aber eines muß ich doch sagen: ein stumpfsinniger Junge kann er nicht sein, wenn er mit solchem Eifer der Aufforderung zu dem Musikunterricht meiner Tochter gefolgt ist und, wie sie sagt, ein ganz lebhaftes Verständnis dafür gezeigt hat.«

»Nein, nein, stumpfsinnig ist er nicht«, sagte Frau Stefane lebhaft; »aber das ist ja das Schlimme, daß er seine Gedanken immer auf einer anderen Seite hat, als wo sie sein sollten. Wenn der Vater mit ihm im Feld ist und eine Glocke tönt nah oder fern, so läßt der Junge gewiß alles liegen und hört kein Wort mehr, das zu ihm gesprochen wird, bis kein Ton mehr zu hören ist. Und auch, wenn niemand sonst etwas hört, ist es immer, wie wenn er auf etwas lauschte. Das machte natürlich den Vater ungeduldig, und nun meint er, wenn Vinzi eine Zeitlang mit Buben verweile, die nichts anderes kennen und sich sonst an nichts freuen als gerade an allem, das er seinem Buben lieb machen möchte, so komme es ihm auch und er werde unter den Vettern da droben ein ganz anderer werden. Aber ich weiß nicht, wie das gehen wird«, setzte Frau Stefane kopfschüttelnd hinzu, »es sitzt tief bei Vinzi, was ihn anzieht; schon als kleines Bübchen stand er unbeweglich da, wenn er etwas klingen hörte, und gab es etwa vom Fallen ein Loch im Kopf und er schrie jämmerlich, nahm ich den Kleinen auf den Schoß und sang ihm ein Lied, gleich war er mäuschenstill und zufrieden.«

»Aber, werter Frau Lesä, aus allem dem geht doch deutlich hervor, daß Ihr Junge ein offenes Ohr für alle Musik, eine große Freude daran, wahrscheinlich ganz gute musikalische Anlagen hat«, sagte Herr Thornau eifrig, »ist Ihnen denn noch niemals der Gedanke gekommen, diese Anlagen ausbilden zu lassen? Da könnten doch Sie selbst und der Junge mit Ihnen die größten Freuden erleben.«

»Ich weiß nicht, wie der Herr das meint«, erwiderte Frau Stefane mit fragendem Blick.

»Wie ich das meine? So mein ich es: Ein solcher Junge wird auf eine Musikschule geschickt. Da sieht man bald, wozu er am tauglichsten ist. Darin wird er ausgebildet. Es geht in die Jahre hinein, das ist wahr. Aber er wird ein fertiger Musiker, ist froh und befriedigt und Sie mit ihm.«

»Das ist nichts für Vinzi«, sagte Frau Stefane gelassen, »das würde sein Vater nie zugeben. Er würde niemals den einzigen Sohn vom eigenen Haus fortziehen lassen, daß er sein Unterkommen bei Fremden suche und jahrelang fortbleibe, nur damit er nachher Musik machen könnte. Das ließe mein Mann nie zu, man wüßte ja auch nicht, was aus dem Buben würde.«

»Es ist doch sonderbar, wie es in der Welt zugeht«, rief Herr Thornau aus. »Jetzt sehen Sie einmal den Jungen dort draußen an! Das ist mein einziger Sohn, würde der ein einziges Mal einen Wunsch, ein Begehren ausdrücken nach irgendeinem Ding, das er besitzen, das er erlernen, das er sich aneignen möchte, ich wäre der glücklichste Mensch; alles würde ich ihm erlauben und nach allen Richtungen hin. Aber was meinen Sie? Ich sage: >Mein Junge, willst du reiten lernen?< - >Nein, lieber nicht<, ist die Antwort. - >Willst du das Geigenspielen erlernen? Willst du Klavier spielen? Willst du Flöte blasen?< - >Nein, lieber nicht.< - >Möchtest du ein Seemann werden und übers Meer fahren in fremde Länder?< - >O nein, lieber nicht.< So klingt es immer bei jeder Frage. Muß ich da nicht mit Neid nach Ihrem Sohn blicken mit seinem entschiedenen Wunsch und Streben im Herzen?«

Frau Stefane hatte den Jungen draußen schon eine Weile lang durch das offene Fenster beobachtet. Er stand still an einen Baum gelehnt und schaute teilnahmslos vor sich hin, während gleich vor ihm die beiden Mädchen einander nachrannten, sich erhaschten, laut ausschrien und dann das Spiel von neuem begannen.

»Er ist gewiß nicht recht gesund«, sagte sie teilnehmend, »er sieht so bleich und so wenig kräftig aus, der Junge müßte so recht auf der Weide leben, alle Tage, Wochen lang.«

»Ja, das wäre ihm wohl gut«, erwiderte Herr Thornau, »recht kräftig war er nie; aber jetzt geht's auch gar nicht. Seit meine Frau krank ist und er von ihr weg mußte, ist er gar wie ausgelöscht.«

»Warum lassen Sie ihn denn auch nicht bei der Mutter?« warf Frau Stefane so lebhaft hin, als handelte es sich um ihre eigene Sache und als wäre ihr Gast ein alter Bekannter von ihr.

Herr Thornau lächelte.

»Sie sind eine rechte Kindermutter, auch für die, die Ihnen nicht einmal gehören, das gefällt mir. Aber sehen Sie, Frau Lesa, ich mußte meiner Frau Ruhe verschaffen und die Kinder anderswo unterbringen; denn wenn der Junge bei der Mutter ist, dann will die Tochter auch da sein, und die ist erschreckend unruhig, sie kann einmal nicht anders. Doch wünscht die Mutter nun, daß ich ihr die Kinder zurückbringe, da es sie noch mehr beunruhigt, wenn sie fort sind. Nun aber denke ich, mein Besuch habe Ihnen wohl lang genug gedauert, Frau Lesa«, sagte Herr Thornau sich erhebend, »Sie müssen mir aber schon erlauben, einmal wieder in Ihrem Hause einzukehren, es gefällt mir gar zu gut bei Ihnen.«

Frau Lesa begleitete ihren Gast hinaus und rief die Kinder herbei. Hugo stand noch an seinen Baum gelehnt, nun kam er langsam hinter den rennenden Mädchen her. Als Stefeli hörte, wie die Mutter den Herrn einlud, doch wiederzukommen, sagte es schnell: »Komm dann auch mit, Alida, weißt du, dann bin ich vielleicht wieder auf der Weide, und du kannst mich dort besuchen, du wolltest ja so gern einmal mit auf die Weide.«

Alida versprach, auf jeden Fall mitzukommen. Nun wurde Abschied genommen, und Herr Thornau wanderte mit seinen Kindern dem Hause der Frau Troll zu. Da diese eben sich unter der Tür zeigte, machte ihr Herr Thornau gleich die Mitteilung, daß er seine Kinder in wenigen Tagen fortholen werde. Wenn er auch alles viel schneller abbreche, als er im Sinne gehabt, so werde er natürlich allen Verpflichtungen, die er eingegangen sei, durchaus nachkommen. Er hole seine Kinder ab, weil ihre Mutter es wünsche; aber er hätte sie auch ohnedies sofort weggenommen; denn er dulde nicht, daß jemand darunter leiden müsse, daß er sich dienstfertig gegen seine Kinder erzeige.

»Wie war doch Herr Thornau auf einmal verändert«, dachte Frau Troll, als er sich abgewandt hatte, »sonst so freundlich und leutselig, und jetzt so kurz und abweisend. Und so bald wollte er die Kinder wegholen, und sowieso hätte er sie nun weggenommen und würde sie gewiß nie mehr zu ihr bringen, und das alles um des lumpigen Buben willen dort drüben; das war denn doch zum Lachen«, meinte Frau Troll. Aber sie mußte gar nicht lachen. Sie hätte gern genug die bösen Worte, die sie dem Vinzi gegeben, unausgesprochen gemacht; aber jetzt war's zu spät. Der Wagen, den sich Herr Thornau zur Rückkehr bestellt hatte, fuhr eben vor. Alida führte ihren Vater herbei. Er mußte dreimal versprechen, daß er bald, recht bald kommen werde, sie abzuholen, bevor sie ihn losließ. Hugo schaute gespannt zu ihm auf, ob er auch recht verspreche. Nun fuhr der Wagen ab. Herr Thornau fuhr, in Gedanken versunken, den Berg hinan. Er hatte einen ganz besonders angenehmen Eindruck von Frau Lesa und ihrer Häuslichkeit erhalten. Ja, hätte er diese Frau gekannt, bevor er seine Kinder untergebracht hatte! Eigentlich hätte sie ihm und seinen Kindern zürnen müssen, daß durch sie das Maß bei dem Vater voll wurde und der Junge fort mußte. Aber davon war ja keine Spur. Die ganze Fahrt mit der angenehmen und der unangenehmen Seite war neuerdings durch die Abneigung seiner Tochter gegen ihre Klavierübungen hervorgerufen worden. Diesen Klavierstudien wollte er ein Ende machen; denn hätte seine Tochter musikalische Anlagen, so würden sie sich wohl in anderer Weise äußern. In

diesem Augenblick wurde Herr Thornau von einem Wanderer begrüßt, der denselben Weg mit ihm machte. Er hatte, in seine Gedanken vertieft, niemand bemerkt, nun erkannte er in dem Grüßenden seinen Tischnachbar vom Badehotel.

»Ah, Herr Delrik! Herr Eremit! Immer allein!« rief er sogleich dem Wandernden zu und ließ seinen Wagen anhalten. »Nun steigen Sie ein, das dürfen Sie mir nicht abschlagen, oder ich denke, meine Gesellschaft ist Ihnen nicht gut genug.«

Herr Delrik dankte für die Freundlichkeit, sagte aber, es sei die Zeit seines täglichen Spazierganges, den möchte er nicht unterbrechen, auch nicht um noch so guter Gesellschaft willen.

»Gut, so komm ich mit Ihnen«, sagte Herr Thornau und sprang vom Wagen, »ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, wenn je eine, so muß Ihnen diese willkommen sein.«

Herr Delrik lächelte. Nun wanderten sie nebeneinander weiter.

»Lächeln Sie nur nicht so ungläubig«, fuhr Herr Thornau fort, »sondern sagen Sie mir jetzt, ob Sie noch die Absicht haben, der ganzen Gesellschaft, die Sie festhalten möchte, den Rücken zu kehren und eine Einsiedelei aufzusuchen, wo Sie sich allem menschlichen Verkehr entziehen könnten.«

»Ganz so schlimm steht es nicht«, sagte Herr Delrik lächelnd. »Das aber ist richtig: wenn ich ein Haus fände, wo ich bei einfachen, ordentlichen Leuten wohnen und in der Stille diese schöne Natur genießen könnte, so würde ich herzlich gern das Hotel verlassen und dahin ziehen.«

»Das Haus ist gefunden«, sagte Herr Thornau im Triumph, »das ist meine Mitteilung.«

Nun erzählte er von seinen heutigen Erlebnissen und seiner Bekanntschaft mit Frau Lesa und schilderte mit Begeisterung die Frau, bei der gewiß jedermann gern wohnen möchte, dann die ganze Umgebung, die große Stille um das Haus herum und weithin, die ungewöhnliche Ordnung und Sauberkeit in Haus und Garten, in Stall und Scheune bis in den Hühnerhof hinein. »Genug, Herr Delrik«, schloß er, »das ist Ihr Haus, da ist gar kein Zweifel. Zu meinem eigenen Nachteil mache ich Ihnen diese ganze Schilderung; denn wir werden Sie verlieren, sobald Sie mein Haus kennen; aber so ist es mit Ihnen, man muß tun, was Ihnen lieb ist. Sie tun es den Menschen an.«

»Mein lieber Herr Thornau«, sagte sein Begleiter, ihm auf die Schulter klopfend, »Sie sind ein menschenfreundlicher Mann, das treibt Sie, einem Einsiedler, wie ich bin, ein wenig beizustehen, daß er seinen Weg finde. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Schilderung, die wirklich die Lust weckt, das Haus aufzusuchen.«

Die Herren waren jetzt bei einem Fußpfad angelangt, der den Weg zum Badeort zwar eher verlängerte als abkürzte, aber an besonderen Aussichtspunkten vorüberfuhrte. Herr Delrik schlug seinem Begleiter vor, hier seinen Wagen wieder zu besteigen, da er selbst gedachte, diesen Umweg einzuschlagen, was vielleicht Herrn Thornau nicht passen könne. So trennten sich die Herren bis auf späteres Wiederzusammentreffen.

Als am folgenden Tage Vinzenz Lesa eben aus seinem Hause trat, um seinen Geschäften nachzugehen, sah er einen Fremden herankommen, der sich wie suchend umschaute. Nun hatte er den Heraustretenden entdeckt und kam auf ihn zu.

»Sollte dieses Haus einem Herrn Lesa gehören?« fragte der Fremde mit höflichem Gruß.

»Jawohl, Herr«, war die Antwort.

»Habe ich vielleicht den Besitzer des Hauses selbst vor mir?« fragte der Fremde weiter.

»Jawohl, Herr.«

»Das trifft sich gut, Herr Lesa, so kann ich meine Angelegenheit Ihnen gleich selbst vortragen. Mein Name ist Delrik aus Dresden. Ich bin in den Bädern von Leuk abgestiegen; aber da sind für mein Bedürfnis zuviel Menschen beisammen; doch möchte ich gern in der Gegend bleiben. Ich suche ein stilles Haus, wo ich für einige Wochen verweilen könnte. Herr Thornau aus Hamburg hat mich auf das Ihrige aufmerksam gemacht, und nun ich es selbst sehe, ist mein Wunsch groß, bei Ihnen Wohnung zu nehmen, wenn Sie einverstanden wären.«

»Das Haus bewohne ich mit Frau und Kind, und Fremde nehme ich nicht in die Wohnung auf«, sagte Vinzenz Lesa kurz.

»Da haben Sie recht«, entgegnete freundlich Herr Delrik, »gerade so würde ich es auch machen, wäre ich an Ihrer Stelle.«

Ein wenig erstaunt schaute Lesa den Herrn an, dann sagte er: »So wären wir denn einig und unser Geschäft abgetan.«

»Ich fürchte, es wird so sein«, erwiderte Herr Delrik, »es wäre denn, Sie hätten noch die Freundlichkeit, mir ein anderes Haus zu nennen, wo ich anklopfen könnte, eines, das dem Ihrigen so ähnlich als möglich wäre, so still und herrlich gelegen, von solchen mächtigen Bäumen umgeben. Sie haben ein erlesen schönes Besitztum, Herr Lesa. Freilich, daß es anderswo alles auch noch so geordnet und gepflegt aussehen soll wie hier, das werde ich nicht auch noch verlangen können.«

Es gefiel dem Vinzenz Lesa, daß der Herr offene Augen dafür hatte, daß es auf seinem Hof anders aussah als auf manchem anderen. Freilich an der Ordnung und Pflege der kleinsten Dinge in Hof und Garten hatte seine Frau das Hauptverdienst. Nun fiel ihm ein, daß sie eben jetzt drinnen sitze und nachgrübeln werde, was nun mit ihrem Buben vorgehe. Es war die Zeit, da er beim Vetter auf dem Berg ankommen mußte. Den ganzen Tag hatte sie fast nichts geredet. Das war ihm nicht recht. Vielleicht würde es ihr die Lücke ein wenig ausfüllen, wenn sie den Herrn im Hause hätte und für ihn sorgen müßte. Sie hatte ja schon einmal den Gedanken gehabt, ein Zimmer für Fremde herzurichten, und der Herr hatte so etwas an sich, das ihm selbst den Eindruck machte, es möchte nicht unangenehm sein, dann und wann nach dem Feierabend ein Stündchen mit solchem Herrn zusammensitzen.

»Ein Haus, wie es der Herr meint, wüßte ich nun gerade keines«, sagte er nach längerer Überlegung; »aber da drinnen sitzt meine Frau, wenn der Herr hineingehen und mit ihr sprechen will. Wird sie mit dem Herrn einig, daß er in unserem Hause bleiben soll, so wird es mir dann auch recht sein. Jetzt wird der Herr mir erlauben, daß ich meinen Geschäften nachgehe.«

Damit hielt er Herrn Delrik seine Hand zum Abschied hin.

Erfreut und verwundert über die unerwartete Wendung, ergriff Herr Delrik die dargebotene Hand und hielt den Mann, der sich entfernen wollte, noch einen Augenblick fest mit der Frage:

»Versteh ich Sie auch recht, Herr Lesa, meinen Sie es so: was Ihre Frau entscheidet, das werden Sie ohne Widerwillen annehmen?«

»Ja, ohne Widerwillen«, entgegnete der Mann fest, dann ging er.

Als Herr Delrik auf den Ruf von drinnen in die Stube eintrat, fand er nur das Kind vor, das, mit seinem dicken Strumpf beschäftigt, am Fenster saß. Er trat zu Stefeli heran und fragte, ob er die Mutter sprechen könnte, ob die Kleine sie rufen wollte.

»Oh, sie kommt schon bald wieder, sie ist nur schnell in die Kammer hineingelaufen, als es klopfte, weil sie ein wenig weinen mußte«, berichtete Stefeli.

»Oh, das tut mir leid, ist ihr denn etwas Trauriges begegnet, daß sie weinen muß?« fragte der Herr.

»Ja, es ist, weil Vinzi fort mußte und den ganzen Sommer fortbleiben muß, und die Mutter kennt die Leute nicht, wo er ist«, erzählte Stefeli weiter.

»Vinzi ist wohl dein Bruder?« fuhr der Herr mit Teilnahme zu fragen fort. »Warum mußte er denn fort?«

»Man weiß es nicht recht«, meinte Stefeli, »vielleicht weil er Klavierstunden von Alida bekommen hat.«

»So, das ist ein eigener Fall«, bemerkte Herr Delrik lächelnd. »Du bist wohl immer mit deinem Bruder zusammengewesen, und nun bist du allein, da wird er dir recht fehlen?«

»Ja, freilich, und der Mutter auch, und auf der Weide fehlt er auch. Wir waren den ganzen Tag auf der Weide. Nun hat der Vater einen Hütebuben angestellt, und die Mutter hat gesagt: jetzt lasse sie mich nicht mehr auf die Weide mitgehen, und der Vater hat beim Mittagessen gesagt: die Kühe wollen gar nicht fressen und laufen wie verloren herum, und das Schwärzeli wolle über alle Hecken, und wenn der Hütebub ihm nachlaufe, stürze es noch viel wilder und ganz erschreckt davon. Ja, das glaub ich wohl, wenn man einander so gut gekannt hat wie wir, und so lange, und dann kommt auf einmal ein fremder Bub und will es regieren. Es kennt ja seine Stimme nicht und meint gewiß, es sei gar nicht mehr recht daheim, das arme Schwärzeli!«

Als Stefeli so weit mit der Schilderung der Zustände drinnen und draußen gekommen war, öffnete sich die Tür, und die Mutter trat ein. Herr Delrik ging ihr sogleich entgegen und sagte ihr, er komme mit Erlaubnis ihres Mannes, den er eben gesprochen habe, ihr eine Frage vorzulegen. Es sei ihm aber nicht recht, sie jetzt mit seiner Sache zu belästigen, da sie, wie er von ihrem Töchterchen gehört, eben einen Kummer durchzumachen habe.

»Es ist ja manchmal gut, wenn man sich zusammenehmen muß und keine Zeit hat, seinem Leid nachzuhängen«, sagte Frau Stefane jetzt ganz ruhig.

»Und noch besser ist's, man nimmt sein Leid an, als sei es gar nicht als Leid gemeint, so wird es noch viel leichter zu tragen sein. Was meinen Sie dazu, Frau Lesa?« fragte Herr Delrik so vertraulich wie ein alter Freund.

Verwundert blickte ihn Frau Stefane an.

»Ich meine, ich verstehe, was mir der Herr sagen will; aber ich weiß nicht recht zu antworten«, erwiderte sie nach einigem Nachdenken.

»Das hat gar keine Eile«, sagte Herr Delrik freundlich, »wenn Si« nichts dawider haben, daß ich für einige Monate bei Ihnen einziehe, so werden wir noch manche Stunde finden, unser Gespräch fortzusetzen.«

Noch verwunderter schaute jetzt Frau Stefane auf den fremden Gast. Eine freudige Überraschung war aber bei seinen Worten sogleich über ihr Gesicht gegangen, wenn sie auch jetzt wieder verschwunden war. »Es kommt ja nicht auf mich allein an, Herr«, sagte sie in ihrer ruhigen Weise; »ich weiß aber, daß mein Mann keine Fremden im Haus haben will, so wäre die Sache schon entschieden.«

»Mit Herrn Lesa habe ich mich schon ganz verständigt«, sagte Herr Delrik, »er selbst hat mir

gesagt, wie seine Frau die Sache entscheide, würde sie ihm recht sein.«

Frau Stefane wußte nicht, was sie denken sollte. Noch vor kurzer Zeit hatte ihr Mann ja bestimmt erklärt, er nehme keine Fremden ins Haus. Sie meinte, vor allem sollte der Herr sich die zwei Zimmer ansehen, die er bewohnen würde, er müßte doch wissen, ob sie ihm auch recht wären. Dann würde sie doch gerne noch mit ihrem Manne sprechen und dem Herrn dann den bestimmten Bescheid nach seinem Gasthof senden. So war es Herrn Delrik ganz recht. Er wolle Frau Lesa durchaus zu keinem Entschluß drängen, sagte er, und folgte ihr nun die Treppe hinauf, um nach den Zimmern zu sehen. Die hellen Stuben mit den glitzernden Fenstern, die einen gegen die Morgensonne schauend, die anderen von der Mittagssonne durchleuchtet, alle von den Zweigen der alten mächtigen Nußbäume umweht, gefielen Herrn Delrik über alle Erwartung wohl, so daß er am liebsten die Räume nicht mehr verlassen hätte, was Frau Stefane wohl bemerkte.

»Nun muß ich mich noch von ihrem Töchterchen verabschieden«, sagte er, der Tür zugehend, »wir haben gute Bekanntschaft geschlossen, und ich hoffe, sie fortzusetzen.«

Augenblicklich schoß Stefeli hinter der Mutter hervor, wo es in aller Stille verweilt hatte. Es hatte aus dem Gespräch sehr gut verstanden, um was es sich handelte, und war leise hinter der Mutter hergeschlichen. Es mußte wissen, ob dem Herrn die Zimmer gefallen und er da wohnen wolle, was es recht erhoffte; so war doch wieder jemand da, dem es alles erzählen konnte. Er hatte ja ganz aufmerksam zugehört, als es ihm erzählte, wie es jetzt auf der Weide zugehe.

Herr Delrik schüttelte Stefeli die Hand und sagte, es müsse ihn unbedingt einmal auf die Weide führen. Frau Stefane versprach, ihm sobald als möglich die bestimmte Antwort zu senden, nach der er sehr verlangte, wie er ihr zum Abschied nochmals wiederholte.

Als Vinzenz Lesa am Abend nach Hause kam, war das erste, daß er seine Frau fragte: »Nun, was hast du mit dem Herrn ausgemacht?«

Sie erzählte, was vorgegangen war, daß sie aber doch keine bestimmte Antwort habe geben können, ohne von ihm noch recht zu wissen, wie er über die Sache denke.

»Aber das glaub ich, Vinzenz«, schloß sie ihre Mitteilungen, »wenn dieser Herr bei uns einzieht, so zieht ein Segen unter unserem Dache ein.«

»Das wäre recht, den kann man immer brauchen«, entgegnete der Mann, »du mußt ihm bald zusagen, damit er einziehen kann.«

Frau Stefane folgte der Aufforderung mit Freuden. Wenige Tage darauf zog Herr Delrik bei Vinzenz Lesa als Hausbewohner ein.

In der Verbannung

In der Verbannung

Vinzi hatte den ersten Teil seiner Reise mit dem Begleiter fast wortlos zurückgelegt. Der Gedanke, daß er nun eine lange Zeit fern von der Heimat unter ganz fremden Leuten zubringen sollte, lag so schwer auf ihm, daß er nicht sprechen, auch nichts in sich aufnehmen konnte, was um ihn her vorging. In Berisal angekommen, brachte ihn der Begleiter zu dem Bekannten des Vaters, der ein Gasthaus besaß. Nachdem dieser ihn genugsam über seine Reise ausgefragt hatte, fand er, das beste sei, Vinzi nehme nun sein Nachessen ein und suche nachher gleich sein Lager auf, er werde wohl von seinem Tagesmarsch müde sein. So war es, und Vinzi schlief sogleich fest ein und ungestört weiter, bis er von einem festen Arm geschüttelt wurde. Es war der Begleiter, der ihn holen wollte; denn es war heller Morgen. Nun mußte es rasch gehen; aber darauf verstand sich Vinzi. Wenn es am Morgen auf die Weide ging und Stefeli schon fix und fertig vor seinem Bette stand, da hatte er's auch eilig, fertig zu werden. Ja, wenn jetzt Stefeli dastünde und ihn zur Weide holte und nun käme noch die Mutter herein, wie sie manchmal tat und redete freundliche Worte zu ihm! Vinzi mußte hinunterwürgen, was ihm den Hals hinaufsteigen wollte. Jetzt durfte er nicht nachgeben. Er drückte seine Tränen mit allen Kräften nieder. Bald stand er reisefertig in der Gaststube vor seinem Begleiter. Seine Tasse Kaffee hatte er schnell bewältigt, nun ging es wieder rüstig den Berg hinan. Schweigend gingen die zwei wieder manche Stunde lang nebeneinander. Dem Vinzi wurde es immer banger zumute, nun kam er immer näher.

»Siehst du dort, Bub«, sagte plötzlich der Begleiter, in seinem Pfeifen innehaltend, »siehst du das graue steinerne Haus dort oben?«

Vinzi sah es wohl. Vor Schrecken konnte er fast kein Wort hervorbringen. Er dachte, das finstere graue Haus, das ganz einsam am öden steinbesäten Abhang stand, sei des Veters Haus.

»Ja, ich seh's«, sagte er endlich halblaut.

»Dort halten wir an und nehmen etwas zu uns«, sagte der Bursche, »dann kommt die letzte Steigung, und nachher geht's bergab, dann gehst du nicht mehr weit; aber ich muß noch weit ins Tal hinab, darum können wir nicht lange sitzen bleiben, nur daß du's weißt.«

Es war dem Vinzi ganz einerlei, ob kurz oder lang gerastet werden sollte. Auch zum Essen verspürte er wenig Lust und dachte nur noch an seine Ankunft in dem fremden Hause, das vielleicht so düster aussah wie dieses graue Steinhaus, und an die fremden Menschen darin, und seine innere Aufregung nahm immer mehr zu. Der kurze Aufenthalt über Mittag wurde ausgeführt und dann die Reise schweigend wieder fortgesetzt. Nun war die Höhe erreicht. Schon fing die Straße an, sich abwärts zu neigen.

»Was kommt dort?« fragte Vinzi, scheu nach dem großen Gebäude blickend, das sich jetzt zur Linken der Straße zeigte und aussah, als müßte es eine Menge von Menschen beherbergen, und doch herrschte lautlose Stille ringsum, kein lebender Mensch war zu sehen.

»Das ist nichts Böses, du brauchst nicht so scheu hinzusehen«, sagte der Bursche, »im Gegenteil, es ist etwas Gutes. Dort wohnen die Mönche, die nehmen einen auf, wenn man im Winter über den Berg kommt und halb erfroren ist. Dann gibt's drinnen ein warmes Feuer und einen warmen

Schluck, daß man wieder zu Kräften kommt.«

»Was ist denn hier?« fragte Vinzi nach kurzer Zeit wieder, indem er auf die Bergmulde zur Rechten der Straße zeigte, aus der ein uralter Turm aus tiefster Einsamkeit emporrage.

»Du meinst gewiß, du müßtest dort hinein, daß du solche Augen machst«, sagte der Vursche lachend, »ich möchte auch nicht in das alte Gemäuer hinein, und ringsherum ist's auch so still wie am Ende der Welt. Aber alt werden sie hier. Vor zehn Jahren hab ich dort beim Turm einen sitzen gesehen mit Haar und Bart so weiß wie der Schnee dort am Fletschhorn, und vor einem Jahre sah er noch dort. Wahrhaftig, dort seh ich ihn wieder! Jetzt frisch drauf los, Bub, du hast nicht mehr weit.«

So ganz nah war das Ende doch nicht. Wohl eine halbe Stunde war wieder in gutem Schritt zurückgelegt, da zeigte der Bursche die Straße hinab und sagte: »Jetzt kannst du etwas Weißes sehen dort unten, das ist ein Kirchlein und ein paar Häuser daneben, dort heißt's >bei der Kapelle<, das Dorf kommt erst weiter unten, aber dein Vetter wohnt bei der Kapelle, das Haus zeig ich dir noch und geh dann weiter; deinen Weg kannst du nicht verfehlen, denk ich.«

Vinzi schaute einen Augenblick hin, dann lief er darauf zu, ohne sich noch einmal umzusehen. Nun waren sie bei der Kapelle angekommen; sie stand unweit der Straße auf einer kleinen Anhöhe. Der Begleiter stand still.

»So, da sind wir«, sagte er. »Nun geh da rechts und dann an der Kapelle vorbei bis zum letzten Haus; es sind nur wenige, der Heuschober steht daneben. Dort wohnt der Lorenz Lesa. Leb wohl, mit Glück!«

Vinzi gab ihm die Hand und sagte mit gesenktem Kopf: »Lebt wohl, und ich danke.«

Jetzt wandte sich der Bursche ab und zog pfeifend seine Straße weiter. Vinzi schaute ihm nach, als verschwinde mit dem Burschen noch das letzte, was mit der Heimat zusammenhing, und nun lag lauter Unbekanntes vor ihm. Jetzt mußte es aber sein. Er ging an der Kapelle vorüber dem Hause zu, das nicht weit dahinter in der Matte stand. Das kleine steinerne Gebäude unweit davon mußte der Stall sein. Auf der anderen Seite des Hauses stand die braune Holzhütte mit Schindeln und Steinen bedeckt, die der Heuschober hieß; denn da drinnen wurde der Heuvorrat aufbewahrt. Die kleine Tür an der Hütte stand weit offen und, da ums Haus herum alles still und die Türe geschlossen war, ging Vinzi auf den Heuschober zu. Daß man an die kleine offene Tür weder zu ebener Erde noch über ein Treppchen gelangte, hatte für Vinzi nichts Erstaunliches, er kannte diese Einrichtung. Das Hüttchen stand nicht auf dem Erdboden, sondern auf vier festen Pflöcken, damit der Heuboden immer schön trocken und luftig bleibe. Nun gab es einige Kniffe, die Vinzi wohl kannte, um auf den ersten Balken und dann auf den zweiten zu klettern, auf denen das Häuschen stand, dann war man unter der offenen Türe angelangt, die so niedrig war, daß ein Erwachsener sich recht bücken mußte, um hineinzukommen. Vinzi stieg ganz behende hinauf und sah, daß ein fester hochgewachsener Mann drinnen das Heu ordnete.

»Guten Abend«, rief er in den Raum hinein, »gehört der Heuschober dem Lorenz Lesa?«

»Dem gehört er, was willst du von ihm?« rief der Mann zurück.

»Er ist unser Vetter, ich gehöre dem Vinzenz Lesa in Leuk, und der Vater hat mir einen Gruß aufgetragen an den Vetter, der wisse dann schon, wie es sei, daß ich hier heraufkomme«, teilte Vinzi vertrauensvoll mit; denn er hoffte, der Mann sei der Vetter selbst, und der sah so vertrauenerweckend aus.

Der Mann hatte seine große hölzerne Heugabel ins Heu gesteckt und war herangetreten, um den

Buben recht zu verstehen.

Nun bot er ihm die Hand und schaute ihm fest in die Augen, dann sagte er freundlich: »So, so, du wärst also der Vinzi. Das ist recht, daß du zu deinen Verwandten heraufkommst; bist du ganz allein hergewandert?«

Dem Vinzi war bei der freundlichen Stimme und den guten Augen, die auf ihm ruhten, das Herz aufgegangen. Er schaute nicht mehr in den Boden hinein, er hob den Kopf wieder in die Höhe und erzählte, wie er gereist sei und wie er nun froh sei, daß er den Vetter gleich gefunden habe; er habe sich ein wenig gefürchtet, weil er keinen Menschen hier gekannt habe.

»Da ist nichts zu fürchten«, sagte der Vetter gutmütig, »die Buben sind nicht die zahmsten; aber mit denen wirst du schon fertig werden. Durst und Hunger wirst du nun wohl haben«, fuhr er dann fort, »wir wollen jetzt miteinander zur Base¹ hinübergehen, die wird für etwas sorgen.«

Vinzi war mit einem Sprung wieder auf dem Boden, der Vetter kam nach. Drüben öffnete sich eben die Haustür, und eine Frau trat auf die Schwelle und schaute geruhlich um sich, sie sah ganz behäbig aus.

»Man muß den Rauch ein wenig durch die Türe hinauslassen«, bemerkte sie zu ihrem Mann, der mit Vinzi herankam. Den Buben betrachtete sie ruhig.

»Da bring ich dir den jungen Vetter von Leuk«, sagte der Mann; »er fürchtet sich aber vor uns, so mußt du schon versuchen, daß das nicht noch ärger kommt.« Der Mann kicherte ein wenig bei dieser Bemerkung.

»Ich erschrecke keine Kinder«, sagte die Frau gelassen; dann gab sie Vinzi die Hand. »Sei willkommen bei uns, junger Vetter«, und nun betrachtete sie ihn so eingehend von oben bis unten, daß der Mann endlich sagte: »Ich meine, wenn du das Weitere drinnen in der Stube besichtigen wolltest, so wäre es ebensogut; der Bub hat noch immer das Ränzlein auf dem Rücken, und wenn er bald etwas zu essen bekommen könnte, so wäre er gewiß auch nicht böse darüber; er hat einen guten Marsch hinter sich.«

»Das kann er«, sagte die Frau, »das Abendessen ist gleich fertig, der Rauch hat mich nur vom Herd weggetrieben. Nun stell ich alles auf den Tisch; auf die Buben braucht man nicht zu warten, die kommen schon noch.«

Jetzt wandte sie sich und machte Platz, daß ihr Mann mit Vinzi eintreten und drinnen in der Stube nun auch das Ränzlein abgelegt werden konnte. Bald nachher saß Vinzi ganz behaglich mit dem Vetter und der Base am Tisch, und nun alle Furcht vor den unbekanntem Verwandten von ihm gewichen war, stieg ein ungeheurer Hunger in ihm auf. Er hatte ja auch heute trotz der langen Reise noch fast nichts gegessen. Der Vetter mußte eine Ahnung davon haben; denn lange, eh der Teller leer war, hatte er ihn schon wieder hoch aufgefüllt, und die dampfenden Kartoffeln und der schöne gelbe Käse schmeckten so vortrefflich zusammen, daß Vinzi meinte, etwas so Gutes habe er noch gar nie gegessen.

Dann und wann mahnte die Base: »Schenk dem Buben auch Milch ein; man muß bedenken, wie ausgetrocknet er sein muß von dem Wind und dem Staub auf dem langen Weg.«

Mit Vergnügen trank Vinzi dann auch eine Tasse nach der anderen von der frischen Milch. Plötzlich ertönte ein Rufen und Lärmen, ein Jauchzen und Peitschenknallen, daß Vinzi ganz verwundert durchs Fenster schaute; es war aber nichts zu sehen.

»Es sind die Buben«, sagte der Vetter, »sie sind heimgekommen mit dem Vieh. Ich muß schnell

hinaus und ihnen helfen; die Kühe können sie noch nicht allein besorgen, das wirst du wohl auch nicht getan haben. Aber vielleicht willst du gern mit hinaus und das Vieh und den Stall ansehen.«

»Laß ihm doch jetzt seine Ruhe«, sagte die Base, »warum sollte er auch jetzt schon herumstürmen? Morgen kann er mit den Buben den Tag anfangen.«

»Ich frage ihn nur, weil Buben immer gern dabei sind, wo etwas los ist«, meinte der Vetter, »er soll aber seine Freiheit haben. Sag du's ohne Zwang: willst du lieber zu den lärmenden Buben hinaus, oder willst du hier sitzen bleiben?«

»Ich will gern hier bleiben«, antwortete Vinzi.

»Gut so«, sagte der Vetter und ging hinaus.

Der Base gefiel es, daß Vinzi ruhig sitzen bleiben konnte und nicht gleich herumstürmen wollte. Erst mußte er noch eine Tasse Milch trinken; denn sie meinte, der Staub habe sich immer noch nicht recht gelegt; dann legte sie die Arme übereinander und setzte sich so recht fest auf ihrem Stuhl zurecht.

»So, jetzt erzähl mir etwas von deinen Leuten und wie es daheim zugeht, ich höre gern so etwas erzählen.«

Diese Aufforderung war dem Vinzi sehr lieb. Er dachte doch im stillen immer daran, was jetzt wohl die Mutter tue und ob Stefeli ganz allein auf der Weide gewesen sei, und wie nun daheim alles weitergehe. So erzählte er der Base ganz beredt vom ganzen Haushalt und von allem, wie es bei ihm daheim zugehe, und besonders von der Mutter und vom Stefeli, wie sie ihre Tage zubrachten.

Jetzt näherte sich ein lautes Getrappel der Türe. Diese wurde aufgerissen, und herein kam ein Junge gerannt, der gerade in Vinzis Alter sein mochte. Eilig folgte ein kleiner Kerl hinter ihm und nachher wieder ein größerer, der offenbar nicht der letzte sein wollte. Schnell tat er einen hohen Sprung und wollte sich, auf die Achseln des Kleinen gestützt, über dessen Kopf wegschwingen. Blitzschnell bückte der schlaue Kleine sich tief nieder, und kopfüber stürzte der große mit fürchterlichem Gepolter auf den Boden hin.

»Mußt auch nicht so unmanierlich hereinkommen, Faz«, sagte die Mutter gelassen.

»Guten Abend, Vetter«, rief der Älteste und streckte Vinzi die Hand entgegen.

»Guten Abend, Vetter«, rief schon der zweite, und »Guten Abend, Vetter«, rief nun laut auch der Kleine, sich an Vinzi herandrängend.

Vinzi schüttelte wacker alle die ausgestreckten Hände und erwiderte freundlich die Begrüßungen. Der Vater war unterdessen hereingekommen.

»So, nun müßt ihr auch wissen, wie ihr euch zu benennen habt«, sagte er zu den Buben herantretend. »Euer Vetter hier heißt Vinzi, das wäre eigentlich Vinzenz. Meine drei heißen: Joseph, Bonifaz und Maurus; aber auch nur im Kalender heißen sie so, hier bei uns heißen sie: Jos, Faz und Rußli. Jetzt, meine ich, könntet ihr euch an den Tisch setzen, die Kartoffeln werden euch heut nicht mehr zu heiß sein.«

»Das ist gerade recht«, sagte die Mutter befriedigt, »so verbrennen sie sich nicht die Hälse, wie sonst jeden Tag, weil's immer so mit der Sache eilt.«

Nun setzten sich die drei zu ihrer Tätigkeit nieder und widmeten sich dieser nun so eifrig, daß sie kein Wort mehr sprechen konnten. Nur ihre Blicke, die fast ununterbrochen auf den Vetter

gerichtet waren, zeigten, daß sie sich fortwährend mit ihm beschäftigten. Wie es nun wieder so ruhig geworden war, daß man sein Wort ohne besondere Kraftanstrengung vernehmlich machen konnte, sagte die Mutter bedächtig: »Ich habe etwas ausgedacht; weil die Verwandten nicht berichtet haben, daß sie den Buben auf heut hierher schicken wollten, war ja nichts für ihn hergerichtet. Im Haus müßte man die Bodenkammer räumen, und da liegt noch ziemlich viel Korn und Mais und allerhand Zeug; es gibt auch soviel Mäuse droben, die kratzen und Pfeifen, daß er sich fürchten könnte. Ich habe gedacht, wenn ich ihm ein schönes Bettlein im Heuschober zurecht machen würde, so hätte er's viel besser.«

»Das muß er nun selber sagen, was er lieber will«, setzte der Vetter ein, »will er in die Kammer, so gehen wir alle hinauf und packen weg, was drin ist. Sag nun, Vinzi, willst du in die Kammer hinauf, oder willst du in den Heuschober hinüber?«

»Ich will gern im Heuschober schlafen«, antwortete Vinzi.

»Das hab ich wohl gedacht«, sagte die Base befriedigt; denn so kam die Sache doch schneller in Ordnung, und alles blieb dort oben, wo es lag. »Ein Tischlein und ein Bänklein und einen kleinen Kasten mußt du auch noch haben, daß du's bequem hast«, setzte sie hinzu, »und wenn ihr dort fertig seid mit dem Essen, so könnt ihr alles hinübertragen.«

Nun ging sie, die nötigen Dinge hervorzuholen, unterdessen waren die drei wirklich mit ihrem Geschäft fertig geworden und stürzten nun der Mutter nach. Vinzi stand nun auch auf; er meinte, er könne vielleicht auch etwas hinübertragen. Aber der Vetter sagte, er habe heute an seinem Ränzlein genug getragen, das sei gar nicht so leicht. Der Vetter hatte es eben an seinen Arm gehängt und bedeutete dem Vinzi, daß er mitkommen solle. Kaum standen sie am Heuschober, als auch alle die anderen schon herbeigerannt kamen. Jos mit dem Kasten auf dem Rücken, Faz mit dem Tischchen und der großen Bettdecke darauf, Rußli mit dem Bänklein und hinterher die Mutter mit dem Kissen und den Bettüchern. Mit einer Behendigkeit, die deutlich zeigte, daß die Besteigung des Heuschobers eine wohlbekannte Sache für sie war, hatte die Base schon das offene Türchen erreicht und war jetzt drinnen auf dem Heuboden. Der Vetter hob nun einen Gegenstand nach dem anderen hoch empor, und die Frau zog ihn durchs Türchen zu sich herein.

Wie nun der letzte drinnen war, sagte der Vetter: »Nun sagen wir dir gute Nacht. Inwendig am Türchen ist ein hölzerner Riegel, wie auswendig, den drehst du zu. Bist du drinnen, dann bist du der alleinige Herr auf deiner Burg, und kein Mensch kann zu dir eindringen, dem du nicht aufmachst.«

Jetzt kam die Base wieder herunter.

»So, nun ist alles gerüstet«, sagte sie, »und siehst du, junger Vetter, dort nahe am Hüttchen fließt der Bach hinab, da kannst du deine Waschstube einrichten, es stört dich kein Mensch. Das Tuch zum Trocknen liegt drinnen auf der Bank, und nun schlaf wohl!«

Auch die Vettern hatten sich schon gute Nacht gewünscht. Da kehrte Jos noch einmal um.

»Kommst du morgen früh mit uns, wenn wir die Kühe hinaustreiben, Vinzi, und bleibst du den ganzen Tag mit uns beim Hüten?«

»Ja, natürlich«, antwortete Vinzi, »ich will dir gewiß recht helfen, du mußt es mir dann nur sagen, wenn ich besonders aufpassen muß. Und würdest du mich auch heraustrufen am Morgen, daß ich nicht zu spät komme?«

»Ja, ja, recht laut will ich rufen«, versprach Jos, »durch das große, runde Luftloch hörst du mich schon.« Nun lief er.

Nun war Vinzi allein. Er stieg zu seinem Türchen hinauf und schaute nach dem Heuboden. Dort in der Ecke, auf dichter, weicher Heuunterlage war sein Bett errichtet. Nebenan war das Heu zur Seite geschoben, da stand das Tischchen und die kleine Bank, und an der Wand stand der kleine Kasten. Es sah so behaglich im Heuschober aus, ganz wie ein eigenes Stübchen. Aber schlafen konnte er noch nicht. Er hatte heute so viel Unerwartetes erlebt, daß er ganz davon erregt war. Er setzte sich auf den Balken, der auch die Schwelle seines Türchens ausmachte, und schaute hinaus. Die Sterne standen jetzt am Himmel und strahlten über ihm. Eben jetzt stieg der Mond hinter den Bergen empor und leuchtete auf die dunklen Bäume und weithin über die Matten. Das Kirchlein drüben schimmerte weiß herüber, und immer Heller und lichter wurde der hohe Schneeberg, der über die dunkeln Felsen hinausragte. Vinzi machte seine Augen immer weiter auf; er hatte ja vorher noch gar nicht gesehen, was ihn umgab. In seiner großen Angst, wohin er kommen werde, hatte er wohl noch das graue Steinhaus in der steinigen Bergwildnis gesehen, dann aber nichts mehr deutlich. Er hatte nur immerfort gedacht, nun komme es immer schrecklicher. Aber was er hier sah, wie war das alles so anders, als er gemeint hatte!

Da war keine Steinwildnis um ihn her. So lieblich lag das Mondlicht auf dem grünen Boden und schimmerte auf den Wipfeln der Lärchenbäume drüben. Durch die große Stille tönte nur fort und fort das leise Rauschen des nahen Baches. Vinzi lauschte dem lieblichen Gesang, und immer schöner und voller wurden die Töne, er hörte ganze Melodien. Er hatte wohl lange so dagesessen und gelauscht, als plötzlich ein starker Windstoß das Türchen gegen seine Knie warf und ihn aus seinen Träumereien aufschreckte. Die Sterne glänzten jetzt noch heller über ihm als zuvor, so hatte er sie noch nie gesehen. Die Worte der Mutter kamen ihm in den Sinn, daß der liebe Gott überall über ihm sei und auf ihn sehe und ihn höre. Er hatte ja die Worte auch vorher schon oft von der Mutter gehört; aber so wie jetzt hatte er sie noch nie in seinem Herzen vernommen. Gewiß war er auch jetzt dem Himmel so nah wie nie vorher. Sein Herz war voller Dank gegen den lieben Gott, der ihn soviel Gutes hatte finden lassen, wo er so Erschreckendes erwartet hatte. Wie war doch seine Angst vor dem Vetter und der Base so groß gewesen, und wie freundlich hatten sie ihn empfangen und behandelt, daß er schon wie daheim bei ihnen war. Am liebsten hätte er ein lautes Loblied in die sternenhelle Nacht hinausgefungen; aber das durfte er doch nun nicht mehr tun, es war ringsum kein Lichtlein mehr zu sehen, gewiß schlief schon alles in allen Hütten nah und fern.

Nun machte er sein Türchen zu, befestigte es am Pfosten und suchte sein schönes Bett auf. Das war so weich und prächtig, kein Hälmchen konnte ihn durch die dicken Leintücher hindurch stechen. Immer noch einmal schaute er nach dem schönen Stern, der so hell durch das offene Luftloch, seinem Bette gegenüber, zu ihm hereinglänzte. Als seine Augenlider zufallen wollten, riß er sie doch noch einmal auf, um hinzusehen; ja, noch leuchtete der Stern zu ihm herein, und im Einschlafen ertönte ein wundervoller Gesang um den Vinzi her. Es war der Stern, der auf ihn niedersang, das vernahm Vinzi tief in seinen Traum hinein.

Am Morgen darauf erwachte Vinzi von einem ganz entsetzlichen Lärm; sein Name wurde so laut und wie von vielen Stimmen auf einmal gerufen. So hatte Stefeli doch noch nie gelärmt, wenn es kam, ihn zu wecken, dachte Vinzi im Erwachen. Aber jetzt sah er plötzlich, wo er war, und wußte nun, wem die Stimmen gehörten, die immer lauter schrien, wahrscheinlich hatte er sie in seinem tiefen Schlaf schon lange vergeblich rufen lassen. Rasch zog er das Nötigste an, riß sein Türchen auf und sprang mitten unter die lärmenden Vettern hinunter.

»Komm schnell, komm schnell«, riefen sie alle miteinander, und Jos setzte hinzu: »Nimm deine Jacke mit, wir nehmen nur noch unser Morgenessen ein, dann gehen wir gleich.«

Aber Vinzi erwiderte, er sei ja noch gar nicht gewaschen, sie sollten nur erst gehen, er würde gleich nachkommen.

Die beiden älteren liefen weg, aber Rußli ging Vinzi nach zum Bach hinüber und sagte vertraulich: »Du brauchst dich nicht zu waschen, man sieht dir nichts an, komm du nur gleich mit mir, du bist sauber genug.«

»Nein, nein, Rußli«, wehrte Vinzi, »man muß sich jeden Morgen waschen, und es macht einen ganz frisch. Oh, das schöne, frische Wasser!« und Vinzi nahm am Bache kniend beide Hände voll, noch einmal und noch einmal, und goß das helle Wasser über sein ganzes Gesicht, und zuletzt schlürfte er noch eine Handvoll nach der anderen ein.

Jetzt sah er so frisch und erfreut davon aus, daß Rußli einen tiefen Eindruck von diesem Zustande bekam, und voller Nachahmungslust sagte er: »So will ich mich morgen auch hier bei dir waschen und dann auch trinken, und alle Tage will ich's tun.«

Vinzi war nun fertig mit seinem Geschäft, holte schnell seine Jacke und ging nun mit Rußli zum Haus hinunter.

Noch saßen der Vetter und die Base bei ihrem Morgenessen. Beide begrüßten den Vinzi freundlich, und die Base setzte ihm gleich eine volle Kaffeetasse vor und ermunterte ihn, recht viele Brocken hineinzuschneiden, die Bergluft werde ihm bald genug alles verweht haben.

»Du hättest eigentlich noch ein wenig schlafen können nach der Reise«, sagte der Vetter; »aber die drei waren wie wild darauf, daß du mit ihnen kommst; es freut sie eben, daß nun der Vetter zu ihnen gehört.«

»Mach du nur mit Ruhe deine Sache fertig«, sagte die Base, als sie sah, wie Vinzi darauflosschluckte, um zum Ende zu kommen. »Der Vetter geht mit dir hinaus, er ist ja auch noch am Tische.«

Jetzt stand der Vetter auf, und Vinzi folgte ihm sogleich.

Drüben beim Stall knallten Jos und Faz schon lange mit den Peitschen, zum Zeichen, daß sie bereit seien. Nun machte der Vater die Kühe los, eine um die andere verließ den Stall, und nun ging der Zug nach der Straße hinüber. Eine gute Strecke mußte erst auf dieser zurückgelegt werden; denn ziemlich oberhalb der Kapelle war der Weideplatz für diese Zeit. Rußli hatte sich gleich an den Vinzi herangemacht und diesen fest an der Hand gefaßt; jetzt hielt er ihn zurück, soviel er vermochte. Jos und Faz hatten beide genug zu tun, die Kühe auf der Straße zu halten und vorwärts zu bringen; denn sie wollten immer auf beide Seiten nach den grünen Weideplätzen abschwenken.

»Laß mich jetzt, Rußli«, sagte Vinzi fortstrebend, »siehst du, ich muß den Brüdern helfen, die Kühe in Ordnung zu halten.«

Das hörte Faz, der bei einem Busch an der Straße mit einer der Kühe zu kämpfen hatte, da sie diesen durchaus abweiden wollte.

»Halte du lieber den Rußli in Ordnung«, rief er dem Vinzi zu, »dann hilfst du uns am allerbesten. Der kleine Kerl kommt immer hinterrücks an die Kühe heran und fitzt sie mit seinen Ruten, dann rennen sie nach allen Seiten, und wir werden ihrer kaum mehr Meister. Er ist ein rechter boshafter Zwerg, der Rußli, halt ihn nur fest.«

Jetzt hatte Faz seine widerspenstige Kuh zum Gehorsam gebracht und lief mit ihr den anderen nach.

»Vinzi«, sagte jetzt Rußli ganz erfreut, daß er den Vetter nun für sich behalten konnte, »hast du auch ein Messer?«

»Ja, freilich, natürlich, das muß man ja haben«, antwortete Vinzi.

»Dann will ich dir einen großen Busch zeigen«, sagte Rußli, »da wachsen so schöne Ruten, unten ganz dick und oben ganz dünn; aber weißt du, doch ganz fest, nicht lumpig, die fitzen so gut, und dann schneidest du mir ein paar schöne, gelt? Ich habe nur noch eine zerbrochene, und ich kann keine schneiden, ich darf kein Messer haben.«

»Wozu willst du die Ruten?« fragte Vinzi, »du wirst doch die Kühe nicht damit hauen wollen, wie der Faz eben von dir gesagt hat.«

»Nein, ich haue sie gar nicht, nur ein wenig fitzen tu ich sie«, sagte Nußli erklärend, »dann springen sie hoch auf und werden furchtbar lustig.«

»Nein, nein, Rußli, das ist nicht so lustig für sie, wie du meinst«, sagte Vinzi, »sie springen vor Schrecken so hoch auf, so dünne Rütchen tun ihnen schärfer weh als dicke Peitschenschnüre, dazu schneide ich dir keine Ruten. Aber ich will dir etwas anderes aus dem Holz schneiden, wenn es gut ist, zeig mir nur den Busch.«

Rußli wollte durchaus wissen, was er ihm schneiden werde; aber Vinzi sagte, erst wenn er die Ruten sähe und den Jos noch etwas gefragt habe, werde er es sagen. Nun lief Rußli in seiner Erwartung, soviel er konnte, und bald ging es von der Straße ab ein Stück über das Weideland den Gebüsch zu. Hier suchte er nun einen großen Busch aus, von dem die festen Ruten kerzengerade in die Höhe strebten.

»Hier«, sagte er, Vinzi herbeiziehend.

Mit Wohlgefallen betrachtete Vinzi die festen Stäbe, und nun begann er zu schneiden, da und dort, was ihm am besten gefiel.

»Nun komm«, sagte er, als er ein schönes Büschel beisammen hatte, »wir gehen nun dorthin, wo die Brüder sind, du weißt doch wo? Man sieht sie ja gar nicht mehr. Dort schneid ich dir, was du haben sollst.«

Eilig lief der Rußli voran, Vinzi folgte ihm.

»Oh, wie ist es hier so schön«, rief Vinzi auf einmal aus und stand still; »aber wann kommt endlich die Weide?«

»Wir sind schon darauf«, sagte Rußli.

Vinzi schaute um sich. Da und dort standen zerstreut die hohen, dunkeln Lärchenbäume mit den seinen Nadelzweigen, durch die der blaue Himmel schimmerte. Darunter lag lieblich grün die Bergweide, da und dort stand einsam ein Büschelchen farbenglühender Alpenblümchen zwischen moosbedeckten Steinen. Fröhlich rauschte der volle Bergbach daher, den schneeweißen Schaum hoch aufwerfend, wo die Felsenstücke seinen Lauf hemmen wollten. Und wirklich, hier war die Weide. In geringer Entfernung sah Vinzi dort die Kühe unter den Bäumen ruhig hin- und herweiden. Er stand unbeweglich da, eine solche Weide hatte er noch nie gesehen. Jetzt fiel der Sonnenschein zwischen den Bäumen durch auf die leuchtenden Blumen und funkelte in den silbernen Bachwellen. Auf dem sonnigen Boden spielten die Schatten der Lärchenzweige, die der Bergwind hin»und herwehte, der durch alle die Bäume mit einem leisen Singen zog.

Immer tiefer tönte das singende Rauschen, je weiter es zog, bis es ganz leise in der Ferne verhallte. Vinzi schaute und lauschte und stand immer noch unbeweglich an derselben Stelle.

»Wann willst du endlich schneiden, was du versprochen hast?« rief Rußli in zornigem Ton; denn er hatte gewartet, bis seine Geduld gänzlich erschöpft war.

»Ja, ich komme«, sagte Vinzi, wie aus einem tiefen Traum erwachend, »ich komme schon. Oh, hier ist es schön! Nun halt einen Augenblick die Ruten fest, Rußli, gleich komme ich wieder, und dann tu ich, was ich versprochen habe.«

Jetzt lief Vinzi hinauf bis zur Stelle, wo die Kühe weideten. Er schaute nach den Vettern aus. Über der Straße drüben lag eine andere sehr große Weide ohne Bäume, und viel Vieh graste dort umher. Es tönte tüchtiger Lärm von dort herüber. Vinzi sah, wie ein Trüppchen Hirtenbuben sich über eine rauchende Stelle beugte; die wollten ein Feuer machen, und es wollte nicht brennen. Sie riefen alle durcheinander. Jos und Faz waren dabei, das konnte Vinzi sehen. Er rief mit aller Macht nach Jos, erst vergeblich; als er aber gehört wurde, kam Jos herüber.

»Komm zu uns, Vinzi«, rief er im Heranrennen, »wir machen ein Feuer, oder eigentlich nur einen Rauch. Es hat einer ein Loch gefunden, da ist ein Tier drin, vielleicht ein Murmeltier, und wir denken, es kommt heraus, wenn es Rauch im Loch hat, und wir können es dann fangen. Komm, es ist lustig.«

»Nein, ich will lieber nicht«, sagt Vinzi, der gar keine Lust hatte, ein geängstetes Tierlein aus dem Loch hervorspringen zu sehen, dem dann alle Buben nachlaufen würden, um es noch mehr zu ängstigen. »Und dann habe ich dem Rußli versprochen, gleich wiederzukommen. Aber ich muß dich noch etwas fragen. Glaubst du, dein Vater habe es ungern, wenn ich dem Rußli eine Pfeife schneide?«

»Ungern? Was kommt dir in den Sinn? Jetzt wüßt ich doch auf der Welt nicht, warum«, rief Jos aus, »da kannst du sicher sein, daß er das nicht ungern hat, und wir sind so froh, wenn du den kleinen Kerl zurückhältst; er macht die Kühe so wild, daß wir nur immer nach allen Seiten zu rennen haben; wenn sie ihn nur merken, so fangen sie an zu laufen.«

»Aber sollte ich euch denn nicht auch hüten helfen?« fragte Vinzi noch ein wenig besorgt, »darf ich nur sitzen bleiben und Pfeifen schneiden?«

»Du hilfst uns am allerbesten so«, sagte Jos, »glaub's nur! Sieh, wie sie alle ruhig sind und friedlich grasen! Wäre der Rußli da mit seinem heimtückischen Zwicken, sie hätten schon lange ihre Sprünge gemacht.«

Vinzi war über diese Arbeitsteilung sehr erfreut. Jetzt wandte er sich, um zu Rußli zurückzukehren.

»Zeig mir aber die Pfeife auch, wenn sie fertig ist!« rief ihm Jos noch nach.

»So, Rußli«, sagte Vinzi, als er wieder da war, »nun sollst du sehen, was ich dir schneide.«

Dann setzte er sich auf den bemoosten Stein hin, neben dem die rotvioletten Alpenveilchen standen und so süß zu ihm empordufteten, daß er vor allem ein paar lange Züge von dem Dufte einziehen mußte. Dann wählte er eine der Ruten aus, schnitt sie da durch, wo sie anfang, dünner zu werden, legte den langen, dünnen Teil weg, am kurzen, festen begann er zu schnitzen.

»Was ist es, wenn es fertig ist?« fragte Rußli, der sich auf denselben Stein ganz nah an den Vinzi herangesetzt hatte und mit Spannung der Arbeit zuschaute.

»Dann ist es eine Pfeife«, antwortete Vinzi.

Mit freudigem Erstaunen drängte sich Rußli immer noch näher an den Schnitzer heran, um nichts von der Entstehung dieses Wunderwerkes zu verlieren; denn eine so dicke, lange Pfeife, und dazu

von Holz, hatte Rußli noch nie gesehen. Er kannte nur die Pfeifen, aus Röhrchen gemacht, die gleich zerbrachen. Vinzi hatte viel gelernt und erfunden, seit er seine ersten Pfeifen, die nur einen einzigen Ton von sich gaben, geschnitten hatte. Jetzt schnitt er der Pfeife mehrere kleine Löcher ein; denn er wußte nun, daß er durch diese die verschiedenen Töne hervorbringen konnte. Es nahm aber viel Zeit in Anspruch; denn die kleinen, runden Löcher zu bohren, war nicht leicht. Dazu war Vinzi recht genau in seiner Arbeit. So ging manche Stunde dahin; denn zwischendurch mußte Vinzi immer einmal lauschen, wie der Wind durch die Bäume sang, dann wieder, wie es in den Wellen des Bergbaches klang, jetzt wie lauter Jubel und jetzt wie leises Klagen; dann wieder mußte Vinzi sich auf die Veilchen niederbeugen, um den lieblichen Duft recht voll einzuatmen. Aber jetzt endlich klappte er das Messer zu.

»Da, Rußli, nimm sie, deine Pfeife ist fertig.«

Mit strahlenden Augen ergriff der Glückliche seine Pfeife, setzte sie an den Mund und blies einen hohen, durchdringenden Jammerton heraus. Rußli war ein wenig erschrocken über den lauten Mißton; denn er hatte mit aller Macht in die Pfeife geblasen.

»Jetzt blas du einmal«, sagte er, das Instrument dem Vinzi überreichend.

In diesem Augenblick ertönte ein schriller Pfiff und noch einer, es war, als sollte es ein Ruf sein.

»Es ist das Zeichen zum Essen«, sagte Rußli, »sie pfeifen immer so, wenn man sich zum Essen versammeln muß. Komm schnell!«

Rußli lief schon.

»Eine Pfeife! Eine Pfeife!« schrie er den Brüdern zu, als er der Stelle nahe kam, wo der eine da, der andere dort still beschäftigt am Boden saß; sie hatten schon ihr Mittagessen in Angriff genommen. Als Rußli dies entdeckte, schaute er suchend um sich, dann rannte er nach dem Sack, der wie verloren dort am Boden lag, riß heraus, was ihm gehörte, und reichte ihn dann dem herankommenden Vinzi hin. »Da nimm«, sagte er, »das gehört dir, die anderen haben schon ihre Stücke genommen.«

Vinzi folgte der Aufforderung; aber er dachte bei sich: denen würde Stefeli etwas sagen, wenn sie auf unserer Weide so aus dem Sack essen und jeder für sich sorgen wollte, wie wenn man sich tüchtig gezankt hätte. Er setzte sich nun zu Rußli hin.

Unterdessen war Jos fertig geworden und rief von seinem Sitz aus dem Rußli zu: »So gib nun die Pfeife, ich will sie versuchen.«

»Kannst sie holen«, sagte Rußli trocken.

Aber Vinzi war schon aufgestanden und wollte sie dem Jos bringen. Nun hatte dieser aber doch das Gefühl, es sei an ihm, zu holen, was er begehrte; er kam schnell heran. Nun kam auch Faz herbeigerannt.

»Zeig sie! Zeig sie!« rief er, und wollte die Pfeife auch haben. Aber Jos hielt sie schon zum Blasen an den Mund und wehrte dem Faz. Nun begann die Musik. Jos wußte etwas davon, daß man die Finger auf die verschiedenen Löcher setzen mußte, um verschiedene Töne hervorzubringen. Das gelang ihm auch; aber die Töne wurden nur so einzeln ohne allen Zusammenhang herausgestoßen.

»Du kannst's nicht, gib her«, rief Faz und riß die Pfeife an sich. Es ging noch schlimmer, die Pfeife kreischte überlaut und schrecklich.

»Sie sieht so schön aus, wir haben nie eine so schöne Pfeife machen können; aber sie klingt doch

nicht schön«, sagte Jos mit Bedauern.

Vinzi war, neben den beiden stehend, nun auch mit seinem Mittagessen zu Ende gekommen und nahm jetzt Faz die Pfeife ab.

»Ich will sie auch einmal versuchen«, sagte er und fing an, ein Stücklein zu blasen, so klar und schön alle Töne aneinandergereiht, daß die drei in stummem Erstaunen vor ihm standen und gespannt zuhörten.

»Oh, du kannst's aber gut, lehr mich's auch«, sagte Jos begierig, sobald Vinzi innehielt.

»Mich auch«, rief Faz.

»Und mich auch«, schrie Rußli nach.

»Gib mir die Pfeife«, bat Jos eindringlich.

»Nein, mir«, rief Faz; aber Rußli hatte sie schon an sich gerissen und lief mit seinem Eigentum davon, damit es ihm kein Stärkerer rauben könne.

»Laßt sie ihm nur«, sagte Vinzi, »ich mache euch jedem auch eine, ich habe noch viele Ruten, und man kann immer noch welche haben.«

Das beruhigte die Brüder, und Rußli wurde zurückgerufen; denn nun sollte Vinzi noch mehr Musik machen, Jos war ganz begeistert davon. Rußli war aber durch kein Rufen zurückzubringen. Vinzi mußte ihm nachrennen, um ihn zu überzeugen, daß er nicht um sein kostbares Besitztum gebracht werden sollte. Nun setzten sich die Buben alle zusammen; denn jeder wollte dem Vinzi nahe sein und sehen, wie er es mache. Er mußte fort und fort spielen, was er nur konnte und wußte, und wenn er keine Weisen mehr in seinem Gedächtnis fand, so machte er solche vorweg aus allen Glockentönen und Vogelgesängen, die ihm in der Erinnerung vorschwebten.

Unterdessen war das Häufchen seiner Zuhörer immer mehr angewachsen. Die Hirtenbuben der anderen Weiden, die umsonst auf Jos und Faz gewartet hatten, um wie gewöhnlich etwas zusammen anzustellen - denn Jos und Faz waren immer die Anführer - waren einer um den anderen herangekommen, um zu sehen, wo die beiden blieben. Dann waren sie hintereinander auch dageblieben; denn allen gefiel diese Musik außerordentlich gut. So war unvermerkt der ganze Nachmittag vergangen.

Plötzlich rief einer aus dem Kaufen: »Es ist sechs Uhr, ich höre das Horn.«

Augenblicklich stoben alle auseinander; aber einer nach dem andern rief Vinzi noch zurück: »Bring sie morgen wieder mit! Bring sie morgen wieder mit!«

Nun hatten es Jos und Faz auch eilig, ihre Kühe zusammenzutreiben und auf den Heimweg zu kommen, es war hohe Zeit.

»Vinzi«, rief Jos zurück, als er schon im Lauf nach seinem Vieh war, »halt uns den kleinen Kerl ab, so kommen wir rasch vorwärts, du willst uns ja helfen.«

Gern wollte Vinzi diese Hut wieder übernehmen. Er hatte den besten Willen mitzuhelfen. Wenn nun die Vettern fanden, das sei die beste Hilfe, was freilich keine schwere Arbeit für ihn war, so hatte er doch ein gutes Gewissen bei seinem Tun. Auch Rußli war mit dieser Einrichtung ganz zufrieden. Sogleich erfaßte er Vinzis Hand und wanderte nun so ruhig und harmlos an seiner Seite dahin, als hätte er nie die leiseste Tücke mit seinem scharfen Rütchen im Sinne gehabt. Aber Unterhaltung wollte der Rußli haben, und Vinzi wurde gleich zum Gespräch zurückgerufen,

wenn ihn einmal das Rauschen des Baches, einmal ein pfeifender Vogel davon abziehen wollte. Als sie dem Hause nahten, sahen sie den Vater schon unter der Tür stehen, sie zu empfangen.

»So, wie ist's zum ersten Male gegangen, junger Vetter?« rief er den Herankommenden entgegen, »wie hat es dir gefallen auf unserer Weide?«

»Eine Pfeife! Eine Pfeifel« rief Rußli aus allen Kräften dazwischen, »da, da, nimm sie, Vater, die klingt schön.«

»Siehst du, da kommen sie mit dem Vieh«, sagte der Vater, dem der Rußli seine Pfeife vor die Augen hielt, so nah er konnte; »geh hinein und zeig sie der Mutter, ich komme dann auch.«

»Mir hat's auf der Weide gewiß gut gefallen«, konnte Vinzi endlich sagen, »es ist so schön unter den Bäumen droben, der Tag war so schnell um, daß wir's gar nicht merkten.«

»Ja, und Vinzi hat uns so gut geholfen«, setzte Jos hinzu, der eben herangekommen war; »wir sind zehnmal schneller mit den Kühen auf dem Platz gewesen als sonst, und den ganzen Tag sind sie so ruhig gewesen und haben fortgegrast, wie lange nicht mehr. Ich wollte nur, der Vinzi bliebe immer bei uns.«

»Das höre ich gern«, sagte der Vater, »das ist ein guter Anfang; jetzt wollen wir hoffen, daß ihr so miteinander fortfahrt.«

Nun ging er mit seinen Buben zum Stall hinüber, und Vinzi folgte nach; denn er dachte, der Vetter sehe es lieber, wenn er da auch mithelfen wolle.

»Was kann ich tun?« rief er von der Stalltür aus diesem zu, der schon eifrig am Melken war.

»Es währt nicht lange, so sind wir mit allem fertig«, entgegnete der Vetter; »aber wenn du dich gern ein wenig im Stall und in der Scheune umsiehst, so tu das nur.«

Vinzi trat wieder hinaus. Das Abendrot glühte drüben auf den Felsenbergen, die dunklen Tannen hatten golden leuchtende Wipfel, und jetzt tönte die Glocke so friedlich und lieblich von der Kapelle her durch die Abendstille, daß Vinzi ganz ergriffen dastand und schaute und lauschte. So stand er noch, als die Glocke längst verklungen und alles Rot an den Felsen erblaßt war.

»Holla«, rief jetzt eine Stimme hinter ihm, während ein tüchtiger Klaps auf seinen Rücken fiel; dann wurde er mit Gewalt fortgerissen bis zum Brunnen, wo allabendlich, bevor man ins Haus trat, die große Reinigung stattfand, die nie unnötig war.

»Erwachst du nun wieder?« fragte Faz, der den Vinzi in der festen Überzeugung hierhergerissen hatte, er sei mitten im Weg stehend eingeschlafen.

»Ja, deine Fäuste haben ihn noch vor dem Wasser geweckt, nicht wahr, Vinzi?« sagte Jos, der eben herangekommen war.

»Ja, sicher«, antwortete Vinzi; »aber ich will noch lieber, daß er mich packt, als daß er eurem Vater sagt, ich sei mitten auf dem Weg eingeschlafen; ich habe gar nicht geschlafen.«

»Er verklagt nicht, er haut nur«, sagte Jos tröstlich.

Jetzt ging's dem Hause zu, Faz voran. Drinnen saß die Mutter harrend am Tisch und hörte geduldig zu, wie Rußli seiner Pfeife nie gehörte Jammertöne entrang.

»Du pfeifst wie eine Katze, die am Ersticken ist!« rief Faz eintretend aus.

»Mußt ihn nicht gleich so aushänseln«, sagte die Mutter, »für einen so kleinen Buben spielt er recht artig. Und er hat dich gerade noch gerühmt; er hat gesagt: >Den ganzen Tag hat mir der Faz

keinen Puff gegeben, und ich habe nie geheult<.<<

»Er bekommt nur Püffe, wenn er's verdient«, sagte Faz, »heut hat er recht getan, weil ihn der Vinzi im Zügel hielt. Wenn der bei uns bleibt, so geht's immer gut, heut ist alles gelaufen, wie geschmiert.<<

Nun waren auch die drei andem eingetreten, und Rußli war gleich mit dem Ruf auf den Vater losgestürzt: »Jetzt die Pfeife.<<

»Nein, nein, Rußli, erst essen und dann die Pfeife«, sagte der Vater sich setzend, »siehst du, als ich einer war, wie die drei da, da habe ich auch Pfeifen geschnitten und mit der größten Freude drauflos geblasen. So muß ich denn deine Pfeife recht ansehen und auch versuchen, ob ich's noch kann.<<

Rußli ließ sich auch gleich begütigen; denn die Pfeifenbewunderung war ihm nicht zuwider. Der Maiskuchen, den die Mutter eben aufgestellt hatte, dampfte ihm ganz angenehm entgegen. Er nahm auch gleich ohne Widerrede seinen vollen Teller in Angriff.

Aber jetzt, da alle still befriedigt sich an ihre Stuhlrücken lehnten und die Mutter alles weggeräumt und auch noch den Tisch gesäubert hatte, sagte der Vater: »So komm jetzt mit der Pfeife, wir wollen hören, wie sie klingt.<<

Rußli hatte einige Mühe, sich aufzuraffen; seine starke Beteiligung an der Verteilung des Maiskuchens hatte ihn ein wenig schläfrig gemacht. Aber der Ruf und die Furcht, Faz könnte ihm die Pfeife entreißen, um sie dem Vater zu zeigen und sie nachher zu behalten, brachten ihn mm doch auf die Füße. Er kam heran mit seinem Besitz.

»Potztausend, was bringst du mir da!« rief der Vater aus, indem er die lange Pfeife mit ganzer Aufmerksamkeit hin- und herdrehte und nach allen Seiten betrachtete. »Das ist gut gemacht, das ist keine einfache Pfeife, es ist eine richtige Schalmei mit allen nötigen Löchern. Nun muß ich doch sehen, ob ich noch etwas herausbringe.<<

Er fing an, und wirklich, er brachte etwas heraus, das fast wie eine Melodie klang.

»Oh, der Vater kann's beim ersten Male besser als wir alle, wenn wir noch so oft versuchten«, sagte Jos erstaunt, »nur Vinzi allein kann es noch besser.<<

»Jetzt wollen wir den einmal hören«, sagte der Vater, ihm die Schalmei übergebend, »so spiel uns nun eins vor.<<

Vinzi hatte ein Stücklein in besonders guter Erinnerung, und da er es heute den Buben wohl zehnmal vorgespielt hatte, war es den Fingern ganz geläufig geworden. Es war das Stücklein, das er von Alida gehört hatte.

Jetzt spielte er.

Wie er zu Ende war, blieb einen Augenblick alles still, die Melodie war so lieblich und bewegend, sie war allen zu Herzen gegangen.

»Ja, ja, der kann's freilich anders als ich«, sagte der Vetter, »mich nimmt nur wunder, wer dich das gelehrt hat!<<

»Das ist etwas Schönes«, sagte die Base, ganz übernommen von dem Eindruck, »und etwas Schönes im eigenen Haus haben, daß man ihm nicht nachzulaufen braucht, ist mehr wert als manche große Festlichkeit. Jetzt wollte ich nur noch, unser Musikant könnte ein schönes geistliches Lied spielen, das wir alle nachsingen könnten. Was er da gespielt hat, das hat mir so

recht die Lust zum Singen erweckt.«

»Das will ich ganz gern tun«, sagte Vinzi, »ich kann es schon, die Mutter daheim singt jeden Abend mit uns ein solches Lied. Was soll ich spielen?«

»Vielleicht sind es nicht die gleichen, die ich meine, oder kannst du vielleicht spielen: »Ich singe dir mit Herz und Mund?« fragte die Base.

Ja, das Lied kannte Vinzi wohl. Er suchte ein wenig seine Töne, dann begann er fest und sicher zu spielen. Gleich sang die Base aus allen Kräften mit, der Vetter stimmte mit einem prächtigen Baß ein, und plötzlich ließ auch Jos eine klangvolle Stimme hören. Faz brummte einmal dem Vater nach, dann stieg er plötzlich zu den hohen Tönen der Mutter auf, und Rußli quiekte dazwischen in allen Tönen; aber die anderen Stimmen waren so stark, daß die mannigfaltigen Töne den Gesang nicht aus dem Geleise brachten. Die Base war so erfreut über den schönen Gesang, daß sie gleich noch ein anderes Lied begehrte, als das erste zu Ende war, und noch eins.

Der Vetter sagte ganz befriedigt: »Das ist eine schöne Unterhaltung, morgen wollen wir fortfahren. Gott loben mit Musik ist eine schöne Sache.«

Als Vinzi auf seinem Heuschober angekommen war, hatte er das Herz so voll Lobgesang, daß er auf seiner hohen Schwelle sich gleich noch hinsetzen und zum Himmel aufschauen mußte, der mit tausend Sternen besät war, die alle in heller Freude auf ihn niederschauten. Oh, wie schön war es hier, immer schöner! Gott loben mit Musik sei eine gute Sache, hatte der Vetter gesagt. Morgen würde man fortfahren und wohl alle Tage, sagte sich Vinzi. Und seine Pfeife hatte dem Vetter Freude gemacht, er hörte sie gern. Immer höher stieg die Freude in Vinzis Herzen bei diesem Gedanken. Ihm war, als müsse er noch einmal laut zu singen anfangen, und jetzt kam es ihm auch vor, als könne er nur einstimmen; denn wie ein großer Lobgesang tönte es ihm von allen Seiten entgegen, von den funkelnden Sternen und der schimmernden Kapelle, von dem fröhlich rauschenden Bach und dem goldenen Mond über den aufragenden Felsen, so herrlich und wunderbar, und er sang mit.

Ganze Wellen von würzigem Heugeruch, die der Nachtwind umhertrieb, wehten jetzt dem Vinzi entgegen und erinnerten ihn daran, wo er sei. Es war recht kühl geworden. Vinzi schloß schnell sein Türchen und suchte sein schönes Lager auf.

Von dem Tage an wurde jeden Abend in Lorenz Lesas Haus mit einem Eifer Musik gemacht und gesungen, daß man hätte denken können, es sei hier ein Hauptwerk des Tages. Aber die Arbeit lag dann ja hinter den Sängern, so daß sie sich der Freude ihres Feierabends so recht von Herzen hingeben konnten. Was dem Vinzi dabei noch besonders das Herz erfreute, war zu sehen, daß der Vetter Lorenz und die Base Josepha noch am allermeisten nach der Musik begehrten.

Jeden Tag sagte jetzt die Base am Abendessen: »Ich freue mich schon darauf, daß der Vinzi zu spielen anfängt.«

And wenn die gewohnte Zeit um war, sagte der Vetter: »Zu einem Liedlein oder zu zweien wird's ja noch nicht zu spät sein.«

Es stiegen in seiner Erinnerung, nun er wieder zu singen angefangen hatte, immer neue Lieder auf, die er in seiner Jugend gesungen hatte, und wenn auch Vinzi diese nicht kannte, so hatte sie der Vetter nur ein paarmal vorzusingen, dann spielte Vinzi sie ganz sicher nach! Die anderen konnten dann der Schalmey nachsingen und so alle die Lieder erlernen. Daran hatte der Vetter eine ungeheure Freude. Wenn dann ein solcher gesangreicher Abend endlich abgeschlossen werden mußte, dann schüttelte der Vetter Vinzis Hand drei-, viermal und sagte: »Du kannst einen

wieder ganz jung machen mit deiner Musik. Deine Schalmel singt einem eine rechte Jugendfreude ins Herz.«

Mit der Base ist hier die Frau des Vettlers gemeint. Die Verwandtschaftsbezeichnungen beziehen sich immer auf den Vater Vinzis.

Noch höher auf dem Berg

Noch höher auf dem Berg

Es waren nun drei Wochen vergangen, seit Vinzi beim Vetter angekommen war. In diesen Tagen erschien, von Leuk heraufkommend, ein guter Bekannter von Vinzis Vater und brachte Grüße von diesem und der Mutter an den Vinzi und an den Vetter und seine Familie. Er hatte Geschäfte unten in Domo und wollte auf dem Rückweg wieder bei Lorenz Lesa vorsprechen; denn er hatte Vinzis Vater und erst recht der Mutter versprechen müssen, Bericht von dem Buben zu bringen, wie er das Leben auf dem Berge annehme und wie er sich gegen den Vetter und seine Familie verhalte, ob er sie auch nicht mit seinem schweigenden und unachtsamen Wesen belästige. Über das Heimkommen des Buben sollten der Vetter und die Base entscheiden. Sobald sie für gut finden würden, ihn heimkehren zu lassen, möchten sie ihn nur einem Begleiter mitgeben, oder berichten, daß sie unten in Leuk dafür sorgen sollten. Der Mann wollte in fünf oder sechs Tagen wieder zurück sein. Es war jetzt der fünfte Tag, daß der Mann dagewesen und in das Tal hinabgereist war.

Lorenz trat eben in die Stube ein, wo seine Frau den Tisch zum Abendessen hergerichtet hatte und nun mit Ruhe dem Augenblick entgegensah, da die Buben von der Weide heimkehren würden und sie auftragen könnte, was ihnen wohl gefallen würde.

»Der von Leuk kommt heute nicht mehr, er wird morgen kommen«, sagte Lorenz, »wir wollen ihnen drunten auch recht ausdrücklich sagen lassen, welch eine Freude wir an ihrem Buben haben.«

»Das wollen wir«, stimmte seine Frau bei. »Gerade jetzt habe ich überdenken müssen, warum sie uns wohl den Buben heraufgeschickt haben, einen solchen würde ich sicher daheim behalten. Sonst tut man doch so etwas, wenn einer nicht ganz so ist, wie er sein sollte, oder etwa seine Mucken hat, die er unter anderen verlieren sollte. Aber der Vinzi ist ja ein Bub wie kaum einer. Seit der in unserem Hause ist, meine ich manchmal, ich kenne meine eigenen Buben nicht mehr. Da ist der Rußli, den mußte ich sonst jeden Morgen unter großem Geschrei und Kämpfen an den Brunnen schleppen, und bei dem Waschen schrie er wie ein Gespießter, und jetzt läuft er, sobald er aus dem Bett ist, eilig zum Bach hinter dem Heuschober hinüber und meint, dort sei's eine Freude, sich zu waschen, weil der Vinzi sich dort wäscht und es mit Freuden tut. Da kann der Rußli sich fegen und reiben, wie ich es nie hätte tun dürfen, nur weil er meint, er sehe dann dem Vinzi gleich, der ja freilich immer aussieht, daß jeder ihn gern ansehen mag. Und nicht ein einziges Mal kommt mir der Rußli mehr mit Heulen oder Klagen heim, daß man meinen muß, sie haben ihn fast umgebracht, und sag ich dann: ›Wie kommt's, daß du jetzt so vernünftig und ohne Krächzen heimkommen kannst?‹ so sagt er: ›der Faz darf mich nicht mehr hauen, weil es der Vinzi mit mir hält.‹ Und sag ich dann zum Faz: ›Wie kommt es, Faz, daß du nun den Rußli in Ruh lassen kannst?‹ so sagt er: ›Jetzt hält ihn der Vinzi in Ordnung, er muß recht tun, dann ist das andere nicht nötig. - Es ist mir ja auch lieber so‹, sagt er dann ganz verständig, ›der Vinzi soll nur bei uns bleiben.‹ So etwas hätte ja der Faz früher nie gesagt, das Hauen war ihm doch immer das liebere. Und der Jos, der hat einem ja immer am wenigsten zu tun gegeben, das mußst du selbst sagen -«

»Ja freilich, alle Erstlinge sind Musterbüblein bei den Müttern«, schaltete der Vater ein.

»Nun ja, der Jos darf sich zeigen«, fuhr die Frau fort; »aber einen so manierlichen Buben, wie Vinzi ist, habe ich noch nie gesehen. Das hat aber Jos gemerkt, und nun tut er alles genau so wie Vinzi, und es steht ihm so gut an, daß ich manchmal denken muß, der brauchte nur so ein Mützchen auf den Kopf und ein Mäntelchen um die Achseln zu haben, wie man sie an den Fremden auf dem Postwagen sieht, so nähme man ihn für ein Herrensöhnchen.«

»Ist nicht nötig«, sagte der Mann dazwischen.

»Und daß unser Jos eine so schöne Stimme hat, hätten wir auch nie gewußt, wäre Vinzi nicht mit seiner Musik bei uns eingezogen«, fuhr die Frau fort. »Und wie schön es jetzt jeden Abend bei uns ist, das kann ich manchmal selber kaum glauben. Da hat man seine Ruh den ganzen Abend lang und hört die schönsten Gesänge dazu. Keimal muß man mehr erschrecken, weil einer den anderen unter den Tisch geschmissen hat und der dritte seinen Stuhl zusammenreitet. Ich glaube, diese Musik hat sie alle drei so gezähmt, daß man sich nur fragen muß, sind das auch die gleichen Buben? Jetzt will ich nur noch eins sagen: Warum hat dein Vetter den Buben hier heraufgeschickt und hat ihn nicht lieber bei sich behalten? Seine Frau hat's sicher nicht gewollt, das kann ich schon erraten. Jetzt sag, was du meinst.«

»Das ist sicher, daß der Vinzenz Lesa etwas Gutes mit seinem einzigen Sohn im Sinne hatte, das kannst du glauben«, erwiderte der Mann; »aber ich habe mich auch gefragt, was es sein könnte, und habe nichts finden können, ich wußte nur noch, daß er mir etwas gesagt hatte, was dem Buben fehle. Erst als der von Leuk kam und fragen mußte, ob Vinzi uns nicht mit Schweigen und so etwas belästige, kam es mir wieder in den Sinn, daß er meinte, unsere Buben seien viel fröhlicher bei ihrer Arbeit, und er wollte, seiner wäre auch so. Er möchte ihn eine Zeitlang bei uns haben, so in ganz anderer Umgebung, und er hat ja recht gehabt, es hat sich doch gewiß gebessert mit dem Fröhlichsein. Der Vinzi ist ja jetzt lustig wie ein Fink, und alle anderen macht er noch fröhlicher, als sie waren.«

Jetzt hörte man das Jauchzen der heimkehrenden Buben. Der Vater ging hinaus, um ihnen beizustehen, die Mutter wandte sich der Küche zu; es war die rechte Zeit, alles auf den Tisch zu stellen, daß weder Ungeduld des Wartens noch verbrannte Hälse aufkommen konnten.

Am anderen Tag kam der Mann von Leuk aus dem Tal herauf. Lorenz Lesa stellte ihm ein Glas Wein vor und setzte sich zu ihm.

»Was habe ich nun zu berichten?« fragte der Mann.

»Sagt meinem Vetter Vinzenz, daß hier alles in der besten Ordnung ist«, begann Lorenz, »daß sein Bub lustig ist und singt und pfeift wie ein Vogel im Hanfsamen, und wir alle mit ihm.«

»Und daß wir ihn gern haben, als war er einer der unseren«, fiel hier die Frau ein, »und daß wir ihn sicher hierbehalten und nicht fortlassen bis zum allerletzten Herbsttag.«

»Ja, und sagt meinem Vetter«, setzte hier der Mann wieder ein, »wenn er den Buben bei uns überwintern lassen will, so sei es uns noch lieber, und belästigt habe er nicht einen auf dem ganzen Berg, dagegen manchen fröhlich gemacht.«

»Das wird Vinzenz Lesa gerne hören, ich will alles recht berichten«, sagte der Mann. »Nun sollte ich Frau Lesa auch noch berichten, wie der Bub aussähe, die will alles so genau wissen, der wird nun aber gar nicht zu sehen sein?«

»Nein, von sechs Uhr morgens bis um sechs Uhr am Abend sind die Buben alle miteinander auf der Weide und singen und pfeifen und wollen's gar nicht besser haben«, sagte Lorenz, »das wird wohl meinem Vetter recht sein, lieber, als wenn Ihr den Buben daheim getroffen hättet.«

»Und der Base sagt, daß sie gar nicht zu sorgen brauche«, fuhr die Frau fort, »ihr Bub sähe so frisch und sauber aus wie eine Bachforelle, und wenn es anders kommen sollte, so war ich auch noch da und kümmerte mich um ihn wie um einen eigenen.«

»Jetzt ist's gut«, sagte der Leuker Bote befriedigt und machte sich nun auf den Weg, froh, daß er solche Nachrichten für die Frau Stefane mitbringen konnte; denn sie hatte ihm eindringlich anbefohlen, nach allem zu fragen, was er nicht so recht behalten konnte; aber nun hatte er ja die besten Berichte über alles abzugeben, Gefragtes und Ungefragtes.

Wie er versprochen, hatte Vinzi Jos und auch Faz eine schöne Pfeife geschnitzt, und alle beide hatten sich schon in einen solchen Feuereifer hineingespielt, daß nichts mehr als Unterhaltung bei ihnen galt als ihre Pfeifen.

Daß Vinzi ganz anders als sie spielen konnte, hörten sie beide recht gut, und ihm abzulernen, wie er's machte, und es ihm gleichzu tun, war nun der höchste Wunsch der beiden. Sobald man am frühen Morgen auf der Weide angekommen war, ging das Pfeifenspiel los, und solange das ruhige Weiden der Kühe fort dauerte, wurde ununterbrochen mit dem größten Feuereifer fortgefahren. Da aber Jos und Faz die Anführer der ganzen Hirtenbubentruppe von ringsherum waren, und da sie nun gar nicht mehr auf den anderen Weiden erschienen, sammelte sich nach und nach die ganze Schar auf ihrem Platz, und der musikalische Eifer der beiden wurde ansteckend. Jeder wollte sein Talent zum Pfeifenblasen auch versuchen, und jeder dachte, er könne sicher Vinzis Spiel besser nachahmen als die anderen.

Darin waren sie alle einig, daß er es ganz anders könne als alle andern, und die gleiche Pfeife, die eben einer von ihnen geblasen hatte, gab einen ganz neuen Ton von sich, sobald Vinzi hineinblies.

Wenn so eine Zeitlang die Pfeifen durcheinander in den mannigfaltigsten Tönen gewimmert, gebrummt und gekreischt hatten, dann riefen die Pfeifer wieder vereint nach dem Vinzi, daß er komme und ihnen vorspiele, damit sie sähen, wie er's mache. Dann kam Vinzi heran und spielte willig, soviel sie wollten, und alle drängten sich dicht um ihn herum und schauten ihm mit der größten Spannung auf die Finger. Da kamen die Melodien wie von selbst heraus. Vinzi ließ nur so ganz leicht seine Finger über die Löcher hüpfen, und es sah so einfach aus, daß jeder dachte, jetzt könne er's sicher, und jeder gern zuerst wieder versuchen wollte, wie er's nun herausbringe. Wenn es dann auch keinem gelang, wie er meinte, so dachte doch jeder, wenn er nur eine eigene Pfeife hätte, so wollte er es wohl erlernen; aber jetzt konnte ja einer kaum für ein paar Minuten eines der seltenen Instrumente bekommen; denn immer verlangten schon wieder zehn andere danach.

So kam einer um den andern zu Vinzi und fragte: »Was muß ich dir geben, wenn du mir auch eine gute Pfeife schneidest?«

Und Vinzi antwortete immer bereitwillig: »Ich will dir schon eine Pfeife schneiden, du brauchst mir nichts zu geben; aber ein wenig warten mußst du, ich habe schon mehrere versprochen.«

Jetzt hatte Vinzi vollauf zu tun; denn jeden Tag gelangten neue Bitten um Pfeifen an ihn, daneben auch immer wieder die Aufforderung vorzuspielen, und Rußli gab von seinen Ansprüchen an ihn auch nichts auf. Aber dem Vinzi wurde dabei immer wohler zumute. Was man von ihm forderte, leistete er mit Freuden, und alle, die um ihn waren, konnte er damit erfreuen.

Der Vetter hörte es gern, wenn am Abend seine Buben erzählten, nun kämen alle Hirten von allen Weiden bis zum Hospiz hinauf zu ihnen auf ihre Weide um des Pfeifenspiels willen, sie wollten es alle hören und erlernen, und nun gelte gar keine andere Lustbarkeit mehr als nur das

Musikmachen. Vinzi schneide auch jeden Tag so viele Pfeifen, daß nun schon auf jeder Weide zwei oder drei seien; aber da seien ja immer so viele Buben, daß einer kaum ein paar Pffiffe tun könne, so wolle schon wieder ein anderer versuchen, wie er es könne. Man müsse eben lange hintereinander spielen, bis man rechte Töne hervorbringe; davon, wie man sie beim Singen aneinanderreihen könne, sei dann noch lange keine Rede.

So sei jetzt von allem, was ein Hirtenbub sich wünsche, eine Pfeife, wie Vinzi sie schnitze, das Höchste; denn Pfeifen, die andere schnitten, hätten nie die rechten Töne.

Unter der Hirtenschar waren zehn oder zwölf, die man »die Türmler« nannte. Vinzi wußte nie recht, wieviele ihrer waren; es kam immer nur ein Teil derselben auf einmal nach der Lesa-Weide, da, wie auf den anderen Weiden, eine Abteilung beim Vieh zurückbleiben mußte. Vinzi hatte zuerst geglaubt, die Türmler seien eine Brüderschar, dann hatte er gemerkt, daß sie Vettern untereinander waren, von dreierlei Haushaltungen stammend. Er hatte schon an zwei Türmler Pfeifen abgegeben; denn sie hatten ihn besonders gedrängt; aber der schwarze Vereli, so genannt um seines schwarzen, wolligen Haares und der dunkeln Hautfarbe willen, bat so eindringlich und mit solchem Verlangen um eine so herrliche Schalmei, daß Vinzi nicht widerstehen konnte und ihm gleich eine verfertigte, obschon er auch ein Türmler war und viele von den Buben fort und fort riefen: »Sie haben schon zwei! Die Türmler haben schon zwei!«

Dankend und jauchzend rannte der schwarze Vereli mit seinem errungenen Schatz davon.

Am folgenden Tag erschien er wieder und kam eilig zu Vinzi herangelaufen: »Ich muß heute droben die Kühe hüten helfen, die andern dürfen hier bleiben«, sagte er außer Atem, »ich muß dir nur einen Bericht bringen: Ich habe dem Großvater die Pfeife gezeigt und habe ihm vorspielen müssen, und dann hat er gesagt, ich könne es nicht, und dann habe ich gesagt, aber du könntest es wie gar kein anderer, und dann hat er gesagt, du sollest bald einmal zu ihm kommen, du müßtest ihm etwas vorspielen. Das mußte ich dir berichten. Komm dann, wenn ich zu denen gehöre, die droben bleiben, komm morgen!« rief der Vereli noch schnell zurück und rannte schon davon.

»Zuerst muß man es dem Vetter sagen; wenn er ja sagt, wohin muß ich dann kommen?« rief Vinzi dem Forteilenden nach.

Er erhielt keine Antwort mehr, der Vereli war schon weit weg.

»Zu den Türmlern hinauf mußst du«, bedeutete ihm Nußli, der unzertrennlich von Vinzi immer in seiner nächsten Nähe war und die Aufforderung mit angehört hatte.

»Ich weiß doch nicht, wo die wohnen«, entgegnete Vinzi.

»Im Turm natürlich«, sagte Nußli.

»Oh, so heißen sie darum die Türmler!« rief Vinzi aus.

»Ja, natürlich«, fand Nußli.

Nun stieg der alte graue Turm vor Vinzis Augen auf, den er auf seiner Herreise mit Schrecken erblickt hatte; denn in seinem angstvollen Zustand kam er ihm wie ein Gefängnisturm vor, in dem vielleicht der Vetter wohnte, und wo er nun auch wohnen sollte. Aber in seiner Erinnerung stiegen aus der Umgebung des Turmes noch eine grün glänzende Wiese und leuchtende Blumen auf, die sein Blick nur so gestreift hatte; denn er konnte vor angstvoller Erwartung nicht mehr um sich schauen. Nun kam ihn plötzlich eine große Lust an, die Straße hinaufzuwandern, wo er heruntergekommen war, und zu sehen, wie alles dort oben aussehe, was ihm nur so unbestimmt in der Erinnerung geblieben war.

Am Abend erzählte er dem Vetter, was der schwarze Vereli ihm berichtet hatte, und fragte, was er nun tun solle.

»Gleich morgen nach dem Turm hinaufgehen«, sagte der Vetter. Der Großvater sei der älteste Mann auf dem ganzen Berg, man müsse tun, was er begehre.

»Von wem dort oben ist er der Großvater?« fragte Vinzi.

»Von allen denen, die man die Türmler nennt«, antwortete der Vetter, »und dann noch von einer großen Schar anderer, die daheimbleiben. Denn nur die Buben, die den Sommer über das Vieh hüten sollen, kommen herauf. Er ist eigentlich Ur- und auch der Ururgroßvater von ihnen, aber das wäre zu weitläufig, ihn so zu nennen, so heißt er bei allen Verwandten und auf dem ganzen Berg der Großvater. Wenn seine Enkel und Urenkel alle zusammenwären, gäbe es eine ganze Herde.«

»Ja und der Ärgste von allen ist der schwarze Vereli«, setzte Faz hinzu.

»Wieso?« fragte der Vater, der keinen Zusammenhang zwischen dieser Anzeige und seinen Worten ersah.

»Nur so, daß die Türmler immer die ärgsten Lumpereien anstellen, und das erfindet alles der schwarze Vereli«, erläuterte Faz seine Anzeige, »und Jos hält es doch immer mit ihm, weil er so gut jodeln kann.«

»Ja, das kann er wie keiner, und das hör ich gern«, bestätigte Jos, »und mit dem Lumpereianstellen wird es wohl jetzt ein wenig abnehmen; ohne Vereli können sie nichts erfinden, und der hat nun etwas anderes zu tun. Vinzi hat ihm eine Pfeife gemacht, die hätte er schon lange gern gehabt; er will das Spielen solange fortreiben, bis er es kann, und wenn der etwas will, so gibt er nicht nach, bis er's kann.«

»Diese Pfeifen sind ein rechter Segen für den ganzen Berg, die bösesten Buben kann man damit zähmen«, sagte die Mutter und lehnte sich mit Wohlbehagen an ihren Sesselrücken. Sie wußte ja, nun hatte sie ihre Ruhe für den Abend; denn nun würde gleich auch in ihrer Stube die gesegnete Pfeife ertönen und alles beruhigen.

Am anderen Morgen, als die Buben mit ihrer Herde ausziehen wollten, sagte der Vetter zu Vinzi: »Geh du nur gleich hinauf zum Turm, der Großvater ist schon auf. Mit dem ersten Strahl der Sonne sitzt er schon auf seinem Bänklein am Turm und sonnt sich dort bis zum Abend. Du mußt dich dann mit dem Heimkommen nach dem Alten richten, solange er dich oben haben will, mußt du bleiben.«

Nun zogen sie aus. Rußli blieb, wie immer, mit Vinzi ein wenig hintennach. Er hatte des Vaters Worten aufmerksam zugehört.

»Du mußt bald wieder heimkommen«, sagte er jetzt, »sobald du dem Großvater etwas vorgespielt hast, mußt du wieder herunterkommen.«

»Du hast ja gehört, was dein Vater gesagt hat«, entgegnete Vinzi, »ich muß so tun, wie der Großvater will. Wenn er will, daß ich den Morgen lang dort bleibe, so muß ich es tun.«

»Dann will ich alle Kühe fitzen«, sagte Rußli ganz grimmig.

»Das ist nun recht schlecht von dir, Rußli«, rief Vinzi erzürnt aus. »Nun habe ich geglaubt, du seist ein ganz netter Bub und bin immer bei dir geblieben und habe dir erzählt und vorgepiffen, soviel du nur wolltest, und habe geglaubt, der Faz habe über dich gesagt, was nicht wahr sei, und nun ist es doch wahr. Weißt du, was ich jetzt tue? Ich will nur noch mit Jos und Faz gehen, du

kannst nun allein sitzen, wo du willst, ich komme nie mehr zu dir.«

»So will ich es nicht tun«, sagte Rußli halb störrisch, halb bußfertig.

»So ist's recht, Rußli«, sagte Vinzi schon wieder versöhnt, »und nun will ich dir auch etwas schneiden auf dem Weg und dir's heimbringen, und dann mach ich's immer so, wenn ich fortgehe. Was willst du jetzt? willst du einen Spazierstock?« »Nein«, war gleich die bestimmte Antwort. »Willst du eine Fahnenstange?« »Nein.« »Was willst du denn?« »Eine Pfeife.« »Die hast du ja schon lange«, meinte Vinzi. »Es ist gleich, ich will nur gern eine Pfeife und dann immer noch eine Pfeife, wenn du mir wieder etwas schneidest«, behauptete Rußli hartnäckig. »Also eine Pfeife«, versprach Vinzi. Nun war man beim Weideplatz angelangt. Die Vetter trieben ihre Herde rechts von der Straße ab gegen die Lärchenbäume hin, Vinzi setzte seinen Weg fort, die wiederholten Rufe der drei: »Komm bald zurück!« immer wieder mit dem Schwingen seiner Mütze beantwortend, die er zum Schluß vor lauter Wohlsein hoch in die Lüfte warf und mit lautem Jauchzen wieder auffing. Vinzi war so wohl zumut wie noch nie. Vom blauen, wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne über die grünen Weiden und die Felsenberge drüben, auf denen die dunkeln Tannen in dem hellen Himmel ihre Wipfel zeichneten. Ja, da war er heruntergekommen; aber wie anders sah doch heute alles aus! Es wurde immer schöner. Jetzt trat der hohe Schneeberg zwischen den dunkeln Waldhöhen ganz heraus, so groß und mächtig mit der schimmernden Schneekrone. Und jetzt, oh, wie wunderbar, da kam silbern leuchtend im Morgenlicht ein breiter Strom vom Himmel nieder über den ganzen Berg herunter, ohne Rauschen, ohne Bewegung; nein, das war nicht fließendes Wasser, das war der große Gletscher. Vinzi mußte wieder stehen bleiben, der Anblick wurde immer noch wunderbarer. Jetzt flammte es wie blaues Feuer eine ganze Strecke über den Gletscher hin.

Daß es hier oben so schön sein konnte, davon hatte er keine Ahnung gehabt, er konnte fast nicht weiter.

Endlich mußte es doch sein. Jetzt tönte es um ihn wie fernes Waldrauschen, da war doch kein Wald so nahe. Nein, dort über die hohen Felsen kam weiß ausschäumend und tosend ein Wasserfall heruntergestürzt und drüben noch einer; da und dort sprangen die sprudelnden Bergbäche von den Felswänden nieder, und eine so frische herrliche Luft strömte ihm hier entgegen, daß er wieder stillstehen und sie in langen Zügen einatmen mußte. Aber was war denn das rotglühende Feld, das dort droben weithin über den Berghang sich ausbreitete? Das mußte er sehen. Nun lief er zu. In der leichten Luft ging es bergan, als hätte Vinzi Flügel, er merkte es gar nicht, wie die Straße stieg.

Von Zeit zu Zeit verschwand der rote Berghang, wenn die Straße eine Biegung machte, dann stand er wieder da in der hellen Sonne, immer näher, immer leuchtender. Nun tönte ihm ganz melodisch ein wohlbekanntes Geläute entgegen, das waren Herdenglocken. Wo war nur die Herde?

Nun mußte er doch wieder stillstehen und sich umsehen. Dort, zur Linken unterhalb der Straße im grünen Wiesengrund zog die Herde ruhig weidend hin und her, eine ganze Schar von Kühen aller Farben und auch eine Schar von Hirtenbuben war zu sehen, die einen am Boden liegend, die anderen in Trüppchen zusammenstehend, und dort, mitten in der Talmulde, erhob sich ein grauer steinerner Turm. Ja, das war der alte Turm, den er auf seiner Herreise gesehen und den ihm die Vetter geschildert hatten. Und dort saß der Großvater ganz so, wie Vetter Lorenz gesagt hatte, den Rücken an das Gemäuer lehrend, schaute er, vom hellen Sonnenschein beschienen, dem blauen, sonnigen Himmel entgegen. Schneeweißes Haar bedeckte ihm das unbeschattete Haupt, und ein dichter weißer Bart fiel ihm auf die Brust herunter. Es sah so friedlich aus da unten; der

alte Mann so wohligh im Sonnenschein sitzend, die Herde so ruhig grasend um ihn her. Selbst der alte Turm, den er wie etwas Schreckliches in der Erinnerung hatte, kam dem Vinzi jetzt als ein recht gemütlicher Wohnsitz vor, wo alle die Hirtenbuben mit dem Großvater gewiß ein fröhliches Zusammenleben hatten. Er wollte gern das alles in der Nähe betrachten; aber den roten Berg mußte er schnell erst nahe sehen, er mußte bald erreicht sein.

Vinzi eilte bergan.

Noch eine Biegung der Straße, und gerade vor ihm lag nun das leuchtende rote Feld.

Er kletterte zur Rechten über die Straßenwand und ging hinein, mitten hinein in das grüne Laub, das über und über mit rotglühenden Alpenrosen bedeckt war. Weithin über den ganzen Berghang, soweit er schauen konnte, sah er die dunkelroten Rosen. »Oh, wie schön! Oh, wie schön!« sagte Vinzi einmal ums andre vor sich hin.

Ganz sachte ging er noch ein wenig weiter, dort war ein freies Plätzchen, wo er keinen Strauch knicken würde. Da setzte er sich hin, mitten unter die Blumen hinein, und schaute in stiller Wonne nach der wunderbaren Herrlichkeit, die ihn umgab.

Wohl strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel auf ihn nieder; aber so kühl wehte der frische Bergwind um seine Schultern, daß ihm die warmen Strahlen ganz willkommen waren. Aber dem schimmernden Rosenfeld lag der Himmel dunkelblau und weithin über all den grauen Felszacken und den grünen, sonnigen Alpenhöhen. Drüben stieg der mächtige Berg mit dem weißen Schneehaupt hoch empor, und da und dort warfen die tosenden Bergbäche ihren schneeigen Schaum der leuchtenden Sonne entgegen, so daß er in allen Farben schimmerte.

Vinzi mußte lange dagesessen und geträumt haben. Plötzlich bemerkte er, daß jetzt die Sonne fast gerade über seinem Kopfe stand, es mußte gleich Mittag sein. Erschrocken sprang er auf, rannte in hohen Sätzen über das Blumenfeld, womöglich den Fuß so niedersetzend, daß er kein Röslein knickte, dann in hohem Sprunge auf die Straße hinunter, quer über diese hin und in vollem Lauf auf der anderen Seite den Wiesenhang hinab dem alten Turm zu. Da stand Vinzi schon gerade vor dem Großvater, der noch auf seiner, vor dem Winde geschützten Vank im warmen Sonnenschein saß. Vinzi mußte tüchtig Atemholen, bevor er etwas sagen konnte.

»Was ist's, Bub, warum hast du's so eilig?« fragte in aller Ruhe der Großvater.

»Ich habe mich ein wenig versäumt, ich wollte früher bei Euch sein«, antwortete Vinzi, der nun seinen Atem wiedererlangt hatte. »Der schwarze Vereli hat berichtet, ich solle heraufkommen. Ihr wolltet die Pfeife spielen hören.«

»So bist du der Bub, der die Schalmeien schnitzt und so gut darauf spielen soll?« sagte der Alte; »das ist brav von dir, daß du zu mir kommst. Setze dich hier zu mir auf das Bänklein und sag mir, wem du gehörst und woher du kommst.«

Vinzi setzte sich und berichtete, woher er sei, und daß er jetzt für eine Zeitlang bei seinem Vetter Lorenz Lesa wohne.

»Den kenn ich«, sagte der Alte, »das ist ein braver Mann, hat er auch nichts dawider, daß du zu mir kommst?«

Vinzi sagte, daß er ihn selbst zu gehn geheißen und ihm befohlen habe, hier zu bleiben, solange es dem Großvater recht sei.

»So ist's recht, dann kannst du mir schon etwas vorspielen. Aber ich meine, zuerst müßten wir unseren Imbiß einnehmen«, damit stand der Alte auf; aber gleich besann er sich anders und setzte

sich wieder behaglich auf sein Plätzchen.

»Ich meine, wenn der Junge das Essen holte und der Alte sitzen bliebe, wär's nicht ungeschickt«, sagte er, dem Vinzi freundlich auf die Schulter klopfend. »Geh du hier um die Ecke, mach die Haustür auf, und dahinter auf dem Gesims steht alles, der Milchkrug und das Essen. Das bring hierher.«

Vinzi ging und kehrte gleich mit allem Gewünschten wieder. Das wurde zwischen die beiden auf die Bank gestellt, und der Großvater begann sich Käse und Brot zurechtzuschneiden und forderte Vinzi auf, dasselbe zu tun.

Dieser zögerte aber ein wenig; er hatte ja den ganzen Morgen nichts getan, als was ihm gefiel, und hätte schon lange dem Großvater vorspielen können; er konnte nicht so recht mit gutem Gewissen zugreifen.

»Iß, iß! Was ist dir im Weg? Es ist mehr als genug für uns zwei da, jetzt fang an«, sagte der Alte nach einer Weile und schaute Vinzi mit so freundlichen Augen an, daß dieser mit Freuden auch eine schwerere Forderung erfüllt hätte als diejenige, die an ihn gestellt war.

»Und wie gefällt es dir nun auf unserem Berg?« fragte der Großvater nach einer Weile wieder.

Vinzis Augen leuchteten hell auf. »Oh, hier ist es schön! Ich weiß gar nichts Schöneres«, sagte er, noch ganz erfüllt von den Eindrücken, die er vor kurzem empfangen hatte.

Der Großvater klopfte ihm wohlgefällig auf die Schulter: »Ich auch nicht, ich auch nicht«, sagte er voller Befriedigung, »das hast du gerade wie ich. Wo könnte es auch schöner sein? Wo haben sie einen goldneren Sonnenschein, als wir hier oben, und eine leichte Luft dazu, die einem mit jedem Atemzug so wohl macht, daß man's durch den ganzen Menschen spürt. Und jeder kann davon nehmen, soviel er nur zu fassen vermag. Und Kraft geben sie, diese Luft und diese Sonne; ich kann dir's sagen, ich weiß etwas davon. Freilich jetzt hat sie bei mir nachgelassen; gesund bin ich noch, nur nicht mehr jung. Wie alt meinst du, daß ich sei, Bub?«

»Etwa siebenzig«, rief Vinzi.

»So, meinst du? Siebenzig war ich vor zwanzig und ein paar Jahren. Da war ich noch jung. Da hab ich's noch für nichts geachtet, mit Lasten auf dem Rücken ins Tal hinabzugehen und andere heraufzutragen. Aber jetzt geht es nicht mehr; sie begehren auch nichts mehr von mir, die Jungen, als daß ich hier den Sommer über alle die Buben im Turm zusammenhalte. Am Tag sind sie freilich alle bei der Herde; aber am Abend müssen sie alle heim und muß Ordnung gehalten werden; dann muß einer da sein, der befiehlt, sonst kommen sie aneinander. Am Tag sitze ich hier im Sonnenschein und habe Zeit, für alles zu danken, was unser Herrgott in meinem langen Leben an mir getan hat. Seit ich das neunzigste Jahr hinter mir habe, zähl ich sie nicht mehr; ich nehme jeden schönen Gottestag als ein schönes Geschenk an und schaue am Abend zum Himmel auf und sage von Herzen: ›Ich danke dir dafür, du guter Vater im Himmel, ich danke dir.‹ Und kommt dann meine Zeit, daß ich gehen muß, so hab ich nicht weit. Sieh hinauf, ich meine, ich habe nur einen kleinen Flug zu tun, so bin ich droben. Schon darum ist's so schön hier auf dem Berg, so nah am Himmel und so frei und weithin ihn alle Augenblicke schauen zu können, das nimmt einem die Gedanken in die Höhe und macht zum Leben und Sterben froh.«

Vinzi war den Worten des Großvaters mit großer Aufmerksamkeit gefolgt. Daß er jetzt schwieg, tat dem Jungen sehr leid, er hätte so gern noch vieles davon gewußt, wie es der Großvater in seiner einsamen Wirtschaft dann mache.

»Worüber hast du so streng nachzudenken?« fragte der Alte nach einer Weile des

Stillschweigens.

»Ich habe gedacht, wenn Ihr mir nur erzählen würdet, wie Ihr's dann im Winter macht, wenn die Hirtenbuben daheim sind. Ob Ihr dann mutterseelenallein in dem Turm wohnt, oder ob Ihr dann fortgehen müßt, obgleich es Euch hier oben so wohl ist«, antwortete Vinzi.

»Ich gehe nie mehr ins Tal hinab, seit zehn Jahren nicht mehr, und ich bin froh, daß ich nicht muß«, sagte der Alte, einen langen Zug der sonnigen Bergluft einatmend, »ich könnt's nimmer aushalten; so schwere Luft und so viele Menschen. Da kommt immer einer dem anderen vor die Sonne. Im Turm allein brauche ich auch nicht zu wohnen, ich habe gute Freunde hier, die Mönche droben im Hospiz. Du weißt ja wohl, wo das Hospiz ist?«

»Nein, das weiß ich nicht«, entgegnete Vinzi, »und was ein Hospiz ist, weiß ich auch nicht.«

»Das ist ein gutes Haus«, sagte der Alte; »da werden die armen Reisenden aufgenommen, die im Winter fast nicht mehr weiter kommen vor vielem Schnee und großer Kälte und manchmal halb erfroren liegen bleiben. Da kommen dann die guten Mönche, die im Hospiz wohnen, und holen sie herein zum warmen Feuer und stärken sie mit Speise und Trank, daß sie wieder weiterziehen können. Das sind meine guten Freunde, die Mönche, und wenn im Herbst die Buben mit der Herde heimfahren, dann gehe ich mit bis zum Hospiz hinauf; das ist nicht weit, es steht gleich da droben, kannst es einmal sehen.«

»Oh, ich weiß schon!« rief Vinzi aus, dem plötzlich das große steinerne Haus an der Straße vor Augen stand, das er auf der Herreise gesehen hatte, wo es ringsum so still und tot war, als sei kein einziger Lebender in der Nähe.

»Dort ist schon eine warme Ecke am Kamin für mich bereit«, fuhr der Alte fort, »da sitz ich den Winter durch und höre manches gute Wort von den Mönchen und sehe dann und wann einen, der elend ohne ihre Hilfe zugrunde gegangen wäre, und nun wieder mit frischem Mut sein Ränzlein aufladen kann. Dann höre ich auch manches, wie es drunten in der Welt zugeht, und bin froh, dem allem entronnen und hier oben zu sein.«

»Ja, das glaub ich wohl«, sagte Vinzi ganz verständnisvoll.

»Wie wär's, wenn wir jetzt ein wenig Musik machen würden?« fragte nach einer Pause der Großvater. Dann nahm er den leeren Krug samt Teller und Messer und schob alles unter die Bank, um so recht freien Platz für den einen zum Spielen, für den anderen zum Zuhören zu schaffen. »Was willst du am liebsten spielen?«

Vinzi hatte seine Pfeife hervorgezogen und begann eine Melodie zu spielen.

Sie gefiel dem Alten, er wollte sie noch einmal hören. Vinzi wiederholte sie. Wie er wieder zu Ende war, sagte der Großvater: »Du hast da etwas Schönes gespielt; ich meine, das könnte ein geistliches Lied sein.«

»Das ist es auch«, sagte Vinzi.

»Wie kommst du denn zu einem solchen Lied? So junge Buben pfeifen sonst meistens andere Töne. Wo hast du's gefunden?« wollte der Alte wissen.

»Gefunden habe ich's nicht; ich spiele es nur dem Singen nach. Jeden Abend singt die Mutter daheim mit uns solche Lieder«, berichtete Vinzi.

»So kannst du noch mehr solche?« fragte der Alte gleich.

»Ja, ja, noch viele«, versicherte Vinzi.

»Jetzt möcht ich nur wissen, ob du mir ein Lied spielen kannst, das ich einmal gehört habe und nachher nie wieder. Das würde ich gern wieder einmal hören. Aber ich kann nur noch sagen, wie es am Schluß vom Vers immer wieder hieß, vielleicht kannst du's daran erkennen.«

»Oder vielleicht noch besser, wenn Ihr mir ein wenig von der Weise vorsingt«, meinte Vinzi.

»Nein, nein, Bub, singen kann ich nicht mehr«, wehrte der Großvater; »aber ich will dir sagen, wovon in dem Lied die Rede war und wie der Schluß hieß. Siehst du, ich war nicht immer so froh wie jetzt. Ja, als ich erst so alt war wie du, da wachte noch eine Mutter über mich, so wie du eine hast, die dich deine Lieder singen lehrte. Mein Vater war schon tot. Aber ich hatte Kameraden, die wollten in die Welt hinaus, und ich wollte mit. Die Mutter wollte es nicht, aber ich ging. Wir kamen weit umher, einmal als Soldaten, einmal als Handwerker. Es war ein wüstes Leben. Das verstehst du aber nicht. Ich konnte es nicht mehr aushalten und sagte: ›Wir wollen umkehren und ein neues Leben anfangen.‹ Sie wollten nicht. Da kehrte ich allein heim. Lange hatte ich der Mutter nicht mehr geschrieben, sie mir auch nicht. Als ich heimkam, war sie tot. ›Dein Fortgehen war ihre Krankheit‹, sagte unsere Nachbarin zu mir. Das brannte mich noch mehr als alles andre. Nun wollte ich ein neues Leben beginnen; dann könnte ja alles wieder gut werden. Aber ich hatte keine Freudigkeit. In mir hieß es fort und fort: ›Du kannst nichts ungeschehen machen‹, und die Vorwürfe brannten wie Feuer. Einmal, wie ich vor Unruhe nicht schlafen konnte, rief ich zum Himmel: ›Oh, Mutter, wie gern hast du mir sonst immer geholfen; aber du weißt jetzt, daß ich's nicht verdiene!‹ Am Morgen beim Erwachen hörte ich deutlich meiner Mutter Stimme; sie sagte: ›Geh in die Kirche, Klaus, es läutet!‹ Gerade so hatte sie immer gesagt am Sonntagmorgen. Ich sprang auf; es war wirklich Sonntag. Ich war lange nicht in der Kirche gewesen, jetzt lauf ich hin. Zuerst konnte ich dem nicht folgen, was der Pfarrer sagte, es war nicht für mich. Auf einmal höre ich die Worte: ›Da kam unser Herr vom Himmel und brachte uns Gnade und Vergebung, daß wir nicht in unserem Elend vergehen müssen, sondern wieder fröhlich werden können.‹ Das war für mich und traf mich wie ein Sonnenstrahl. Dann kam das Lied, und ich verstand alle Worte, gerade so war's in mir; aber am Schluß von jedem Vers tönte es immer wie ein Freudenchor und hieß so:

›Noch das sel'ge Lied der Gnade Tönet fort In Ewigkeit.‹

Das habe ich nie vergessen. Ich bin von da an wieder zur Kirche gegangen, wenn es geläutet hat, und habe viele gute Worte vernommen und bin fröhlich geworden für alle Zeit. Kannst du mir jetzt das Lied spielen?«

Vinzi hätte so gern dem Großvater gespielt, was er gern hören wollte; aber er wußte nichts von dem Liede.

»So spiel du mir nur noch eins von den deinen, die hör ich auch gern«, sagte der Großvater begütigend, als er sah, wie leid es Vinzi tat, daß er seinen Wunsch nicht erfüllen konnte.

Das tat Vinzi mit Freuden und blieb so lange dabei, ein Stücklein ums andere zu spielen, bis ein lautes Rufen und Schreien aus der Ferne anzeigte, daß die Hirtenbuben auf der Heimkehr waren.

Vinzi stand schnell auf und sagte, es werde dem Großvater recht sein, daß er nun gehe, und dieser fand auch, nun sei es Zeit, konnte aber nicht begreifen, daß der Nachmittag so schnell hatte vergehen können. »Du kommst doch bald wieder?« setzte er hinzu. »Sag nur Vetter Lorenz, ich erwartete dich, und eins muß ich dir noch sagen: du solltest unsere Buben hier auch lehren so zu blasen, wie du's kannst, so hören wir auch noch etwas, wenn du wieder fort bist.«

Vinzi sagte, er zeige ihnen alle Tage, wie man's machen müsse; aber sie brächten die Töne nicht so recht aneinander, daß die Weisen herauskommen, viel schneller könnten sie neue Lieder

singen, als daß sie diese auf der Pfeife richtig herausbrächten.

»So lehr sie schöne Lieder singen, du kannst ja viele. Es müssen nicht gerade lauter geistliche Gesänge sein, oder kannst du keine anderen?«

»Von Vetter Lorenz habe ich ein paar gehört, und einen neuen wüßte ich auch, wenn ich nur die Worte dazu hätte«, entgegnete Vinzi.

»Da geht's dir ja noch ärger als mir; du vergissest deine Liederverse jetzt schon, das ist wohl zu früh«, meinte der Großvater.

»Nein, ich habe sie nicht vergessen, ich habe sie nie gehabt«, sagte Vinzi ganz ernsthaft.

Der Alte schaute ihn forschend an, ob er etwa einen Spaß im Sinne habe; er sah nicht so aus.

»Was weißt du denn von einem Lied, wenn es keine Verse hat?« fragte er jetzt.

»Ich weiß, wie es klingen muß, und ich wüßte schon Worte, aber zu wenige, und ich kann sie nicht zusammenbringen, daß es ein Lied gibt. Heut morgen, als ich in den Rosen saß, habe ich alles gesehen und gesungen; aber die Worte sind nicht recht. Wenn mir nur einer ein Lied daraus machte!«

Ganz verlangend schaute Vinzi dabei zu dem Großvater auf.

»Vielleicht wüßt ich einen«, sagte dieser mit Befriedigung, daß ihm einer eingefallen war, der dem Vinzi helfen könnte. »Wovon müßte denn dein Lied handeln?«

»Eben von den Rosen und dem Sonnenschein darauf, und dem Sonnenschein auf allen Bergen und dem schäumenden Wasser, und allem dem, wie es da droben ist, so schön, so schön!«

Vinzis Augen funkelten im Eifer der Schilderung; denn die ganze Zeit lang hörte er inwendig immerfort die Töne, die zu seinem Liede gehörten, und fühlte sich alle Augenblicke gedrängt, sie laut herauszusingen.

»So will ich alles dem Pater Silvanus berichten; dann wollen wir sehen, was er dazu sagt.«

Damit drückte der Großvater Vinzi noch einmal die Hand, dann rannte dieser den Berg ohne Aufenthalt hinab, bis er am Hause des Veters stand. Ein lautes Freudengeschrei tönte ihm vom Brunnen her entgegen, wo eben die Vettern die Abendreinigung vornahmen. Die Jungen stürzten alle drei auf ihn los und wollten wissen, was er den ganzen Tag gemacht habe, und erzählten ihm zu gleicher Zeit alle miteinander, was sich alles in dieser Zeit bei ihnen ereignet hatte.

Zwischendurch zupfte ihn der Rußli immer wieder vertraulich an der Jacke, um ihm etwas Besonderes zu sagen, und kam endlich dazu, seine Mitteilung anzubringen: »Ich habe keine gezwickt, den ganzen Tag, keine einzige.«

Da zog Vinzi eine schöne neue Pfeife aus der Tasche und gab sie ihm.

Vinzi hatte jetzt das Pfeifenschnitzen so im Griff, daß er die Pfeife heute früh mitten in den Rosen schnell zurechtgemacht hatte.

Auch der Vetter Lorenz und die Base begrüßten ihn so herzlich, als wäre er ein Wiedergefundener, und als er den Auftrag des Großvaters ausrichtete, sagte der Vetter: »Ja, ja, geh du nur, soviel du willst, wenn du nur immer am Abend wieder bei uns bist.«

And die Base stimmte ein und setzte hinzu: »Mir wär's am liebsten, es gäbe gar keine Veränderung mehr mit dem Vinzi und alles bliebe für immer so, wie es ist.«

Als Vinzi bald nachher auf seiner Türschwelle saß, hatte er soviel zu überdenken und

auszusinnen, daß er meinte, heute wolle er gar nicht nach seinem Lager gehen, sondern die ganze Nacht auf der Schwelle sitzen bleiben.

Die Geschichte des Großvaters hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht; er war noch ganz davon erfüllt. Schon während der Erzählung war ihm ein Gedanke gekommen, der war immer lebendiger in ihm geworden, und jetzt drängte es ihn, den gleich auszuführen, das war die allerbeste Zeit dazu.

Vinzi hatte seine Pfeife hervorgehoben und spielte jetzt leise vor sich hin. Manchmal schwiegen die Töne, und Vinzi lauschte träumend in die Nacht hinaus; dann summten sie wieder weiter, so suchten sie sich zusammenzufinden. Vinzi schaute wieder um sich. Es war schon dunkel in den Häusern ringsum. Aber die Sterne am Himmel strahlten jetzt mit so wunderbarem Glanz auf ihn nieder, daß er seine suchenden Töne verstummen ließ und in staunender Andacht zu dem freudeleuchtenden Himmel emporschaute.

»Oh, jetzt weiß ich's!« rief er plötzlich aus, ergriff nochmals seine Schalmei und entlockte ihr eine ganze Reihe jauchzender Freudentöne. Dann schloß er befriedigt sein Türchen, ging nach seinem duftenden Heulager und legte sich vergnügt zur Ruhe.

Aber nun ging das Musizieren erst recht los, und ein Gesang ertönte, als ob alle Engelscharen aus dem leuchtenden Sternenhimmel auf ihn niedersängen. Das hörte Vinzi freilich nur im Traum; denn sobald er sich auf sein Bett gelegt hatte, war er gleich fest eingeschlafen.

Noch mehr Musik

Noch mehr Musik

Auf der Weide wurde jetzt jeden Morgen eine große Gesangsübung gehalten. Vinzi hatte einen Chor aus denjenigen von den Hirtenbuben gebildet, die sich dazu eigneten. Einzelne konnten nicht singen, andre wollten nicht. Das war nun ganz gut; denn so blieb immer ein Teil der Hirten bei der Herde, während die anderen der Musik oblagen. Diese nahm viel Zeit in Anspruch; denn wenn Vinzi auch zunächst nur ein kleines Stück mit seinem Chor einüben wollte, so forderte er doch, daß es ganz richtig gesungen werde; falsche Töne konnte er nicht ertragen. Ertönten solche im Gesang, so schrie er auf, als hätte ihn eine Wespe gestochen, und alles mußte von vorn angefangen werden. Vinzi hatte längst gewußt, daß Jos und Vereli die besten Stimmen hatten und auch am richtigsten sangen. Er hatte sie zu Vorsingern gewählt, den Jos für die erste Stimme, den Vereli für die zweite. Die beiden erfüllten nun ihr Amt vorzüglich. Auch waren sie Vinzi im Aufrechthalten der Ordnung sehr behilflich. Denn sobald die Buben ihr Stücklein eingelernt hatten, wollten sie es nun auch erklingen lassen, und sowie die Probestunde begann und Vinzi den ersten Ton auf seiner Schalmee hören ließ, sangen sie los und wollten sich nicht mehr halten lassen. Das war aber gar nicht nach Vinzis Plan, den Jos und Vereli gleich erfaßt hatten und nun kräftig eingriffen und die stürmischen Sänger in Ruhe hielten, bis ihre Zeit da war.

So war die Woche zu Ende gegangen, und der Sonntag war da. Vinzi hatte absichtlich diesen Tag zur Ausführung seines Vorhabens gewählt. Hätten seine Sänger noch nicht gut genug gesungen, so hätte er noch eine Woche gewartet; denn es mußte ein Sonntag sein, da ihr Gesang ertönen sollte.

Wie nun der Sonntagnachmittag da war, da die meisten der Buben ihre Freiheit hatten, zogen Jos und Vinzi mit dem Sängertrüppchen den Berg hinan. Im Hinaufsteigen wuchs der Zug immer noch an, von da und dort aus den zerstreuten Hütten kamen immer noch Buben herzugelaufen. Gehörten sie auch nicht zu den Sängern, so wollten sie doch mit und zusehen, was geschehen würde.

So war es denn eine ziemlich große Schar geworden, die sich jetzt dem Turme näherte.

Der Großvater saß auf seiner Bank und ließ sich von der warmen Sonne bescheinen, während ein kühles Berglüftchen über seine geröteten Wangen blies. Er schaute fragend auf die herankommende Schar. Vinzi, Jos und Vereli, die dem Zug vorangingen, traten bis auf wenige Schritte an den Großvater heran, dann standen sie still, alle andern stellten sich um sie herum. Nun begann Vinzi zu spielen.

Erst war es, als wollte eine frohe Weise beginnen; aber die Töne wurden bald anders und klangen ernst und traurig, und nun wurden sie zu rechten Klagetönen, daß es war, als flehe einer um Barmherzigkeit.

Nun fiel der Chor ein und sang leise wie Hoffnung weckend die Worte:

»Doch das sel'ge Lied der Gnade«,

und zwischendurch klangen wieder die flehenden Töne der Schalmee. Dann sang der Chor zum zweiten Male lauter und in volleren Tönen:

»Doch das sel'ge Lied der Gnade.«

Noch einmal erhob die Schalmei ihre Klagelaute; aber jetzt brach der Chor mit aller Macht los, und wie ein Jubel ertönte der Gesang:

»Doch das sel'ge Lied der Gnade Tönet fort in Ewigkeit.«

Und auch die Schalmei stimmte nun in die Jubeltöne ein, und so zusammenklingend endeten Stimmen und Schalmei in einem hohen Freudengesang.

Jetzt war alles still.

Der Großvater saß schweigend da, die Hände über den Knien gefaltet. Er regte sich nicht. Nun rannte einer der Buben weg, dann rannten mehrere, dann lief die ganze Schar hintereinander davon nach der grünen Weide hinüber, wo die große Herde aus dem Tal graste, die auch heute gehütet werden mußte; dort waren Kameraden zu finden.

Vereli war allein noch neben Jos und Vinzi stehengeblieben. Aber plötzlich war auch er verschwunden; wo es so still zuging, hielt es Vereli nicht lange aus.

Jetzt schaute der Großvater auf. Es war so, als wäre er weit weg gewesen und kehre nun wieder zurück.

»Ihr habt mir etwas Schönes gesungen«, sagte er jetzt freundlich. »Woher hast du das alles genommen? Du wirst es ja die anderen gelehrt haben, Vinzi?«

»Ich hatte es von Euch«, entgegnete Vinzi.

»Hm, hm«, machte der Großvater, »du verstehst, was man zu dir sagt. Aber die Musik, wo hast du sie gefunden?«

»Die ist mir so gekommen, weil ich Euch gern das Lied gesungen hätte, das Ihr nicht mehr gefunden habt«, sagte Vinzi.

»Das ist brav von dir, daß du einem alten Mann Freude machen willst; aber wart, fast hätte ich's vergessen«, sagte jetzt der Großvater, in seinen Taschen herumsuchend, »ich habe auch an dich gedacht und habe dem Pater Silvanus gesagt, daß du gern ein Lied hättest und was für eins. Er hat es mir schon gebracht, da siehst du, wie gut er ist. Aber er macht eine Bedingung: Wenn du die Töne dazu gefunden hast, so mußt du zu ihm hinaufgehen und ihm das Lied vorsingen. Da kommt es endlich!«

Der Großvater zog ein langes Papier heraus, auf dem mit großen, festen Buchstaben ein Lied geschrieben stand.

Vinzi nahm es in Empfang.

»Jetzt muß ich noch etwas sagen«, fuhr der Großvater fort, »Jos, du kennst den Keller, hol mir den angeschnittenen Käse, der unten liegt, und nimm einen Laib Brot mit herauf, einen von den großen. Das ist aber zu schwer für dich allein, der Vinzi muß mit dir gehen. Dann tragt ihr's hinaus; die Buben, die mir gesungen haben, werden wohl draußen auf der Weide sein. Da müßt ihr alle zusammen ein kleines Festmahl halten; ihr habt mir auch einen Festtag gemacht. Ein Schüsselchen aus der Küche nehmt auch mit, daß ihr auch trinken könnt, einer nach dem anderen. Der Xaver soll melken, er weiß, wo's gut ist.«

Der Großvater nannte Vereli immer bei seinem ganzen Namen, wie er schon dessen Vater genannt und auch den Großvater, seinen erstgeborenen Sohn.

Nun liefen die beiden, ihren Auftrag auszuführen. Sie hatten aber unter ihren Lasten schwer zu keuchen, als sie die steile Kellertreppe heraufkamen, doch keuchten sie mit den fröhlichsten Gesichtern; denn mit ihren Lasten auf der Weide anzukommen, war ihnen eine sehr erfreuliche Aussicht.

»Kommt bald wieder, ihr Buben«, sagte der Großvater, als sie ihm nun dankend die Hände reichten, »macht mir bald wieder einen schönen Sonntag, ich höre euer Singen so gern.«

Die beiden trafen auch richtig auf dem großen Weideplatz die Sänger noch alle bei den Türmlern versammelt. Ein ungeheurer Freudenlärm empfing die belasteten Boten.

Augenblicklich saß die ganze Schar auf dem Boden, und das Festmahl begann mit dem allererfreulichsten Appetit; denn viele von den Buben aus den kleinen Berghütten bekamen an den meisten Tagen nur Kartoffeln unter die Zähne.

Vinzi hatte sich hinter die dichten Reihen zurückgesetzt und wollte gern ein wenig für sich sein. Es drängte ihn, sein Lied zu lesen; er hatte ja die Töne dazu schon so deutlich vernommen. Ob wohl die Worte und die Töne zusammenstimmen könnten? Jetzt zog er sein Papier heraus. Die feste, klare Schrift war so gut zu lesen. Er las sein Lied wieder und wieder. Plötzlich packte es den Vinzi mit solcher Macht, daß er nicht mehr dableiben konnte. Er mußte hinauf, dort mitten ins Rosenfeld hinein, wo er gesessen und alles geschaut hatte, da mußte er hin und die Töne hören und sie inwendig singen. Er stand auf, schlüpfte hinter den mit Essen und Trinken eifrig Beschäftigten weg und rannte, ohne anzuhalten, den Berg hinan, bis er mitten im sonnigen Blumenfeld sich auf sein Plätzchen hinsetzen konnte, ringsum von den dichten Sträuchern der Alpenrosen eingeschlossen. Jetzt zog er sein Blatt heraus und las:

»Im Sonnenschein, im goldnen Licht
erglühen dunkle Rosen.
Kein Dörnchen dran, das blutig sticht,
sie kennen Dorn und Stachel nicht,
die dunkelroten Rosen.

Im Sonnenschein, in Fröhlichkeit
schäumt hoch der Bach vom Felsen,
so fleckenlos wie Schnee sein Kleid,
so ohne Fehl, so ohne Leid
schäumt hoch der Bach vom Felsen.

Im Sonnenschein, in Majestät
stehn noch die alten Berge.
Und wenn der Mensch heut irregeht,
und morgen wie das Gras verweht,
Stehn fest die alten Berge.

Im Sonnenschein, im goldnen Strahl
ist manch ein Leid erloschen.
Ihr dort im tiefen Schattental,
kommt himmelwärts, kommt allzumal.
Hier ist manch Leid erloschen!«

Am Abend kam Vinzi im gestreckten Galopp, aber so spät den Berg herabgerannt, daß die ganze Familie schon seit einer guten Weile vor dem Hause versammelt gestanden und nach allen Seiten ausgeschaut hatte, ob er noch nirgends zu sehen sei. Jos war schon vor mehreren Stunden

heimgekehrt und hatte berichtet, wie sich der Großvater am Gesang erfreut und dann die Sänger bewirtet hatte, und wie Vinzi auf einmal von der Weide verschwunden sei. Keiner habe gewußt wohin. Dann hatte man hin- und hergeraten, wo er sein könnte, und immer wieder war einer hinausgegangen, um auszuschauen, ob er wohl komme, und zuletzt war die ganze Familie draußen auf der Umschau. Jetzt endlich kam er dahergerannt.

»Vinzi, Vinzi«, rief ihm der Vetter entgegen, »nun haben wir fast glauben müssen, du seist uns fortgelaufen.«

»Das tu ich gewiß nie«, versicherte Vinzi keuchend; »ich saß nur oben in den Alpenrosen und habe die Zeit vergessen.«

»Da würde es mir gerade umgekehrt gehen«, warf Faz ein, »wenn ich dort oben sitzen müßte und kein Mensch wär bei mir, nicht einmal eine Kuh, zu der man doch ein Wort sagen könnte, so müßte ich vor lauter Langeweile immer denken: ›wie spät ist es jetzt?‹« »Hast du etwa Pfeifen geschnitzt?« fragte Rußli forschend. »Morgen, Rußli, morgen wieder«, sagte Vinzi verständnisvoll. Aber jetzt drängte der Vater die Familie ins Haus hinein. Er wolle auch noch ein wenig Sonntagsmusik haben, sagte er, und dann habe ja die Mutter um keinen Preis etwas zu essen hergeben wollen, bis Vinzi da sei; so seien sie doch halb ausgehungert.

In den nächsten Tagen brachte Vinzi noch manche schöne Stunde in seinem Rosenfelde zu, und er konnte dies mit gutem Gewissen tun. Jos wußte, was vorbereitet werden sollte, und er war es, der jeden Tag in der Frühe, wenn man zur Weide auszog, den Vinzi gleich wieder hinaufschickte, damit er die schönen Morgenstunden ganz für sich habe und bald ein neuer Gesang eingeübt werden könne, was der Jos fast nicht erwarten konnte. Schon nach wenig Tagen rief auch Vinzi seine Sänger zusammen. Diesmal ging alles so rasch vorwärts, daß er sich ganz verwundern mußte. Nun hatten die Sänger eben nur der Schalmei nachzusingen, die ganzen Verse durch. Das war eine Melodie, die ihnen sofort ins Ohr fiel und auch so wohlgefiel, daß sie mit der größten Lust darauflos sangen und gar nicht mehr aufhören wollten. Die Worte waren ihnen auch so verständlich und erfreulich, daß sie ihnen gleich im Gedächtnis blieben.

So hatte Vinzi kaum ein paarmal das Lied mit seiner Schalmei begleitet und Jos und Vereli ihre Stimmen angeführt, als schon auf allen Weideplätzen alle Kirtenbuben darauflos schmetterten:

»Im Sonnenschein, im goldnen Licht erglühen dunkle Rosen«,

und sobald sie nur wieder zusammenkamen am Morgen, rief einer dem anderen zu: »Wir wollen unser Lied singen!« Denn daß es durchaus ihr eigenes Lied sei, das war das allgemeine Gefühl der Hirtenbubenschar.

Am Sonntag zogen die Sänger zum Großvater hinauf. Er hatte etwas von dem neuen Sängerbesuch vernommen und sah jetzt mit Freuden den Zug herannahen. Er war noch viel größer als das erstemal, und so voller Eifer, ihr Lied herzusingen, waren die Sänger, daß sie, kaum in der Nähe der Turmbank angelangt, auch schon losschmetterten und mit steigender Kraft das Lied zu Ende sangen.

»Bravo, bravo!« rief erfreut der Großvater aus. »Noch einmal! Noch einmal!«

Unverzüglich stimmten die belobten Sänger von neuem an, und mit ungeschwächter Kraft wurde fortgesungen.

Als Vinzi bemerkte, daß der Gesang ganz sicher und aufrecht blieb, zupfte er leise Jos am Ärmel, und dieser zupfte hierauf Vereli, der neben ihm stand, und geschmeidig wie Eidechsen schlüpfen die drei beiseite und stoben davon.

Es war so verabredet; denn Vinzi wollte ausführen, was der Großvater ihm anempfohlen hatte; aber er dachte, einen so großen Lärm dürfe man bei dem stillen Hospiz droben nicht machen, und doch würde gewiß die ganze Schar mitlaufen, wenn es bekannt würde, was er und seine zwei Gefährten zu tun im Sinne hatten.

Einmal auf der Straße angelangt, wanderten die drei nun in ruhigem Schritt der Höhe zu. Dort stand schon das große steinerne Gebäude, an das sich Vinzi nun wohl erinnerte, und auch, welchen erschreckenden Eindruck die große Stille ringsum ihm damals gemacht, als er sich vorgestellt hatte, es könne des Veters Haus sein.

Wie anders sah es jetzt aus, so friedlich im Sonnenschein dastehend und wie freundlich zu sich heraufwinkend.

Nun wußte ja Vinzi, daß droben die guten Mönche wohnten, die den halberfrorenen Wanderern halfen, wenn sie im Unwetter über den Berg kamen.

Jetzt waren sie an der Tür angekommen. Vereli zog den Glockenstrang so mächtig, daß man es drinnen weithin hallen hörte.

Ein uraltes Männlein öffnete ein wenig die feste Tür.

»Das ist der Pförtner«, sagte Vereli.

»Was ist's?« fragte der Alte.

»Wir wollen zum Pater Silvanus«, antwortete Vereli rasch.

Der Alte schaute die drei ein wenig mißtrauisch an, dann sagte er bedächtig: »Ihr Buben, ihr Buben, zum Spaß holt man den Pater Silvanus nicht herbei; er hat auch noch andere Kunden als ihr seid. Was wollt ihr von ihm?«

»Wir wollen wieder gehen, der Pater Silvanus hat gewiß keine Zeit für uns«, sagte Vinzi leise.

Aber Vereli war nicht so leicht zu verscheuchen. »Wir haben ihm etwas vom Großvater zu berichten«, sagte er unerschrocken, »und wir müssen es dem Pater Silvanus selbst ausrichten, das hat der Großvater befohlen.«

Jetzt öffnete der Alte die Tür etwas weiter und ließ die drei eintreten. »Ihr könnt hier warten«, sagte er kurz und ging weithin den halbdunkeln Gang entlang; denn man hörte immer noch seinen schleppenden Schritt, als er lange verschwunden war.

Nach einer Weile ertönte ein anderer Tritt, fest und rasch kam er daher.

»Das ist er«, sagte Vereli, als auch schon der Pater im langen Gewand vor den dreien stand und sie mit durchdringenden Blicken anschaute.

»Du bist einer von denen aus dem Turm, man sieht dir's an«, sagte er dann zu Vereli gewandt, »und wer sind deine Begleiter?«

»Der gehört dem Lorenz Lesa bei der Kapelle, und der ist sein Vetter, der Vinzi Lesa von Leuk«, zeigte Vereli an.

Ein eigentümliches Lächeln ging beim Anhören des letzten Namens über das Gesicht des Paters; er schaute noch einmal besonders auf den Vinzi, dann sagte er freundlich: »Kommt mit mir.«

Nun ging er voran, den langen, hallenden Gang zurück, öffnete weit hinten eine Tür und hieß die drei eintreten. Es war ein sehr großes Zimmer mit dunkeln Holzwänden, an denen uralte Lederstühle mit hohen Rücklehnen aufgestellt waren. In der Mitte des Zimmers stand ein

ungeheurer viereckiger Tisch. Aber etwas war dem Vinzi gleich beim Eintritt in die Augen gefallen, das mußte er immer wieder anschauen. In der Ecke stand ein Kasten, ganz anzusehen wie das Klavier Alidas, nur ein wenig höher. Der Pater hatte sich vor die drei Jungen hingestellt, er fragte nach dem Begehren des Großvaters.

Vinzi fühlte, daß es nun an ihm sei, zu berichten. Er sagte, wenn es dem Pater recht sei, so wollten sie ihm gern das Lied singen, das er dem Großvater gegeben habe; er sei es, der sie geheißt habe, anzufragen.

»Gut, ich will gern zuhören«, sagte der Pater, und als er sah, daß Vinzi noch zögerte, setzte er hinzu: »Was fehlt denn noch. Junge?«

»Soll ich mitsingen oder soll ich spielen?« fragte Vinzi.

»Spielen, spielen, die Schalmeei muß ich auch hören«, sagte Pater Silvanus mit freundlichem Lächeln.

Sogleich begann nun die Musik; denn Vinzi, der seiner zwei Sänger sicher war und dem auch die Freundlichkeit des Paters Mut gemacht hatte, spielte nicht die Melodie des Liedes, sondern eine kleine Begleitung zu dem Gesang, die er schon öfter für sich gespielt hatte.

Als das Lied zu Ende gesungen war, blickte der Pater Silvanus den Vinzi ganz liebevoll an, dann legte er ihm die Hand auf die Schulter, schaute ihm recht in die Augen und sagte: »Hör, mein Junge, ich möchte nun etwas wissen; aber sag mir recht, wie es ist. Hast du die Melodie, die ihr mir da gesungen habt, oder eine, die ihr ähnlich ist, schon singen gehört, vielleicht zu anderen Worten?«

»Nein, die gehört ganz allein zu diesem Lied. Ich habe sie erst gefunden, als ich das Lied vom Großvater bekommen hatte«, antwortete Vinzi harmlos, indem er mit seinen offenen, ehrlichen Augen zu dem Fragenden emporblickte.

»Ich möchte gern das Lied noch einmal hören«, sagte der Pater, »wollt ihr mir noch einmal alle Verse singen? Und auch die Schalmeei soll mit ihrer Begleitung dabei sein.«

Sehr erfreut stimmten die drei gleich wieder an; denn daß sie nochmals singen sollten, war doch ein Zeichen, daß ihr Lied gefallen hatte.

»So«, sagte Pater Silvanus, als sie wieder zu Ende gekommen waren, »nun sollt ihr auch hören, wie mein Harmonium singt, ob es euch auch gefällt.«

Damit ging er dem Kasten in der Ecke zu, öffnete ihn und fing an zu spielen.

Vinzi lauschte mit angehaltenem Atem. Was waren das für wunderbar ergreifende Töne, sein ganzes Herz erzitterte in ihm! Und nun, war es möglich? Es tönte ja so wundervoll, aber so bekannt; ja, es war seine eigene Melodie, und die Begleitung der Schalmeei war auch dabei; aber wie klang das alles so groß und voll und wunderbar!

Vinzi stand mit funkelnden Augen in stummem Entzücken da, auch jetzt noch, als die Töne verklungen waren.

Der Pater Silvanus schaute ihn lächelnd an. »Nun, mein Junge, muß es so klingen? War's recht so?« fragte er freundlich.

»Oh, das war so schön, viel schöner als das unsrige!« sagte Vinzi, noch ganz erfüllt von den herrlichen Klängen.

»Es war dein Lied, mein Junge, ich habe wenig hinzugesetzt«, sagte der Pater mit Freundlichkeit.

»Komm hierher, näher, hast du nie ein solches Instrument gehört?«

»Nein«, antwortete Vinzi, nachdem er herangekommen und nun dem Harmonium ganz nahe stand; »aber ein Klavier habe ich gehört.«

Der Pater fragte weiter, was er denn auf dem Klavier spielen gehört habe. Nun erzählte ihm Vinzi sein Erlebnis mit Alida und von dem kurzen Klavierunterricht, den er genossen hatte.

Der Pater lächelte teilnehmend, und nachdem er dem Vinzi einigemal über das schwarze Lockenhaar gestrichen hatte, fragte er wieder: »Nun, mein Junge, würde es dir Freude machen, auf meinem Instrument ein wenig musizieren zu lernen?«

Vor großer Freude wußte Vinzi gar nicht, ob er auch recht gehört hatte. Er blieb stumm und schaute nur mit brennenden Augen zu dem Pater empor. »Nun, du meinst doch ja?« sagte dieser. »Tausendmal ja«, stieß Vinzi endlich hervor. »Gut! Frag den Vetter Lorenz, was er dazu sagt, und bring mir morgen früh Bescheid. Hat der Vetter nichts dagegen, so spielen wir gleich ein wenig und so jeden Morgen.«

Nun reichte Pater Silvanus den Buben seine Hand, einem nach dem andern, und sagte jedem noch ein freundliches Wort; dann öffnete er ihnen die Tür, und die drei traten hinaus und zogen fröhlich den Berg hinunter. Aber Vinzi lief wie im Traume neben seinen Kameraden her, die sich fortwährend lebhaft unterhielten. Er hörte nur immer die Worte des Paters Silvanus: »Würde es dir Freude machen, auf meinem Instrument ein wenig musizieren zu lernen?« Freude machen? Das war ein Glück, das er sich gar nicht denken konnte.

Vereli hatte sich verabschiedet und war nach dem Turm zurückgelaufen, Vinzi hatte es kaum bemerkt. Nun waren sie daheim. Jos erzählte seinen Eltern beim Abendessen alles, was sich ereignet hatte: wie freundlich der Pater Silvanus gewesen sei und was er mit dem Vinzi vorhatte, wenn der Vetter es erlaube.

»Natürlich«, sagte dieser sogleich, »das freut mich, wenn Vinzi etwas Schönes erlernen kann.«

So kam Vinzi am folgenden Morgen in der Frühe zum Pater Silvanus hinauf und teilte ihm mit freudestrahlendem Gesicht des Veters Ausspruch mit.

»So wollen wir auch gleich beginnen«, sagte der Pater und ging mit Vinzi nach dem großen Zimmer zum Harmonium.

Das war nun eine andere Art von Unterricht, als derjenige der Alida gewesen war; aber dem Lehrer mußte die Zeit dabei so wenig lang werden wie dem Schüler; denn längst war eine Stunde und eine zweite vergangen, als der Schlag einer Glocke den Pater an die Zeit erinnerte. Schnell schloß er sein Instrument, gab Vinzi die Hand und sagte: »Morgen fahren wir fort, komm nur früh wie heute.«

Vinzi ging. Er war so erfüllt von seinem Glück, daß er gleich zum Großvater hinrennen mußte, um ihm alles zu erzählen, was so unerwartet gekommen war, daß er es noch kaum fassen konnte. Niemand hätte auch seine Freude so voll mit ihm teilen können, wie der Großvater tat; es war gerade so, als wäre sie ihm selbst widerfahren.

Vinzi mußte ihm auch noch genau berichten, was der Pater ihm nun schon erklärt und gezeigt hatte, und dann noch versprechen, ihm nach dem Unterricht öfters Bericht zu bringen, wie es damit weitergehe, und ihm dann auch wieder einmal ein Schalmeiliedchen blasen zu wollen. Jetzt wurde für Vinzi immer ein Tag schöner und herrlicher als der andere. Je weiter Pater Silvanus ihn in seine Kunst einführte, je glühender wurde Vinzis Verlangen, noch weiter zu kommen, immer

weiter. Auch Pater Silvanus mußte Freude an der Tätigkeit haben. Er ließ seinen Schüler jeden Morgen kommen, und die Unterrichtszeit dehnte sich oft bis zu drei Stunden aus. Mußte der Pater dann Vinzi verlassen, so erlaubte er diesem, dazubleiben und nun für sich einzuüben, was der Lehrer mit ihm vorbereitet hatte. Da saß er dann noch manche Stunde. In dem stillen Hause wurde er durch keinen Ton aufgeschreckt oder an die Zeit erinnert, und daß diese verging, merkte er nicht. Aber wenn ein gewisser Sonnenstrahl schräg über das Harmonium schimmerte, dann erinnerte er sich, nun ging es gegen Abend, schloß schnell das Instrument und schlüpfte leise durch den langen Gang hinaus auf die Straße. Dann hatte er gerade noch Zeit zu einem Besuch beim Großvater, und nachher konnte er mit einem guten Lauf noch die Vettern mit ihren Kameraden erreichen, was immer mit Jubel gefeiert wurde. Diesem folgte dann gleich ein Chor ohrenzerreihender Töne aller Arten und Weisen; denn jeder Pfeifenbesitzer wollte noch schnell vor der Heimkehr Vinzi hören lassen, was er nun wieder erlernt hatte.

Vinzi mußte sich nur wundern, wie sehr die Zahl der Pfeifer während der Zeit zugenommen hatte, da er nicht auf der Weide erschienen war. »Vielleicht hatten die Buben herausgefunden, wie die Pfeifen geschnitzt werden mußten, um gut zu tönen, und verfertigten diese nun selbst«, dachte er, oder kamen sie noch anderswoher?

Sein Vertrag mit Rußli hatte immer fortbestanden. Jetzt war der Kleine wieder täglich am Morgen zum Auszug und am Abend bei der Rückkehr unzertrennlich an Vinzis Seite.

»Rußli, nun hast du genug Pfeifen«, sagte Vinzi, als er in diesen Tagen wieder mit dem kleinen Kameraden hinter den Kühen her nach Hause wanderte, nachdem er ihm eben wieder die täglich erwartete Pfeife abgeliefert hatte, »und du solltest nun auch in der langen Zeit, da du die Kühe nicht fitzen durftest, dich gewöhnt haben, es gar nicht mehr zu tun, auch ohne die Aussicht auf eine Pfeife.«

»Ja, das hab ich«, sagte Rußli ganz übereinstimmend, »und dann hab ich jetzt auch viel zu tun.«

Vinzi war sehr verwundert über Rußlis schnelle Zustimmung und auch über seinen Ausspruch; denn gerade, weil er nie etwas zu tun hatte, waren ihm ja seine Übeltaten eingefallen.

»Was hast du denn zu tun?« fragte Vinzi.

»Ich will dir's zeigen; aber sonst darf es niemand wissen«, antwortete Rußli geheimnisvoll.

Jetzt führte er Vinzi von der Straße ab, den alten Lärchenbäumen zu, wo er mit Vinzi in den ersten Tagen zusammengesessen und dieser die ersten Pfeifen geschnitten hatte.

»Rußli, sag mir jetzt noch etwas«, fing Vinzi wieder an, »hast du die vielen Pfeifen alle auf einen Haufen gelegt, oder hast du sie etwa den Hirtenbuben geschenkt, die keine hatten? Jetzt haben ja so viele von ihnen ganz gute Pfeifen, nicht wie sie sind, wenn sie selbst solche schneiden.«

»Ich habe keine von den schönen Pfeifen verschenkt«, antwortete Rußli mit dem Ton der Abwehr gegen solches Mißtrauen in seine vernünftige Handlungsweise. »Du kannst es dann sehen.«

Sie standen jetzt gerade an der Stelle, wo Vinzi auf dem erhöhten Moosboden neben den duftenden Alpenveilchen gesessen hatte. Hier bückte sich Rußli und hob mehrere Stücke moosbedeckter Erde, die ganz geschickt aneinandergeschlossen gelegen hatten, als wäre der Boden ganz unversehrt, in die Höhe und legte sie sorgfältig auf die Seite. Dann scharfte er mit beiden Händen die lockere Erde weg, die darunterlag, bis er ein ganz geräumiges Loch freigelegt hatte. Dem entnahm er ein mehrfach gefaltetes Papier, das war die Schutzdecke; nun konnte Vinzi hineinschauen, Rußli lud ihn dazu ein und machte ihm Platz. Zu seiner Verwunderung erblickte Vinzi eine Sammlung der mannigfaltigsten Gegenstände in dem Loch. Da lag ein

Haufen von Nüssen und getrockneten Pflaumen, Zündholzbüchsen, farbige Lehmkügelchen, alte Messer und Tabaksdosen, eine kleine Spritze, ein lederner Geldbeutel und eine messingene Uhrkette.

»Rußli, was ist das, wem gehören alle diese Sachen?« fragte Vinzi im höchsten Erstaunen.

»Alles mir, jedes Stück von den Buben gegen eine Pfeife eingetauscht, siehst du jetzt ?« fragte Rußli, ganz stolz auf sein Warenlager blickend.

»Aber was willst du denn mit all dem machen?« fragte Vinzi immer noch in Verwunderung.

»Alles behalten und dann einmal wieder austauschen und dann etwas Besseres gewinnen wie diesmal. Weißt du, die Pfeifen sind nur Rutenholz«, sagte Nußli vertraulich.

Vinzi lachte.

»Du mußt Handelsmann werden, Rußli, das verstehst du. Aber jetzt hast du ja nichts mehr zu tun, da der Pfeifenhandel zu Ende ist.«

»Ja, freilich, alle Tage habe ich noch gleichviel zu tun«, sagte Rußli wichtig. »Alle Morgen muß ich die Sohle aufdecken und die Erde wegscharren und alles zählen, ob man mir nichts gestohlen hat in der Nacht, und dann wieder zusammenpacken und zudecken und das Moos wieder festmachen, daß man nichts sehen kann. Und am Nachmittag muß ich hier in der Nähe sitzen und achtgeben, daß keiner die Höhle entdeckt und anfängt, sie aufzuscharren, und alles findet.«

Vinzi begriff die ausdauernden Bemühungen des Schatzhüters nicht, denn Rußlis Handelsgeist ging ihm ab; aber er war sehr befriedigt, daß die neue Tätigkeit den kleinen Kerl nun ganz in Anspruch nahm. So ließ er doch nun die Kühe in Ruhe, auch ohne Aussicht auf Pfeifen.

Der Monat August war zu Ende gegangen. Schon strichen die ersten Herbstnebel um die Berge. Mehrmals war in den letzten Wochen Bericht von Leuk heraufgekommen, es wäre doch nun bald Zeit, daß Vinzi wieder heimkehre; man habe nun die Freundlichkeit der Verwandten lange genug in Anspruch genommen. Der Vetter möchte nur so gut sein und eine gute Gelegenheit benutzen, um den Buben in Gesellschaft heimzuschicken. Jedesmal war die Antwort nach Leuk gekommen, der Sommer sei noch lange nicht zu Ende, den Vinzi wolle niemand fortlassen, und er sei so wohl und munter, daß die Eltern den Aufenthalt auf dem Berge nur weiter andauern lassen sollten. Eben trat der Vetter Lorenz, wie immer um diese Zeit, in die Stube ein, wo seine Frau die Vorbereitungen zum Abendessen in gewohnter Ruhe vollzog. Er setzte sich auf einen Stuhl hin; denn bis die Buben mit dem Vieh heimkehrten, konnte keine besondere Arbeit mehr vorgenommen werden. Nachdenklich saß er eine Weile da, dann sagte er: »Hast du nicht auch gemerkt, Frau, wie sich Vinzi in der letzten Zeit verändert hat?«

»Wieso?« fragte die Frau.

»Er ist mit einem Ruck wie um ein ganzes Jahr älter geworden, oder um zwei«, sagte Lorenz; »das ist gekommen, seit er so jeden Tag die meiste Zeit droben beim Pater Silvanus zubringt. Ich merke es in allem, wie er seine Schalmei spielt, und wie er singt, und wie er redet. Es ist gerade so, als hätte man den Buben von der Schattenseite in die Sonnenseite gepflanzt, daß alles, was in ihm war, auf einmal in Blust (Blüte) aufspringt.«

»Ich weiß nicht so recht, was du sagst«, entgegnete die Frau; »aber das hab ich immer gesagt: der Vinzi sieht gerade so frisch und sauber aus wie ein junges Apfelbäumchen im Blust. Und das sag ich: wenn Vinzi ein Bettelbub wäre, so würde ich ihn an Kindesstatt annehmen und hätte ihn gerade so lieb wie die drei andern, das kann ich dir sagen, und dabei bleib ich.«

»Ja, das kannst du wohl«, sagte der Mann mit Lächeln; »aber weißt du, wenn der Bub ein Hergelaufener wäre und hätte keine solche Mutter gehabt, so wäre er wohl auch nicht derselbe. Der gehört eben in eine geordnete Haushaltung und kommt von Eltern, die sich um ihre Kinder kümmern, darum ist er so, wie er ist.«

Jetzt hörte man schwere Tritte der Türe nahen; aber das war nicht das Getrappel der Buben, das immer von lautem Jodeln begleitet war.

»Wer ist denn da draußen?« sagte Lorenz und ging, die Türe zu öffnen.

Ein kräftiger Mann, den er als Fruchthändler aus Leuk erkannte, stand draußen, der gleich Lorenz seine Hand entgegenstreckte.

»Hab Euch lange nicht gesehen, Lesä, wie sieht's bei Euch? Ich komme zu Euch im Auftrag von Eurem Vetter drunten, er läßt Euch grüßen«, berichtete der Mann, dem Lorenz kräftig die Hand schüttelnd.

Dieser war ein wenig erschrocken. Er hatte sich gleich gesagt, der alte Bekannte von Leuk kehre um Vinzis willen bei ihm ein; sonst tat er es nicht, und fuhr doch nicht selten über den Berg. Er lud den Mann ein, hereinzutreten und sich's bequem zu machen, dann könnten sie ja miteinander sprechen.

Das sei ihm ganz unmöglich, entgegnete dieser; drüben auf der Straße stehe sein Fuhrwerk, und die Rosse seien nicht von den zahmsten; er habe seinen Auftrag so schnell als möglich zu erledigen. Der Vetter lasse ihm sagen, einen Brief wolle er ihm dann schon noch schreiben, jetzt sei es mit dem Entschluß zu schnell gegangen; denn daß ein Fuhrwerk nach dem Berg fahre, habe Vinzenz Lesä erst gestern gehört und nur noch Zeit gehabt, zu berichten, er möchte gern die gute Gelegenheit benutzen und seinen Buben damit herunterkommen lassen, die Zeit zur Heimkehr sei nun da. Der Fruchthändler setzte noch hinzu, er werde seine Geschäfte abtun und in zwei Tagen zurückkehren und dann den Buben mitnehmen.

Lorenz konnte gar nichts sagen, so nah ging ihm der Gedanke, daß Vinzi schon in zwei Tagen fort mußte; denn da war nun nichts mehr zu machen, das sah er wohl ein.

»Also, Lesä, am Donnerstag morgens um acht Uhr kann ich da sein«, setzte der Mann hinzu, einen fragenden Blick auf den schweigenden Lorenz richtend, »Ihr habt mich doch verstanden?«

»Ja, ja, nur zu gut«, antwortete dieser jetzt, »der Bub soll bereit sein. Ihr müßt nicht auf ihn warten, zählt darauf.«

Dann begleitete er den Mann nach der Straße hinüber, wo sein Fuhrwerk stand, ein großer Frachtwagen, hoch mit Säcken beladen und mit vier kräftigen Rossen bespannt. Eben als der große Wagen mit lautem Schellengeklingel davonfuhr, kam von oben herab mit Singen und Jauchzen die Bubenschar mit ihrer Herde.

Er ging seinen Buben einige Schritte entgegen, aber mit so schwerem Herzen, wie er selten hatte. Sollte er den fröhlichen Buben die Nachricht mitteilen, die er eben erhalten hatte? Da wäre es aus mit aller Fröhlichkeit, das wußte er.

Der Vetter Lorenz hatte ein weiches Gemüt. Er war nicht imstande dazu. Er begrüßte seine Buben heiter, wie sie ihn begrüßten, und alles ging seinen gewohnten Gang.

Nach dem Essen wurden die fröhlichen Lieder angestimmt eins nach dem anderen, wie es nun seit vielen Wochen im Haus der Brauch war. Alle sangen drauf los wie die Finken im Frühling. Nur allein der Vater konnte nicht mit voller Stimme singen wie sonst immer, ihm saß es im Hals

wie ein schwerer Stein.

Immer mußte er denken: du mußt es heut noch sagen, die Zeit ist zu kurz, um zu warten. Als man so weit war, daß die Mutter, wie jeden Abend um diese Zeit, sagte: »Nun werden wir wohl aufhören müssen, es hat neun geschlagen«, da machte der Vater rasch mit wenigen Worten, aber ganz deutlich und verständlich seine Mitteilung. Vor Überraschung und Schrecken saßen alle so still und regungslos da wie die Weidenbüsche vor dem Gewitter. Die Mutter fand zuerst das Wort wieder.

»Du wirst doch dem gesagt haben, davon sei keine Rede, daß man den Buben nur so von einem Tag auf den anderen hergebe«, sagte sie mit einer Lebhaftigkeit, die ihren gewohnten Reden nicht eigen war, »es nimmt mich wunder, was der meint, nur so zu kommen und einem einen Buben wegreißen zu wollen, wie man ein Stecklein vom Hag reißt, als war das gar nichts. Dem wirst du's doch gesagt haben?«

»Der Mann ist nicht gerade gekommen, um uns etwas zuleid zu tun«, sagte Lorenz gelassen, »du mußt nur nicht vergessen, daß Vinzis Eltern ihren Buben heimkommen lassen dürfen, wann sie wollen; er geht sie doch auch etwas an. Daß die Gelegenheit eine gute ist, kann man ja nicht leugnen.«

Jetzt hatten auch die Buben den Ausdruck ihrer Empfindungen wiedergefunden. Sie erhoben einen so ungeheuerlichen Lärm von Klagen und Jammer und Einwendungen, daß der Vater fand, das beste sei, man gehe jetzt zu Bett, über Nacht kommen einem manchmal die guten Gedanken. Dies Wort wirkte. Jeder der Buben dachte gleich, ihm komme gewiß über Nacht etwas Gutes in den Sinn, was diese Abreise verhindern könne, und die Mutter hoffte auf den Vater, daß ihm noch ein Hindernis für die Reise einfallen werde; ihm kamen die besten Gedanken ja immer über Nacht. Er selbst meinte freilich mit seinem Wort, über Nacht sollten die guten Gedanken kommen, daß man einsehe, das beste sei, sich in das zu schicken, was einmal nicht zu ändern sei.

Als Vinzi, der die ganze Zeit völlig still geblieben war, jetzt auf seiner Schwelle saß und zu den Sternen aufschaute, waren widerstreitende Empfindungen in seinem Innern lebendig. Er freute sich wohl, die Mutter wiederzusehen und Stefeli und auch den Vater, vielleicht war dieser nun auch wieder freundlich zu ihm, wie in den alten Zeiten, deren sich Vinzi wohl erinnerte, wenn der Vater ihn auf seinen Knien reiten ließ und dann sagte: »Nur zu, Vinzi, wenn du recht reiten kannst, mußt du auch ein Pferd haben.«

Vinzi wußte gar nicht mehr recht, von welcher Zeit an der Vater nicht mehr so freundlich zu ihm war wie zuvor; er wußte auch nicht recht, warum sich das so geändert hatte. Und auf der anderen Seite war das Bewußtsein, nun ist alles aus, das ganze herrliche Bergleben mit den guten Menschen allen, und die Musik! Ja, die ganze Musik. Mit wem sollte er daheim noch Musik treiben können? Da war niemand. Sollte das nun ganz aus sein für ihn, für immerdar? Es schnürte ihm das Herz zusammen, das zu denken; dann kam ihm wieder die Freude obenauf, daheim anzukommen, wieder bei denen zu sein, die ihm doch die liebsten waren.

Und wenn es daheim aus war mit aller Musik, so blieb doch immer der gute Pater Silvanus, und hier herauf, sagte sich Vinzi zum Trost, durfte er doch gewiß wieder kommen. Das war noch beim Einschlafen sein letzter tröstender Gedanke.

Am Morgen war keine Zeit zu Reben und Erörterungen, da mußte so früh als möglich ausgezogen werden. Schon wanderten Jos und Faz hinter den Kühen her, und Vinzi wollte mit Rußli folgen. Da zog Vetter Lorenz Vinzi auf die Seite und sagte halblaut: »Es muß sein, Vinzi, und für dich ist es ja auch eine Freude, heimzukehren. Ich wollte dir's nur noch sagen, damit du

auch Abschied nehmen kannst vom Pater Silvanus und vom Großvater, morgen könntest du nicht mehr hinauf, um acht Uhr kommt er mit dem Wagen.«

Jetzt wußte er ganz bestimmt, daß es sein mußte. Vinzi ging ganz still davon. Das gefiel dem Rußli nicht.

»Du mußt auch etwas reden«, sagte er ein wenig ärgerlich, nachdem sie eine kleine Strecke zurückgelegt hatten.

»Ich kann heute nicht gut reden, siehst du, es würgt mich im Hals«, entgegnete Vinzi; »aber sei jetzt nur zufrieden, wenn ich dann daheim bin, schicke ich dir etwas Schönes in deinen Kramladen, etwas, das dich freut.«

»Du mußt gar nicht heimgehen«, sagte Rußli voller Zuversicht, »der Faz hat etwas gefunden, daß du nicht fortkommst, er hat es am Brunnen dem Jos erzählt. Am Morgen geht er auf die Straße und paßt dem Wagen auf, und sobald er hält, klettert er geschwind hinauf zum Sitz und sagt, er sei der Bub von Leuk, der Mann soll nur zufahren. Und wenn sie dann ein Stück auf der anderen Seite vom Berg sind, dann sagt er, er sei nicht der Rechte und springt geschwind vom Wagen herunter und läuft zurück. Siehst du jetzt! und der andre kann nichts mehr machen, es ist ihm zu weit, wieder umzukehren.«

Vinzi war nicht überzeugt, daß seine Reise nun nicht stattfinden könne; aber er war ganz gerührt, daß sogar der Faz sich soviel Mühe gab, um ihn dazubehalten, mit ihm hatte er ja gerade am allerwenigsten zu tun gehabt.

»Was wirst du mir in den Kramladen schicken?« forschte Rußli nach einer Weile weiter.

»Das will ich dir nicht sagen«, entgegnete Vinzi, »es muß eine Überraschung für dich sein, dann freut es dich mehr.«

»Ist es etwas zu essen?« fragte Rußli doch noch.

»Nein, und auch nicht zum trinken, da kannst du sicher sein«, sagte Vinzi; »aber weiter sag ich dir nichts mehr, sonst gibt es keine Überraschung, und das muß sein.«

Beim Weideplatz trennte sich Vinzi von Rußli und ging, wie jeden Morgen, dem Hospiz zu. Er hatte die Weisung, gleich nach der großen Stube zu gehen und dort auf den Pater Silvanus zu warten, was immer nur kurze Zeit dauerte. Aber nicht wie sonst jeden Morgen stand Vinzi mit leuchtenden Augen voll freudiger Erwartung vor dem Harmonium, als der Pater eintrat. Ganz niedergeschlagen kam ihm sein Schüler entgegen, und als er nun einen fragenden Vlick auf diesen richtete, teilte ihm Vinzi mit, daß er heute zum letzten Male komme; denn morgen müsse er heimreisen.

»Oh, wie schade, recht schade!« sagte langsam Pater Silvanus; »aber du kannst wohl daheim deine Musik auch ein wenig fortsetzen, nicht?«

Vinzi kämpfte nieder, soviel er konnte, was bei dieser Frage in ihm aufstieg, und wenn er auch den Pater nicht anschauen wollte, sah dieser doch, daß er die Augen voll Tränen hatte, als er antwortete: »Nein, das glaub ich nicht.«

»Nur Mut, mein Junge«, sagte Pater Silvanus, ihm nach seiner Weise mit großer Freundlichkeit auf die Schulter klopfend, »nur Mut! Heimzukehren ist immer eine schöne Sache, und wenn der liebe Gott sieht, daß die Musik für dich gut ist, so ist es ihm ein leichtes, jemand auf deinen Weg zu bringen, der dir weiter hilft. Zu uns herauf wirst du auch wieder kommen, und wir fahren immer wieder fort miteinander.«

Nun faßte Pater Silvanus Vinzi ganz väterlich bei der Hand und geleitete ihn hinaus, unter der Tür gab er dem Jungen seinen Segen, sagte ein herzliches: »Gott behüte dich!« und entließ Vinzi.

Dieser hatte kaum seinen Dank stammeln können, so hatte er mit seinen Tränen zu kämpfen. Er war dem guten Pater so dankbar, daß er den Abschied so kurz gemacht hatte, länger hätte er sich kaum halten können. Pater Silvanus mochte das auch wohl empfunden haben.

Vinzi ging nach der Stelle, wo die dunkeln Rosen geblüht hatten. Die Sträucher waren noch frisch, von den Röschen nur da und dort noch eines zu sehen.

Er schaute noch einmal um und um. Die Sonne hatte die Nebel zerteilt, alles begann zu leuchten, die Schneegipfel, die Bergwasser, die Felsenwände, und über allem der dunkelblaue Himmel. Nun hatte er alles noch einmal gesehen.

Jetzt lief Vinzi dem Turm zu. Der Großvater war mit der Sonne herausgekommen, er saß an seinem Platz.

»Du kommst früh heut, das ist recht«, rief er dem Herankommenden entgegen. »Wo fehlt's? Wo fehlt's?« setzte er hinzu, nun Vinzi vor ihm stand. »Das ist freilich nicht, was uns freut«, sagte er, als Vinzi ihm berichtet hatte, was ihn so früh herbringe. »Aber wir wollen nun doch dankbar sein, daß du so lange bei uns bleiben konntest. Meine Hoffnung war, solange du da warst, daß du kämest und sängest mir mein Lied auf den Weg, wenn ich gehen müßte. Aber vielleicht bleibe ich ja noch hier unten bis zum nächsten Sommer, dann kommst du wieder zu uns. Daraufhin wollen wir scheiden.« Nun drückte der Großvater dem Vinzi ganz herzlich die Hand und sagte, der Vetter werde ihn nun wohl erwarten, da es der letzte Tag sei, darum wolle er ihn nicht zurückhalten.

Jetzt eilte Vinzi stracks nach Hause. Der Großvater konnte ja recht haben, daß der Vetter Lorenz ihn erwartete. Die Base Josepha war unterdessen durch ihren Mann zu der Überzeugung gelangt, daß die Abreise nun sein müsse, und war nun sehr erfreut, Vinzi jetzt schon heimkommen zu sehen. So konnte man nun doch ein Wort in Ruhe mit ihm sprechen, das war für sie durchaus ein Bedürfnis, um ihre gewohnte, ruhige Stimmung wiederzuerlangen; denn durch diese überstürzte Abreise war sie sehr gestört worden.

So saß nun Base Josepha mit Vinzi wieder ganz so zusammen wie am Tage seiner Ankunft, und ihre gelassene Stimmung wurde wieder völlig hergestellt, als ihr Vinzi versicherte, er habe gar keinen höheren Wunsch, als wieder auf den Berg zurückzukommen, in ihrer Haushaltung zu wohnen und wieder seine schöne Schlafstätte zu beziehen.

Als am Abend die Familie zusammensaß, da sagte Vetter Lorenz: »Singen ist das beste Mittel, die schweren Gedanken zu vertreiben.«

Er stimmte gleich an, und es wurde fortgesungen, bis der Abend zu Ende war.

Am anderen Morgen ging es nicht so, wie Faz beschlossen hatte. Eben als die jungen Vettern zum Ausgang fertig waren und Abschied nehmen mußten, erscholl von der Straße her so anhaltendes und bedeutungsvolles Peitschenknallen, daß der Vetter Lorenz gleich ahnte, es möchte der Fruchthändler sein, wenn er auch früher kam, als er angesagt hatte. Der konnte wohl seine Pferde nicht verlassen und wollte sich melden. Ein Blick von der Stelle aus, wo man wenige Schritte vom Haus weg auf die Straße sehen konnte, bestätigte seine Vermutung.

So zog nun die ganze Familie und hinterdrein noch alle Bewohner des Stalles nach der Straße hinüber, so daß der Fuhrmann ganz verwundert die große Begleitung betrachtete.

Jetzt kletterte Vinzi auf seinen hohen Sitz und grüßte noch einmal mit Herzlichkeit Vetter und Base und die jungen Vettern, jeden besonders, dann zogen die Pferde an. Mit rechtem Leid im Herzen schauten alle fünf dem scheidenden Vinzi nach, nur bei Rußli war es ziemlich gemildert durch den Gedanken an die Überraschung, die er in Aussicht hatte.

Als der Wagen die Stelle erreichte, wo der Turm aus dem Wiesengrund emporschaute, war plötzlich der ganze Straßenrand von einer Schar lärmender Buben besetzt, und immer noch mehr von ihnen kletterten herauf, und jetzt erscholl ein weithin donnernder Hurraruf und: »Wiederkommen!« noch einmal und noch einmal so schmetternd, daß sich alle vier Pferde bäumten. Das war der Abschiedsgruß der Türmler, von Vereli erfunden und mit seiner Stimme am allereifrigsten durchgeführt.

Unten auf der Bank saß der Großvater und schwenkte seinen Hut hoch in die Luft, und Vinzi antwortete mit seiner Mütze.

Oben beim Hospiz öffnete sich ein Fenster, und eine Hand winkte Vinzi freundlichen Abschied nach. Das war die Hand des Pater Silvanus.

Noch eine Strecke weit über die Berghöhe, an wilden Bergbuchen und alten verwitterten Tannen vorüber, dann ging es in rascher Fahrt hinunter dem Tale zu.

Unerwartete Ereignisse

Unerwartete Ereignisse

Stefeli war besser über den Sommer gekommen, als es nach Vinzis Abreise ausgesehen hatte. Herr Delrik trat seine längeren Spaziergänge niemals an, ohne in die Stube hineinzufragen: »Kommt Stefeli mit?«

Das war der Mutter immer eine erwünschte Gelegenheit, das Kind hinauszuschicken; denn mit Vinzis Fortgehen hatte das Weideleben aufgehört, und Stefeli mußte viel daheim sitzen, was ihm manchen Seufzer auspreßte. So war es denn immer hochofren, wenn die Frage unter der Türe ertönte, der lange Strickstrumpf weggelegt und ins Grüne hinausgehüpft werden durfte. Dann hatte Stefeli dem Begleiter fortwährend zu erzählen von allem, was es je und je erlebt, und was Vinzi erlebt und was sich zu allen Zeiten auf der Weide ereignet hatte. Wie Vinzi Klavierstunden genommen und was sie nach sich gezogen hatten, und was der Vater und die Mutter und Vinzi gern wollten und nicht gern wollten.

So kam es, daß Herr Delrik mit allem, was sich in der Familie Lesa zugetragen hatte und weiter zutrug, genau bekannt wurde. Das Wesen der drei Bewohner des Hauses lernte er auch auf andere Weise näher kennen.

Seinen Feierabend brachte Vinzenz Lesa am liebsten auf der Bank am Hause sitzend zu, wo der nahe Nußbaum den würzigen Geruch seiner Blätter ihm zuwehte. Dann rauchte er sein Pfeifchen und sah es gern, wenn Herr Delrik sich nahte und sich zu einem Gespräch bei ihm niederließ. Vinzenz Lesa besprach sich gern mit ihm über vieles, das in der Welt vorging, das ihm nicht recht klar war; denn Herr Delrik verstand es, ihm alles recht deutlich zu machen, so wie er es wünschte. Dann wußte er auch, daß Herr Delrik einen lebhaften Anteil an allem nahm, was sich bei ihm in Feld und Wald und in seiner ganzen Landwirtschaft zutrug. Da gab es denn wieder viel zu besprechen, und war dann hier auch Lesa derjenige, der erzählte und erklärte, so gaben ihm doch Herrn Delriks Bemerkungen manchmal ganz neue Gedanken zu allerlei Änderungen und Verbesserungen des gewohnten Ganges der Arbeit.

Mit Frau Stefane hatte Herr Delrik wieder eine andere Unterhaltung, eigentlich immer dieselbe; denn wenn die beiden auch einmal von etwas anderem zu sprechen begannen, so kamen sie immer wieder auf denselben Gegenstand zurück. Dieser Gegenstand war Vinzi. Frau Stefane hatte Herrn Delrik mitgeteilt, wie Vinzis Sinnen und Denken und seine ganze Freude von klein an auf die Musik gerichtet gewesen sei und wie der Vater alles daransetzte, den Buben dahin zu bringen, daß er seine Freude und Befriedigung in dem finde, was des Vaters Stolz und Freude und auch des Sohnes künftiger Beruf sei, die Bearbeitung seines Gutes. Wie dieser Zwiespalt sie mit tiefer Sorge erfülle, da sie keinen Ausweg vor sich sähe, sondern immer daran denken müsse, sie gingen alle einem großen Leid entgegen.

Herr Delrik hatte nach dieser Mitteilung eine warme Teilnahme für Vinzis Geschick und die Sorge der Mutter. Er sagte ihr zum Trost, daß es doch so oft vorkomme, daß junge Bürschchen, wie Vinzi noch sei, solche Liebhabereien an den Tag legten, die sich später wieder verlören, besonders wenn eine so freundliche Zukunft vor ihnen liege, wie es bei Vinzi der Fall sei. Doch verstand er auch wieder gut, daß die Mutter nie recht beruhigt war und daß die sorgenden Gedanken immer wieder in ihr aufstiegen, und leitete darum gern das Gespräch von neuem auf

diesen Gegenstand. Er fühlte ja wohl, wie es der Mutter Herz erleichterte, sich darüber auszusprechen und ein teilnehmendes Wort zu hören.

So war Herr Delrik der besondere Freund und Vertraute von jedem Glied des Hauses geworden, und Stefeli, gerade so wie der Vater und die Mutter, sagte bei jeder Frage, auf die man nicht gleich eine Antwort wußte: »Man muß gewiß Herrn Delrik fragen, er weiß es schon«; und wo man etwas zu befürchten hatte: »Man muß es nur Herrn Delrik sagen, er weiß schon einen Rat.«

Als nun die guten Berichte vom Berg herunterkamen, wie beliebt Vinzi bei den Alten wie bei den Jungen, wie fröhlich er geworden sei, so daß er alle anderen noch viel fröhlicher mache, als sie sonst gewesen seien, da nahm auch Herr Telrik einen so regen Anteil daran, als wäre er wirklich ein Glied der Familie, der die Freudenbotschaften zukamen. Während die Mutter ziemlich still blieb, erfüllte ihn wie den erfreuten Vater die Hoffnung, nun sei dem Jungen die Freude an all dem aufgegangen, das mit seinem künftigen Beruf zusammenhing, und er selbst würde nun die Familie, mit der er so vertraut geworden war, vor seiner Abreise noch in ungetrübtem Glück versammelt sehen.

So kam der Tag heran, da Vater Lesa unerwartet seiner Frau im Beisein von Herrn Delrik die Nachricht brachte, soeben habe er einen alten Bekannten getroffen, der mit seinem Fuhrwerk nach dem Berg fahre. Das sei nun eine so schöne Gelegenheit für Vinzi, heimzukehren, daß er gleich den Bekannten beauftragt habe, ihm seinen Buben mit heimzubringen, was dieser versprochen habe. So werde Vinzi in fünf Tagen daheim anlangen.

Der Mutter klopfte das Herz vor Freude. Stefeli konnte vor aufgeregter Erwartung gar nicht mehr stillsitzen; es schoß ganz zwecklos dahin und dorthin und meinte, fünf Tage seien gewiß kaum zu erwarten. Immerfort mußte es rechnen. Wenn ein Tag vierundzwanzig Stunden lang währt, so wären fünf Tage fünfmal soviel - oh, das machte eine furchtbare Menge von Stunden! Aber nun hatte es ja die Schlafstunden mit eingerechnet, die merkte man ja nie. Nun mußte das Rechnen von vorne anfangen. Wunderbarerweise war der fünfte Tag doch noch unerwartet schnell herangekommen.

Stefeli war eben von einem Streifzug mit Herrn Delrik zurückgekehrt, als der Vater vom Felde heimkam und zur Mutter sagte: »Jetzt kann Vinzi jeden Augenblick ankommen. Nun gehen wir zum Abendessen, so kann er sich gleich zu uns setzen.«

Herr Delrik wurde gerufen, man setzte sich zu Tisch. Stefeli konnte vor Erwartung kaum schlucken. Der Mutter ging es nicht besser.

»Er kommt!« schrie das Kind plötzlich und stürzte zur Tür hinaus.

Keines von den anderen hatte etwas gehört. Aber wirklich, wenige Augenblicke nachher trat Stefeli mit triumphierenden Blicken, den Vinzi an der Hand, wieder in die Stube ein. Die Freude der Eltern über des Sohnes Heimkehr war keine laute; aber man konnte sie ihnen wohl ansehen. Mit rechtem Stolz schaute auch Vinzenz Lesa auf seinen Buben, als er ihn jetzt Herrn Delrik zuführte.

Dieser faßte den Jungen recht in die Augen. Wie lange schon hatte er sich in sorgenden Gedanken mit ihm beschäftigt. Dann sagte sich Herr Delrik im stillen: wenn die Mutter ihr Herz an diesen Sohn gehängt hat und der Vater seinen ganzen Stolz auf ihn setzt, so ist das zu begreifen, der sieht gut aus.

Nun setzte man sich zusammen hin, und Vinzi mußte Nachricht vom Vetter und der Base und den jungen Vettern geben. Dabei wurde er immer lebhafter und konnte gar nicht genug sagen,

wie gut sie alle gegen ihn gewesen seien.

Der Vater wollte wissen, wie ihm der Weideplatz droben gefallen habe, und Vinzi schilderte in wonniger Erinnerung die Bergweide, wo die Alpenveilchen dufteten und die hohen Lärchenbäume ihre breiten Zweige über die moosbedeckten Steine hin und her wiegten und da und dort zwischen den Bäumen durch die Kühe so ruhig grasten, daß ihr Glockengeläute weithin wie ein Friedenslied ertönte.

Die Mutter fragte, ob es droben auch schöne Blumen gebe. Da wurde Vinzi noch lebhafter, er erzählte von dem roten Blumenfeld, und wie im Sonnenschein die Rosen darauf schimmern, daß von unten herauf alles wie ein glühender Berg anzusehen sei. Auch seine Schlafstätte schilderte Vinzi noch, wie lieb ihm sein eigenes Häuschen war, und welcher Duft jede Nacht über sein Lager und durch den ganzen Heuschober wehte.

Der Vater und die Mutter sahen etwas verwundert auf ihren Buben. Nie hatten sie ihn so lebhaft und so bestimmt sprechen gehört. Beide hatten ganz denselben Eindruck. Beide sagten sich: »Unser Vinzi ist nicht mehr derselbe, der uns verließ.« Der Vater setzte bei sich hinzu: »Er ist gereift dort oben, das ist gut; jetzt weiß er, was er will.« Und die Mutter dachte: »Es ist wie ein neues Leben in ihm aufgegangen, wie wird's nun kommen?«

Am Morgen nach dem vergnüglichen Abend des Wiedersehens war Stefeli schon in aller Frühe auf den Füßen; denn die Freude, daß Vinzi wieder da war, hatte es nicht mehr schlafen lassen. Es wollte ein wenig an seiner Tür klopfen, damit er sich nicht gar zu lang verschlafe; denn nun mußte doch alles wieder ins alte Geleise kommen und sie beide wohl gleich heute wieder auf die Weide ziehen, daß alles ganz so komme wie immer, wonach es ein großes Verlangen hatte.

Eben als es den Finger zum Klopfen anlegte, machte Vinzi seine Tür auf und trat fix und fertig heraus.

Stefeli fuhr erschrocken zurück.

»Du bist aber furchtbar früh aufgestanden«, rief es aus, »das hast du sonst nicht getan, ich wollte dir klopfen.«

»Ja, siehst du, jetzt kann ich's auch«, sagte Vinzi lachend über den Schrecken. »Auf dem Berg war ich jeden Tag so früh auf, und wenn man am Morgen gleich etwas vor Augen hat, das man fast nicht erwarten kann, so ist der Schlaf sofort weg, und man springt mit der größten Freude aus dem Bett. Jetzt bin ich's noch gewohnt.«

»Was hast du denn dort oben vor Augen gehabt, das dich so gefreut hat?« sprach Stefeli verwundert.

»Komm, ich erzähl dir's«, sagte Vinzi, die Treppe hinuntersteigend.

Unter der offenen Haustür stand der Vater, nach dem Wetter ausschauend; er war eben erst aus seiner Kammer getreten. Er kehrte sich um.

»Was, ihr schon?« sagte er verwundert, »das ist ein gutes Zeichen. Du hast da droben etwas Gutes gelernt, Vinzi, du warst sonst nicht unter den ersten am Morgen. Komm, bis die Mutter zum Kaffee ruft, machen wir ein paar Schritte dort unter den Nußbäumen, die stehen schön, und das Gras umher auch. Bei uns ist's auch nicht übel, das siehst du doch auch, vielleicht jetzt besser als vorher. Daheim ist's auch schön, nicht?«

»O ja«, sagte Vinzi recht von Herzen, indem er zu den reichbelaubten Nußbäumen aufschaute, unter denen er immer so gern gegessen und gelegen hatte.

»Dort oben hast du's nun doch eingesehen, wie schön unser Bauernleben ist, und hast gelernt, dich daran zu freuen. And hier bei uns ist's nicht weniger schön, und ein Gut wie das unsrige bebauen und sein eigen nennen, ist vom Schönsten. Besseres kann sich keiner wünschen, das wirst du jetzt auch sagen, nicht?«

»Ich könnte schon noch etwas Schöneres wünschen«, sagte Vinzi zögernd, dann schwieg er.

Ganz verwundert schaute der Vater auf seinen Sohn.

»Hör, Vinzi, ich höre es ja gern, daß es dir auf dem Berg so gut gefallen hat und setze ihn nicht herab; aber jetzt nimmt mich doch wunder, was du dort gefunden hast, das schöner wäre, als was du hier findest, und das du wünschen könntest. So sag, was ist's?«

»Das Schönste, das ich weiß, ist droben im Hospiz, beim Pater Silvanus, das Harmonium, und so darauf spielen zu lernen, wie er es kann, wünschte ich am meisten von allem auf der Welt«, sagte Vinzi.

Vinzenz Lesa richtete einen durchdringenden Blick auf seinen Sohn. Eine Weile blieb er stumm, dann sagte er: »Vinzi, kannst du so etwas im Ernst sagen, oder machst du nur Spaß?«

»Ich habe es gewiß ganz im Ernst gesprochen«, erwiderte Vinzi.

»So«, sagte der Vater kurz, »nun will ich dir etwas sagen, daß du weißt, wie ich es meine. Ich habe dich auf den Berg geschickt, daß du von den fröhlichen Buben droben lerntest, dich an deiner schönen Arbeit zu freuen. Ich habe geglaubt, die Augen seien dir aufgegangen, du seiest gereift und vernünftig wiedergekommen, und nun bist du genau so kindisch und unreif, wie du gegangen bist, nichts als Lumperei und Musikantenzeug im Kopf. Ich hoffe, noch Mittel und Wege zu finden, dich zur Vernunft zu bringen. Es wird ja noch möglich sein, einem Jungen die Augen über sein Glück aufzutun. Freilich, daß du dort oben solche Mücken fangen könntest, hätte ich nicht gedacht. Dort hinauf kommst du mir nie wieder; aber es gibt noch andere Hilfe.«

Vinzi hatte ruhig angehört, was der Vater sagte, bis der Schluß kam; der fiel ihm wie ein schwerer Stein, der ihn erdrücken wollte, auf die Brust. Jetzt, da der Vater dem Hause zuing und er allein war, warf er sich auf den Boden und drückte sein Gesicht ins Gras hinein, daß niemand sein Schluchzen höre. Daß der Vater von seiner Musik nichts werde wissen wollen, hatte er schon geahnt und keine hoffenden Gedanken genährt, daß es anders kommen könnte; aber seine ganze große, feste Hoffnung war, wieder und wieder auf den Berg zurückzukehren. Nun war alles aus; er hörte nur immer das eine Wort: »Dort hinauf kommst du mir nie wieder!«

»Vinzi, du sollst« - rief jetzt eine Stimme; aber sie verstummte plötzlich, Stefeli kam herangerannt. »Was hast du, Vinzi?« fragte es sehr erschrocken, da es sein Schluchzen und Stöhnen vernahm.

Er konnte nicht antworten.

»Du mußt gewiß kommen«, sagte Stefeli ängstlich, »wenn du nur aufhören wolltest, so zu weinen. Du mußt zum Kaffee kommen, der Vater sitzt schon am Tisch, und die Mutter hat gesagt, ich soll dich schnell holen.«

Jetzt sprang Vinzi auf und lief zum Brunnen. Da wusch er wieder und wieder seine Augen und dann noch einmal; es sollte niemand sehen, daß er geweint hatte.

»Es ist ja gleich, komm nur jetzt«, mahnte Stefeli; »der Herr Delrik kommt nie herunter zum Morgenessen, und der Vater gibt nicht acht, und die Mutter sagt nichts, komm nur!«

Als die beiden in die Stube eingetreten waren und Vinzi mit gesenktem Kopf sich an seinen Platz

gesetzt hatte, warf der Vater einen scharfen Blick auf ihn hin. Dann stieß er die halb geleerte Tasse von sich, stand auf und ging zur Tür hinaus.

Vinzenz Lesa konnte keine Tränen sehen, am wenigsten an seinem Buben, der ihm doch noch lieber war als sein schönes Besitztum. Die Mutter schaute ihm verwundert nach.

»Was hat wohl der Vater? Er hat ja nicht einmal die Tasse geleert«, sagte sie, auf Vinzi blickend, der jetzt seine Augen erhob. »Ams Himmels willen, was ist denn mit dir, Vinzi?« rief sie noch viel bekümmert aus, »du hast ja geschwollene, ganz rotgeweinte Augen, was ist denn vorgegangen?«

Vinzi wollte etwas sagen; aber es kam nichts heraus. Er legte seine Arme auf den Tisch, drückte den Kopf darauf und schluchzte laut auf.

Die Mutter machte ein so sorgenvolles Gesicht wie noch nie. Stefeli schluckte seine Milch hinunter und lief zur Tür hinaus.

»Wenn nur Herr Delrik käme!« seufzte es draußen; denn Stefeli hatte wohl gemerkt, wie in jeder Verlegenheit der Vater und die Mutter Herrn Delrik zu Rat und Hilfe aufsuchten und dann bald alles in Ordnung kam. Nun es drinnen so traurig zugeht, mußte es schnell nach dem aussehen, der gewiß helfen konnte.

Eben trat er oben aus seinem Zimmer und kam die Treppe herunter. »Nun, schon zum Auszug bereit?« sagte er freundlich, als Stefeli auf ihn zuschoß und ihm die Hand reichte. »Kommst du mit zu einem Gang in den Morgen hinaus?«

Diese Frage war gerade, was Stefeli erhofft hatte, und bereitwillig machte es sich auf den Weg und teilte dem erwünschten Begleiter auch sofort alles mit, was ihm schwer auf dem Herzen lag. Wie Vinzi sich die Augen ganz rotgeweint, wie der Vater seinen Kaffee gar nicht fertiggetrunken, sondern die Tasse weggestoßen habe und fortgelaufen sei, und wie nun die Mutter ein so furchtbar trauriges Gesicht mache, wie noch gar nie.

»Aber Sie machen schon, daß alles wieder in Ordnung kommt«, schloß Stefeli ganz vertrauensvoll seine Mitteilungen.

»Soviel ich tun kann, werde ich gewiß tun«, versprach Herr Delrik lächelnd.

Die Worte des Kindes hatten ihn aber recht nachdenklich gemacht; er mußte sich fragen, ob nun wirklich die Besorgnisse der Mutter in Erfüllung gehen sollten. Der Gedanke bemühte ihn um so mehr, als seine Abreise nun auf einen der nächsten Tage bestimmt festgesetzt war, da ein Freund ihn an den italienischen Seen zu treffen wünschte.

Als die beiden von ihrem Gang nach Hause kamen, sah es da noch nicht viel besser aus.

Vinzi hatte endlich der Mutter die Worte des Vaters mitgeteilt, die ihn so zerschmettert hatten, daß er dachte, für ihn sei alles aus. Die Mutter hatte ihn wohl damit trösten wollen, daß der Vater das Wort nicht so unumstößlich gesagt habe. Vinzi sollte nur seine Gedanken recht zusammennehmen und auf seine Arbeit richten, auf die Dinge, die um ihn her seien und des Vaters Freude ausmachen, und diesem zeigen, daß ihm auch etwas daran gelegen sei: dann komme gewiß die Zeit, wo der Vater ihn wieder auf den Berg zurückkehren lasse.

Aber Vinzi schüttelte den Kopf und sagte: »Der Vater läßt mich nie mehr hinauf. Er denkt, ich würde doch droben an etwas anderem Freude haben, als er will, und es ist auch wahr. Ich habe jetzt wohl verstanden, wie er es meint, vorher hab ich's nicht so gewußt.«

Die Mutter konnte nichts mehr sagen, es kam ihr selbst vor, es sei so, wie Vinzi sagte. Und was

nun? Das wußte sie ja freilich nicht. Sollte ihr Junge wohl noch einmal fortgeschickt werden und wohin denn? Ihr Mann hatte wohl noch einen nahen Verwandten, einen älteren Bruder, mit dem zusammen er das väterliche Gut im Freiburgischen bewirtschaftet hatte, bis der alte Vetter in Leuk starb. Dann hatte ihr Mann dieses übernommen, da es den beiden als Erbe zufiel und das schöne Gut so vernachlässigt worden war, daß Vinzenz Lesa sich sagte, für eine Reihe von Jahren müsse er es selbst bewirtschaften, wenn es wieder in die Höhe kommen sollte.

Geradeso wie der alte Vetter, der hier gelebt hatte, war der Bruder ihres Mannes, so schweigsam und menschenscheu, und so verwildert sah er auch aus.

Vinzenz Lesa hatte einen alten Knecht bei ihm auf dem Hof gelassen, der alles regieren mußte. Der Bruder wollte am liebsten, daß nichts Neues gemacht würde, bis Vinzenz wieder selbst käme, was er jeden Tag erhoffte; denn der Knecht unternahm doch immer wieder etwas, was nicht gerade sein sollte.

Frau Stefane wußte, daß in der Familie Lesa da oder dort immer ein solcher Sonderling gelebt hatte, und plötzlich stieg eine neue Angst in ihr auf. Wenn der Vater nun wirklich für gut fände, den Vinzi auf das väterliche Gut zu schicken, damit er dort, wo ihn freilich nichts anderes unterhalten würde, Freude an seiner Arbeit und am Regieren eines Hofes fände. Könnte dann nicht seine eigene Art, die ja immer anders gewesen war als die anderer Kinder, noch sonderbarer werden in der ausschließlichen Gesellschaft des Veters, und er selbst zu einem solchen Sonderling werden? Man sagte, der alte Vetter von Leuk habe meistens drüben vor seiner Scheune gesessen und viele Stunden lang vor sich hingestarrt, so hätten ihm die Leute den Namen gegeben: der Starri von Leuk. Geradeso mache es jetzt der Vetter im Freiburgischen, und wie dann solche Namen herumgetragen werden, und man ja auch wußte, woher die Lesa stammten, so hieß auch der schon bei allen Leuten: der Starri von Leuk.

Wie Frau Stefane in ihren Gedanken so weit gekommen war, wurde es ihr noch schrecklicher zumute. Das war ja gerade die Klage des Vaters gegen seinen Buben, daß er immer ins Weite staune und starre und nicht bei dem sei, was man ihm sage und was er vor Augen habe. Wenn es nun so kommen würde, daß ihr frischer, lebensvoller Vinzi wirklich der dritte Starri von Leuk werden könnte!

Aus ihren schweren Gedanken wurde Frau Stefane plötzlich durch Stefelis raschen Eintritt aufgeschreckt. Es kam, der Mutter zu berichten, daß Herr Delrik schon von seinem Morgenspaziergang zurückgekommen sei und nun bei Vinzi in der Stube sitze. Frau Stefane beeilte sich, ihrem Gast das Frühstück zu bereiten. Er war viel früher von seinem Gang zurückgekehrt als sonst, so war sie noch gar nicht bereit.

Herr Telrik wußte ja wohl von der Freude, die Vinzi von jeher an aller Musik gehabt hatte, und auch, was des Vaters Wunsch und Wille war und warum er seinen Sohn auf den Berg geschickt hatte. Was aber nach der freudebringenden Heimkehr schon so schnell des Vaters Mißstimmung und Vinzis Tränen hervorgerufen hatte, war Herr Delrik aus Stefelis Worten nicht klar geworden. Er nahm aber so herzlichen Anteil am Wohl und Wehe der Familie Lesa, daß er wissen mußte, ob er mit Rat oder Tat noch etwas zum Besten derselben beitragen konnte. Seine Zeit in dem Hause war aber nur noch von kurzer Dauer. So war er schnell von seinem Morgengang zurückgekommen, hatte sich zu dem düster brütenden Vinzi hingesezt und ihm erzählt, daß er nun im Sinne habe, nach den italienischen Seen zu gehen. In zwei Tagen werde er über den Simplon reisen, und wenn Vinzi dahin etwas zu berichten habe, so werde er es gern bestellen; denn er gedenke, die Nacht dazubleiben.

In Vinzis Gesicht leuchtete es bei dieser Mitteilung einen Augenblick, als ob ein Sonnenstrahl

darüber ginge.

»Gehen Sie auch zum Pater Silvanus und zum Großvater?« fragte er mit brennendem Verlangen in seinem Blick.

»Ich weiß nicht, wer das ist«, antwortete Herr Telrik; »aber du erzählst mir nun von ihnen und von allem, was du dort oben erlebt und wen du kennen gelernt hast; dann sagst du mir zum Schluß, was du deinen Freunden sagen lassen möchtest.«

Nun ging Vinzi das Herz auf. Er konnte von dem sprechen, was alle seine Gedanken unausgesetzt erfüllte, und er tat es in vollem Zuge; denn Herr Delrik zeigte ein solches Verständnis und eine solche Teilnahme für seine Freunde und für sein Harmoniumspiel beim Pater Silvanus, daß er alles erzählen konnte, was ihn auf dem Berg so glücklich gemacht hatte. Und nun wollte er ja wohl daheim wieder alles tun, was sein mußte, sagte Vinzi zum Schluß, und auch gar keine Musik mehr machen und keine mehr hören, wenn er nur die Hoffnung haben könnte, daß er nächsten Sommer wieder auf den Berg kommen und jeden Morgen wieder zum Pater Silvanus gehen dürfte; aber der Vater habe ihm heute gesagt, daß es nimmermehr geschehen solle.

Jetzt sah Herr Delrik schon klarer in der Sache.

»Sag mir nun, Vinzi«, sagte er nach einer Weile, »hat Pater Silvanus dich auch aufgefordert, Gelegenheit zu suchen, daheim in der Musik weiterzukommen, oder meinte er nur, so mit dir fortzuspielen, wenn du wieder auf den Berg kämest?«

Vinzi berichtete, was der Pater ihm anempfohlen hatte, daß er aber geantwortet habe, das sei gar nicht möglich; denn er wußte, daß sein Vater so etwas nicht haben wollte.

»Du möchtest wohl so ein Instrument erlernen, um dir zur Freude etwas vorspielen zu können, nicht wahr, Vinzi?« sagte Herr Delrik, »du hast doch nie daran gedacht, daß du die Musik zu deinem ganzen und alleinigen Lebensberuf machen möchtest? Du könntest dir das wohl selbst nicht recht vorstellen?«

Vinzis Augen flammten auf.

»Ja, das könnte ich wohl, und ich habe auch immerfort daran gedacht, wie ich auf dem Berge war, und jeden Tag mehr, und ich kann mir gut vorstellen, wie es wäre«, versicherte Vinzi. »Ich möchte auch nicht nur ein Instrument spielen, ich möchte die ganze Musik kennen, wie der Pater Silvanus. Er weiß alles und kann einem erklären, wie alle Töne zusammengesetzt werden, daß es harmonische Musik gibt, und wie man sie alle hinsetzen kann, wie man die Töne in sich hört, daß man sie nachher vom Blatte ablesen kann. Er hatte schon angefangen, mir alles zu erklären und mich zu lehren, und das ist alles so schön und wunderbar! Oh, ich wollte gern den ganzen Tag Schnee schaufeln und alle harte Arbeit tun, die sie im Winter droben tun müssen, wenn ich nur jeden Abend bei Pater Silvanus sein dürfte; denn er würde fortfahren mich zu lehren, er hat es gesagt. Aber nun darf ich nie mehr auf den Berg, gar nie mehr.«

Vinzi hatte Mühe, das neu aufsteigende Leid niederzukämpfen.

»Siehst du, Vinzi, dein Vater will nur dein Wohlergehen«, sagte Herr Delrik freundlich, »du weißt es wohl selbst, und ich kann es dir bestimmt sagen, ich weiß es auch. Weil er denken muß, zur Zeit könnte dein Leben auf dem Berge diesem im Wege stehen, darum hat er diesen Ausspruch getan. Aber mit der Zeit kann sich vieles ändern, dann wird er auch sein Wort nicht aufrechterhalten. Ganz verkehrt ist, wenn du nun dir immer dieses Wort wiederholst, daß dir hierüber alle Freudigkeit verloren geht. Ist dir nicht eben viel Glück und Freude zuteil geworden,

wo du nur Angst und Leid vor dir sahst? Das bringe dir in Erinnerung, Vinzi, es muß dich ermutigen.«

Die Mutter war zwischendurch hereingekommen und hatte das Frühstück auf den Tisch gestellt; dann hatte sie sich gleich wieder entfernt. Es war ihr eine große Beruhigung zu hören, wie Herr Delrik zu ihrem Vinzi sprach, und wie aufmerksam dieser zuhörte.

»So, Vinzi, nun raffe dich auf und freue dich, daß du wieder daheim bist«, sagte Herr Delrik aufstehend, »zeige dem Vater ein fröhliches Gesicht, wenn er heimkommt, und sei willig zur Arbeit, die er von dir will, so kann alles gut werden. Denk auch ein wenig über meine Worte nach, willst du?«

Vinzi versprach es und schaute schon mit etwas helleren Augen der Mutter entgegen, als diese eintrat, nachdem Herr Delrik das Zimmer verlassen hatte.

Der Tag ging so still dahin, daß jeder fühlte, es lag auf allen etwas, das sie drückte; die frohe Stimmung von gestern abend war verschwunden. Als der Feierabend da war und Vinzenz Lesa wie gewöhnlich sich auf seiner Bank niederließ, hatte er die Stirne in tiefe Falten gezogen. Er saß da und starrte vor sich auf den Boden, er ließ sogar seine Pfeife ausgehen.

Jetzt trat Herr Delrik zu ihm heran.

»Herr Lesa«, sagte er, indem er Feuer machte und es seinem Wirte bot, »Sie sind nicht in der rechten Stimmung, sonst ließen Sie Ihre Pfeife nicht ausgehen; da, es muß wieder brennen.«

»Stimmung, jawohl Stimmung«, wiederholte Lesa grimmig. »Wenn einem das ganze Feld verhagelt ist, so bleibt ihm doch die Hoffnung, übers Jahr trägt's neue Frucht; aber wenn einer einen einzigen Buben hat und der rennt ihm vom Schlimmen ins Ärgere, wo bleibt da eine Hoffnung? Vom Ärgeren kann er nur noch ins Ärgste rennen, dann freilich geht's nicht mehr weiter.«

»Soviel ich es beurteilen kann, haben Sie einen sehr wohlerzogenen und recht braven Sohn, Herr Lesa«, bemerkte Herr Delrik gelassen.

»Das ist er, das ist nichts zu klagen«, entgegnete Lesa; »aber ein anderes ist's, wenn man seinem Sohne alles eingerichtet hat, daß er sich nur hineinsetzen und sich seines Glückes freuen kann, und er sieht nichts davon und kennt nichts, und von allem, was Wert hat, will er nichts wissen, nur einfältiges Kinderzeug gefällt ihm, darauf geht sein Sinnen und Trachten. Aber ich gebe nicht nach, bis er zur Vernunft kommt, und müßte ich ihn übers Weltmeer schicken. Aber es gibt noch einen näheren Ort, wo er wenigstens für seine Kindereien keine Unterstützung findet, das ist sicher.«

»Darunter verstehen Sie wohl Ihres Sohnes große Neigung zur Musik und sein Streben, sich damit zu beschäftigen? Das könnte aber doch etwas anderes als Kinderei, da könnte wohl etwas Ernstes dabei sein«, sagte Ken Delrik.

»Ernstes dabei sein«, wiederholte der erregte Vater, »ein Spiel ist's, wie ein anderes, und ich habe ja nichts dagegen, wenn zum Feierabend die jungen Bursche sich erlustigen und fröhliche Lieder singen. Aber so ist's nicht mit meinem Buben, der sinnt und starrt vor sich hin und sieht nichts und hört nichts und denkt die ganze Zeit seinen Pfeifereien nach. Einen ganzen Haufen von geschnitzten Pfeifen hab ich einmal in der Scheune aufbewahrt gefunden. Und das wären nicht Kindereien, auf die er alle seine Gedanken verwendet?«

»Das zeigt doch gerade, daß etwas Ernstes in seinen Musikbestrebungen liegt«, erwiderte Herr

Delrik. »Wäre das bei ihm ein Spiel wie ein anderes, hätte er es doch nach Art aller Knaben längst einmal mit einem anderen vertauscht, und sein ganzes Sinnen und Denken ginge nicht immer auf dasselbe hin. Auch die Ausdauer, mit der er sein Instrument immer neu erstellte, wohl damit es seinen Anforderungen immer besser genüge, zeigt deutlich, wie groß sein Eifer für die Sache ist. Daß diese bei ihm kein Spiel, sondern eine innere Arbeit geworden ist, glaube ich ganz bestimmt.«

»Eine Arbeit, so etwas eine Arbeit nennen!«

Um seine Entrüstung zu unterdrücken, blies Vinzenz Lesa ungewöhnlich dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife.

»Gewiß kann auch Musik Arbeit sein, und wo die Gabe da ist, kann sie zum schönen Beruf werden«, fuhr Herr Delrik fort. »Ich meine, das sollten Sie Ihrem Sohne erlauben, Herr Lesa, daß er ein Instrument spielen lernt, sein Verlangen danach ist so groß, daß er jede andere Arbeit mit mehr Freudigkeit tun wird, wenn ihm dieser Wunsch in Erfüllung geht.«

Jetzt legte Vinzenz Lesa seine Pfeife weg, das war bei ihm das Zeichen der höchsten Erregung.

»Herr!« sagte er mit verhaltenem Grimm, »der einzige Sohn von Vinzenz Lesa wird kein Musikant. Er hat einen Hof, auf dem er leben kann wie ein Herr. Wenn er später einmal will, dann kann er auch Trompetenblasen, soviel er will, das Gut erträgt's. Aber ein anderes ist es, einen Buben, der noch keine Vernunft hat, von der gesunden und richtigen Arbeit wegzulenken und ihn ans Instrumentespielen und Musikmachen zu gewöhnen, bis er mir sagt, was Sie soeben sagten, daß das Musikmachen auch zum schönen Beruf werden kann, und daß er diesen Beruf ergreifen will. Nein, Herr, ein herumfahrender Musikant wird der Sohn von Vinzenz Lesa nicht.«

»Es ist doch auch nicht notwendig, daß alle Musiker herumfahrende Menschen seien«, meinte Herr Delrik, »da gibt es doch viele Musiker, herrlich begabte Menschen, die üben ihren Beruf in ganz anderer Weise aus.«

»Da kommen sie einem vor die Tür«, fchr der erregte Vater fort, »wie viele Hunderte von ihnen, der Mann mit einer zerbrochenen Geige, die Frau mit einer kreischenden Stimme, Fetzen am Leib, und machen ihre Musik. So enden sie alle. Herr, wenn Sie einen einzigen Sohn hätten, würden Sie ihn zu einem solchen Musikanten machen wollen?«

»Zu einem solchen lieber nicht«, erwiderte Kerr Delrik; »aber wenn es so wäre, daß ich einen Sohn besäße und er hätte das Talent zu einem großen Musiker mitgebracht, so wüßte ich nichts, was mich hindern sollte, seinen Wunsch zu erfüllen, sollte er den haben.«

»Das wird mein Bub wohl nicht mitgebracht haben«, sagte der widerstrebende Vater; »so besondere Sachen kommen nicht so leicht vor. Glauben Sie, Herr, wenn Vinzi zur Vernunft gekommen ist, so wird er selber froh und dankbar sein, daß er als Meister auf einem schönen Bauernhof sitzt und nicht als Musikant in der Welt herumzufahren hat.«

Herr Delrik mußte sich sagen, daß er selbst nicht wußte, was eigentlich an Vinzis musikalischem Talent war. Er kannte ja nur das große Verlangen des Jungen. Auch fühlte er, daß mit Worten die Ansicht, die Vinzenz Lesa vom Leben eines Musikers hatte, nun einmal nicht zu ändern war. Es war aber ein Gedanke in ihm aufgestiegen, wie er Sicherheit darüber erlangen konnte, ob mit Recht gegen des Vaters Abneigung gekämpft werden könnte, oder ob es das rechte wäre, seiner Ansicht beizutreten und ihm zu helfen, seinen Sohn auf den richtigen Weg zu bringen.

»Herr Lesa«, sagte er jetzt, indem er aufstand und dem Angeredeten die Hand reichte, »wir wollen hier unser Gespräch abbrechen, wir kommen heute zu keinem Verständnis. Aber ich

gedenke es doch noch einmal aufzunehmen und hoffe dann auf ein völliges Übereinstimmen. Wir haben uns ja sonst immer so gut verstanden.«

»Das haben wir«, entgegnete Vinzenz Lesa, die dargereichte Hand schüttelnd, »und wo wir nicht zusammenkommen, da weiß ich doch immer, daß Sie es gut und redlich meinen.«

Nun ging Herr Delrik.

Am folgenden Tag, dem letzten vor seiner Abrede, ging es so still und traurig im Hause zu, als ob ein Unglück in Aussicht stände. Jedes hatte seine eigenen schweren Gedanken auf dem Herzen, und nun noch das allgemeine Leid, daß derjenige sie verlassen würde, bei dem jedes seinen Trost suchte.

Stefeli hatte gemeint, wenn nur Vinzi wieder daheim sei, so sei nichts als Freude mehr im Haus, nun war gerade das Gegenteil eingetreten, und nun ging noch der einzige fort, der helfen konnte.

Der Mutter hatte Herr Delrik am Abend vorher noch sein Gespräch mit ihrem Manne mitgeteilt und ihr wohl gesagt, er gebe dennoch seine Hoffnung nicht auf, für Vinzi noch einen Weg zu finden. Aber sie konnte keine Hoffnung fassen, sie sah nur Unheil vor sich; denn auch, wenn ihr Mann noch dem Zureden des Herrn Delrik auf irgendeine Weise nachgeben würde, er würde sich nie mit der Sache versöhnen, es bliebe ein Zwiespalt zwischen den beiden. Nur einer konnte dem wehren, und der ging nun fort.

Vinzi dachte bei sich, wenn er nur immer wieder mit Herrn Delrik über alles sprechen könnte, dann käme ihm wohl Freude und Zuversicht wieder ins Herz; aber der ging ja nun fort.

Der Vater Lesa stand unter dem Eindruck, Frau und Sohn verstünden nicht, was zu Vinzis Wohl nun einmal nötig wäre, und auch der einzige, der doch jedenfalls zur Einsicht kommen würde und auch die anderen dazu bringen konnte, verließ sie nun. Herr Delrik sagte immer wieder ein freundliches Wort zu einem und dann zum anderen; aber die drückende Stimmung konnte er nicht heben.

Am Abend, als er sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, klopfte es an seine Tür, und Vinzi trat herein. Er trug zwei kleine Bücher und ein Paketchen in seinen Händen und fragte schüchtern, ob wohl Herr Delrik die Sachen seinen Vettern bringen würde. Das Paketchen sei für den Rußli, das habe er dem Kleinen ganz bestimmt versprochen. Die Büchlein seien für Jos und Faz; denn der Jos habe ihm erzählt, an ihren langen, langen Winterabenden läsen sie so gern etwas, und da sie nur wenige Bücher hätten, müßten sie immer wieder die gleichen lesen.

Dann wollte Vinzi auch gerne noch alle seine Grüße an alle im Hause des Veters mitgeben, auch an den Großvater und den Pater Silvanus, und allen danken und ihnen sagen lassen, wie gern er bei ihnen gewesen sei und wie gern er —; aber hier konnte Vinzi nicht mehr weiter. Er sagte schnell gute Nacht und ging.

Herr Delrik hatte im Sinne, von den italienischen Seen aus auf einem anderen Wege nach Deutschland zurückzukehren. Im nächsten Sommer hoffte er wiederzukommen, was die Familie Lesa mit großer Freude aufnahm; nur Stefeli meinte, es sei ja furchtbar lange bis dahin. Früh am anderen Morgen fuhr Herr Delrik dem Simplonberge zu.

Überraschungen, nicht nur für Rußli

Überraschungen, nicht nur für Rußli

Im September und Oktober, den arbeitsreichen Monaten, war Vinzenz Lesa sonst unausgesetzt tätig von früh bis spät und dazu immer in der fröhlichsten Stimmung über seinen reichen Erntesegen. Jetzt ging er stillschweigend umher und konnte oft nachdenklich eine Zeitlang stillstehen und starr vor sich Hinsehen, als habe er es mit Gedanken zu tun, die schwer ins klare zu bringen waren. Die Sache mit seinem Buben lag ihm Tag und Nacht im Sinn und ließ ihm keine Ruhe. Er hatte seinen Buben, der allen Leuten so wohlgefiel, lieb und war so stolz auf ihn, wie nur ein Vater auf seinen Sohn sein konnte. Aber zur Vernunft mußte er kommen, zur Erkenntnis seines Glücks, seines geübten, sorgenlosen Lebens, um das ihn Tausende beneiden konnten. Zurechtkommen mußte er um jeden Preis.

Vinzenz Lesa hatte jetzt beschlossen, was er mehrere Tage lang in seinen Gedanken hin- und herbewegt und reiflich erwogen hatte; denn es waren Gründe dafür und Gründe dagegen, die dafür hatten überwogen.

Er trat in die Stube, wo seine Frau an seinem Kittel herumstuckte und ihre Gedanken ebenso unruhig und ganz in derselben Richtung hin- und herwandte, wie er soeben auch getan hatte.

»Ich will am Sonntag den Buben fortbringen«, sagte der Mann gleich bei seinem Eintreten, »ich bringe ihn zu meinem Bruder im Freiburgischen, dem ist es recht, und Arbeit ist viel da, bis zum Winter. Vinzi hat dort zu tun und wird darüber froh sein; denn da ist nichts anderes zu unnützer Unterhaltung zu finden.«

Frau Stefane hatte ihre Arbeit in den Schoß fallen lassen; weiß vor Schrecken blickte sie ihren Mann an.

»Hast du auch bedacht, in welchem Zustand der Bruder ist, Vinzenz, erinnerst du dich denn auch noch, welchen Namen sie ihm geben?« fragte sie voller Angst; denn sie sah ihren Vinzi vor sich, wie er vor sich hinstarren konnte, und den Vetter in seiner traurigen Gestalt neben ihm.

»Das macht nichts«, entgegnete ihr Mann; »er ist nicht bössartig, er will nur nichts angreifen und nichts regieren; aber er hat schon den hellen Sinn zu wissen, daß ein Meister da sein muß, nicht nur ein Knecht. Darum läßt er ja immer sagen, ich solle wieder heimkommen, oder meinen Buben schicken. Vinzi ist nicht dumm; wenn er merkt, daß er alles regieren kann, kommt ihm schon die Lust dazu, und dann folgt die Kenntnis bald. Das ist die rechte Art für ihn, du kannst es glauben, ich habe alles überdacht, am Sonntag gehen wir.«

Frau Stefane wollte noch einiges einwenden; aber es war gerade, als ob alles, was sie vorbrachte, ihren Mann darin bestätigte, daß er den rechten Ort gefunden habe. So schwieg sie, und nun ihr Mann ging und sie mit ihren Gedanken allein war, stieg ihr die Erinnerung an ihren großen Kummer auf, als Vinzi auf den Berg reisen mußte, und wie anders es ihm dort ergangen war, als sie befürchtet hatte. Es war doch recht undankbar von ihr gegen den lieben Gott, der ihren Jungen zu so freundlichen Menschen geführt hatte, daß sie nun wieder so zu fürchten und zu zweifeln anfing, als ob sie's besser wüßte als er, was für Vinzi gut sei. Sie wollte alles in seine Hand geben, und im Vertrauen, daß der Vater im Himmel es mit seinen Kindern allen gut meine und auch das ihrige so führen werde, wie es zu seinem Besten sei, konnte sie still werden. Jetzt wollte

sie eingehend mit Vinzi reden; denn er wußte noch nichts von seiner nahen Verschickung. Die Mutter fand aber besser, ihn vorzubereiten und noch ein wenig über alles mit ihm zu sprechen, was jetzt auf dem Hof seiner Vorväter vorging. Vinzi könnte dadurch auch eher verstehen, daß der Vater ihn dorthin schickte, wo ja wirklich noch jemand nötig war.

Als sie am Abend allein in der Stube saß und Vinzi, der mit dem Vater im Wald gewesen, heimkehren hörte, rief sie ihn zu sich. Sie wußte, nun hatte der Vater noch nach Stall und Scheune zu sehen und würde den Buben nicht vermissen. Stefeli, das augenblicklich herbeirannte, als es den Vinzi hörte, schickte die Mutter mit einem Auftrag zur Scheune hinüber, in der Voraussicht, daß es, wie gewöhnlich, dort bei den alten Bekannten im Stall eine gute Zeitlang stecken bleiben werde.

Aber Stefeli hatte schon gemerkt, daß die Mutter etwas Besonderes mit Vinzi vorhatte, da mußte es durchaus dabei sein. Da stand es auch schon wieder; denn es war völlig geflogen, um ja nicht zu spät zu kommen. Aber die Mutter fand seine Anwesenheit gar nicht so notwendig wie es selbst.

»Geh jetzt noch in den Hühnerstall hinüber«, sagte sie, »und suche alle Winkel aus, hörst du, in allen Ecken herum, du weißt, die Hühner legen manchmal Eier hin, wo man es gar nicht vermutet; dann bring die Eier; aber hörst du, erst such überall herum.«

Stefeli lief so eilig, als es nur vermochte. Aber kaum war es aus dem Hause, so kam es zurückgestürzt, riß die Tür auf und schrie aus vollem Halse hinein: »Er kommt wieder! Er kommt wieder!«

Nun war es wieder weg. Die Mutter und Vinzi schauten einander an, sie hatten denselben Gedanken; aber das war ja unmöglich, keines sprach ihn aus.

Nun ging die Türe wieder auf, und was sie für unmöglich hielten, geschah wirklich: Stefeli trat mit triumphierenden Blicken an der Hand von Herrn Delrik in die Stube. Die Überraschung war so groß, daß weder Frau Stefane noch Vinzi ein Wort sagen konnten; aber die Freude leuchtete beiden hell aus den Augen.

»Ich habe meinen Reiseplan geändert«, sagte Herr Delrik nach der ersten Begrüßung; »meine Freunde kehren auf einem anderen Wege nach Deutschland zurück, ich mußte noch einmal hierher kommen, das konnte nicht anders sein. Man hat mich da droben auch mit solchen Haufen von Grüßen an Vinzi beladen, daß ich froh bin, diese nun ablegen zu können; denn wäre ich auch auf anderen Wegen nach Deutschland hinausgereist, ich hätte sie doch mitnehmen müssen. Die guten Leute meinten alle, ich müsse sie dem Vinzi irgendwie übergeben können. Alle haben mich als einen alten guten Freund behandelt, weil ich von Vinzi kam und seine Grüße brachte.«

Vinzis Augen funkelten vor Freude und Wonne der Erinnerung.

»Haben Sie alle gesehen? Auch den Großvater und den Pater Silvanus?« fragte er erwartungsvoll.

»Alle, alle, und alle haben dich im herzlichsten Andenken behalten, Vinzi«, entgegnete Herr Delrik. »Der gute Vetter Lorenz und seine Frau konnten mir nicht genug erzählen, wie schön euer Zusammenleben war.«

Noch mußte Herr Delrik den Dank der drei Jungen für die Geschenke ausrichten und die Freude, die diese hervorgerufen hatten. Rußli ließ vor Entzücken sein Geschenk gar nicht aus den Händen. Wo er stand und ging, hielt er sein rotseidenes Säckchen fest, das mit prächtigen, in allen Farben schimmernden Marmor- und Achatkugeln gefüllt war. Von ihm hatte Herr Delrik noch einen besonderen Auftrag erhalten, den er, wie er sagte, zwar nicht recht verstand, Vinzi

würde aber wohl den Sinn desselben herausfinden. Rußli ließ Vinzi sagen, er wolle sie in seinem Leben nie mehr fitzen, und er habe nie gedacht, daß eine Überraschung etwas so Schönes sei. Jetzt trat der Vater in die Stube ein. Vor Verwunderung über den Gast stand er einen Augenblick unbeweglich an der Tür. Herr Delrik war aufgestanden und ging ihm entgegen. »So ist's wirklich wahr«, sagte Lesa mit freudeglänzenden Augen, indem er die dargereichte Hand mit aller Kraft schüttelte. »Ich habe doch immer gedacht, es müßte so kommen; es war gar so leer hier, seit Sie fort waren. Nun willkommen bei uns!« bekräftigte er mit neuem Händeschütteln, »und nun setzen wir uns zu Tisch; für diesen Gast wird die Frau wohl etwas Besonderes haben, die hat sicher keine kleinere Freude als ich, daß er wieder da ist.« Schon war Frau Stefane verschwunden, um ihr Abendessen zu rüsten, das nun in großer Vergnüglichkeit verlief; denn die Freude des Wiedersehens hatte auf einmal alle trüben Gedanken verscheucht. Als Herr Delrik jetzt vom Tische ausstand, sagte er: »Nun, Herr Lesa, möchte ich Sie nach alter Gewohnheit zu einem Gespräch auf unserer Bank erwarten, vergessen Sie Ihr Pfeifchen nicht.« »Niemals«, entgegnete dieser und folgte bereitwillig. Frau Stefane hatte augenblicklich verstanden, daß Herr Delrik mit ihrem Manne allein zu sein wünschte; sie hielt die Kinder zurück und blieb bei ihnen. Sobald die beiden Männer sich auf der Bank niedergelassen hatten, begann Herr Delrik sein Gespräch. »Herr Lesa, Sie werden wohl denken, daß ich einen Grund hatte, meinen Reiseplan zu ändern und wieder hierher zu kommen.« »Sie tun nichts ohne Grund, Herr«, erwiderte der Angeredete bedächtig. »Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die mir so wichtig ist, daß ich keine Zeit verlieren wollte«, fuhr Herr Delrik fort. »Ich hatte mir vorgenommen, einen Tag auf dem Berge zuzubringen, Vinzis Grüße daselbst abzugeben und mir selbst die Leute dort ein wenig anzusehen. Erst suchte ich Ihren Vetter auf, den ehrenwerten Herrn Lorenz Lesa, und seine Frau. Diese guten Leute konnten mir nicht genug sagen, wie Vinzi ihnen mit seiner Musik und seinen Liedern die Tage verschönt habe, wie sie ihn alle schwer entbehren, die Alten wie die Jungen, das müßte doch den Vater freuen, nicht?«

Dieser nickte bejahend.

»Dann besuchte ich den alten Großvater im Turm. Der hatte eine rührende Freude, als ich ihm Vinzis Grüße übergab. Er sagte mir, die schönsten Stunden, die er seit Jahren verlebt, habe ihm Vinzi mit seinem Spiel und Gesang bereitet, und sein höchster Wunsch sei, daß ihn einmal der Junge eine Strecke mit seinem Liede begleite, wenn er seinen letzten Gang antreten müsse. Das muß wohl etwas Rechtes gewesen sein, kein leichtfertiges Musikantenlied, das dem Alten einen solchen Eindruck gemacht hatte, das meinen Sie doch auch?«

Vinzenz Lesa nickte wieder schweigend.

»Ich fragte nach dem Pater Silvanus, ob der wohl etwas von der Musik verstehe. Da wurde der Alte ganz lebhaft. Pater Silvanus sei sogar ein großer Musiker gewesen, erzählte er mir, habe viele Jahre lang in einem Kollegium in Rom zugebracht, sei dann, von seinem eigenen Wunsch getrieben, hier auf den Berg in die Einsamkeit gekommen, und nun auch schon seit Jahren da, wo er nun bleibe und viel Gutes stifte. Nun hatte ich gefunden, was ich suchte, den Mann, der über Vinzis Talent ein Urteil abgeben konnte. Ich ging zu Pater Silvanus. Sowie er hörte, daß ich von Vinzi käme, zeigte er mir große Teilnahme. Gleich fragte er, ob der Junge Unterricht nähme und ob auch sein Talent beachtet werde. Ich sagte ihm, daß ich gerade darum zu ihm käme, um zu hören, was er davon halte. Jetzt wurde der gute Pater ganz warm. »Ob der Talent hat!« rief er aus, »ganz voller Musik ist der Junge! In der Anleitung, die ich ihm gab, hatte ich nie das Gefühl, ihm etwas beizubringen, sondern alles nur aus ihm herauszulocken.« Er wolle mich nur auf zwei Dinge aufmerksam machen, sagte er weiter, dann könnte ich selbst urteilen. Eine erste Melodie, die Vinzi gefunden, wenigstens die erste, die er ausgeführt und mitgeteilt hatte, habe etwas so

Eignes, Ursprüngliches, daß er, der Pater, sie immer wieder sich selbst zum Vergnügen auf seinem Instrumente vorspiele. Nachher habe Vinzi zu Worten, wie er sie sich gewünscht hatte, eine Melodie gesetzt, die so schnell alle Stimmen und Kerzen gewonnen habe, daß sie jetzt von den Hirtenbuben auf allen Weiden, von den Mädchen an allen Spinnrädern gesungen, von den Burschen in Stall und Scheune gepfiffen, auf allen Wegen von allem Volke gesummt werde. ›Unser Lied‹ werde der Gesang genannt, wie und woher er gekommen sei, wisse kein Mensch mehr, es sei das beliebte Eigentum des ganzen Berges. Ob mir das nicht genug sage? meinte der Pater. Jetzt, Herr Lesa, zweifle ich an dem Talent unseres Jungen nicht mehr, auch Sie müssen überzeugt sein, daß es der Mühe wert ist, einem solchen Talent den Weg zu öffnen, daß es sich entwickeln kann. Das werden Sie ja nun auch tun.«

Eine Weile blies der Mann noch schweigend seine Nauchwölkchen in die Luft, dann sagte er bedächtig: »Und was dann? Entwickeln wird heißen, den Buben lehren lassen, Musik machen, bis er nichts mehr anderes will. Vinzenz Lesa will aber aus seinem einzigen Sohn nicht einen Musikanten machen, das ist fahrendes Volk, er hat eine gute Heimat. Hat er das herumziehende Leben einmal angefangen, so kann er nicht mehr anders und verdirbt dabei. Und ich selber, der es weiß, daß es so kommen muß, soll die Sache anfangen? Nein, Herr, das können Sie nicht von mir verlangen.«

Das hatte Herr Delrik nicht erwartet, nun blieb er auch stumm. Eine gute Weile verging so. Erst nach längerem Nachdenken sagte Herr Delrik nicht ohne Erregung: »Die Vorstellung von herumfahrenden Musikanten sitzt nun einmal fest bei Ihnen, da ist nicht zu helfen. Aber lassen Sie sich einen Vorschlag machen. Sie haben doch noch Vertrauen zu mir, Herr Lefa?« »Das hab ich«, erwiderte dieser fest. »Gut, dann schlage ich Ihnen vor. Sie übergeben mir Ihren Sohn für ein Jahr oder etwas länger. Ich werde mit ihm so tun, wie ich mit meinem eigenen Sohn handeln würde. Kommt er zurück, und Sie müssen durchaus noch so denken wie heute, so wird das Jahr in der Fremde nicht zu Vinzis Schaden sein; auch wenn er nachher sein Leben als Landmann zubringen soll, kann es nicht schlimm für ihn sein, noch etwas anderes kennen gelernt zu haben; das tut jedem gut, wo er auch stehe.« Lesa schien sich zu besinnen; aber plötzlich mußte ein Gedanke ihn bestimmt haben, er sagte fest: »Das kann nicht sein, Herr.« Herr Delrik wünschte zu wissen, warum das unmöglich sein sollte. »Ich werde ja meinen Sohn nicht ein Jahr lang zu Besuch in Ihr Haus schicken, nachdem Sie für einige Wochen, die Sie in dem meinen zugebracht, mehr auf den Tisch gelegt haben, als nötig war«, erklärte der alles erwägende Vinzenz Lesa. Herr Delrik lächelte: »Ich wohne allein in meinem geräumigen, alten Hause, wo es sehr still und oft recht leer aussieht; so begreifen Sie, daß die Anwesenheit Ihres Sohnes für mich eine wohltuende, mein ganzes Haus belebende Veränderung sein wird, mir also nur Freude bringt. Sollte Ihnen trotzdem die Sache nicht recht liegen, so verspreche ich Ihnen, in Ihr Haus, wo ich so gerne verweilte, so oft zurückzukehren und Ihr Gast zu sein, bis der letzte Rest von Ungleichheit getilgt sein wird. Nun schlagen Sie mutig ein, Herr Lesa, ich hoffe fest, es soll Sie nie gereuen.«

Diesem waren unterdessen noch allerlei Gedanken aufgestiegen. Ein solches Jahr der Fremde könnte einem Jungen, wie Vinzi war, wirklich nicht übel tun. Er hatte noch wenig von anderen Leuten und ihrem Tun gesehen. Es könnte ihm heilsame Gedanken erwecken, wenn er sehen würde, wie es draußen zugeht, wie mancher Junge von seinem Alter schon kämpfen und ringen mußte, um seinen Weg zu finden. Da würde ihm das gute Leben in der Heimat wohl vor Augen kommen! Nur schon aus seinem freien Landleben mitten in die Steinstraßen der Stadt versetzt zu werden, könnte ein wohltätiges Heimweh über ihn bringen, so daß er, lange bevor das Jahr um wäre, heimzukommen und nichts anderes mehr begehrte. »Ich schlage ein«, sagte Vinzenz Lesa

jetzt fest und drückte die dargebotene Hand zur Bekräftigung; »nur das will ich noch sagen, Herr: sollte der Vinzi begehren, heimzukehren, auch noch soviel früher, als Sie die Heimkehr festgesetzt hatten, so lassen Sie ihn ziehen.« Diesen Wunsch versprach Herr Delrik unbedingt zu erfüllen. Nun erhob er sich, um der harrenden Mutter den Entschluß ihres Mannes mitzuteilen, während dieser seinen gewohnten Abendgang durch Scheune und Stall ausführte. Vor Freude und Dank über diese Wendung der Dinge fand Frau Stefane fast keine Worte. Wieviel herrlicher war diese Rettung vor dem gefürchteten Aufenthalt, als sie je hätte denken können. Wenn sie auch nicht wußte, was Herr Delrik mit Vinzi im Sinne hatte, so war sie schon übergücklich bei der Aussicht, daß ihr Junge ein ganzes Jahr im Hause eines solchen Mannes bleiben durfte. Vinzi wußte nicht mehr als seine Mutter; aber er erwartete in stiller Freude, was kommen würde. Herr Delrik hatte ihm gesagt, nun gehe es mit ihm nach dem Wunsche des Pater Silvanus. So wußte er, nun würde es gut mit ihm gehen.

Nach drei Tagen folgte im Hause Lesa wieder ein Abschiedstag; aber jetzt war niemand traurig, jeder hatte seinen besonderen Trost dabei. Nur Stefeli begehrte ein wenig auf und meinte, kein Mensch auf der Welt müsse so allein leben wie es.

Wirklich mußte Stefeli in dem Winter, der nun folgte, viele einsame Wanderungen machen; denn zu dem Schulweg, der täglich zweimal hin und zurück gemacht werden mußte, fanden sich keine Genossen ein; das war für das gesellschaftlich angelegte Stefeli ein schweres Geschick, das ihm viele Seufzer auspreßte. Von Herrn Delrik kam dann und wann ein Brief, der Nachrichten von Vinzi brachte. Frau Stefane mußte ihn jedesmal ihrem Manne vorlesen. Diese Nachrichten lauteten fortwährend sehr gut. Der Junge befinde sich wohl und sei fleißig bei seinen Arbeiten. Dann folgten die herzlichsten Grüße an alle die Seinigen und zum Schluß noch einige freundliche Worte von Herrn Delrik über seine Freude, den Jungen bei sich zu haben und dessen erfreuliche Entwicklung zu verfolgen.

Der Vater hörte jedesmal gespannt die Berichte über das gute Befinden seines Sohnes an; aber es war oftmals so, als bereiteten sie ihm eine Enttäuschung. Noch horchte er erwartend hin, wenn der Brief zu Ende gelesen war. Mehrmals fragte er: »Kommt nichts mehr?«

Und Frau Stefane mußte versichern, sie habe alles gelesen. Dann ging er schweigend weg. Daß etwas in ihm arbeitete und daß er etwas erwartete, das nicht kam, merkte seine Frau wohl. Sie erriet auch, daß er lieber wollte, dem Vinzi wäre es nicht so wohl, er würde fortstreben, heim wollen.

Dann stiegen auch bei ihr die Sorgen wieder auf. Wie sollte es nun werden, wenn Vinzi wieder daheim sein würde? Wollte er tun, was der Vater wünschte, so würde er nie recht glücklich sein, und würde der Vater ihn den Weg machen lassen, den er am liebsten ging, so würde ja doch ein Zwiespalt zwischen den beiden bleiben; denn der Vater würde sich nie mit dem Gedanken versöhnen, daß sein Sohn als ein Spielmann herumfahre. Wie sie dann daran dachte, welche unerhörte Freude dieser Mann gehabt, als ihm ein Sohn zur Welt kam, wie er unermüdlich gearbeitet, wie ihm nichts zuviel war, wenn er den Kleinen vor sich sah und sagen konnte: »Der soll es einmal guthaben!« - überkam sie ein solches Mitgefühl mit dem Mann, daß sie meinte, sie müsse auf der Stelle den Vinzi nach Hause rufen, und gleich nachher mußte sie sagen: »Ach, der arme Vinzi, er wird ja sein Leben lang nie fröhlich und glücklich sein!« In dieser Unruhe war sie nur froh, daß sie nichts in der Sache zu tun, noch zu entscheiden hatte, und noch froher darüber, daß sie den Trost hatte, zuletzt entscheide doch einer, der weiter sehe als sie alle und allein wisse, was für den einen wie für den anderen das Rechte sei.

Alte Freunde und neues Leben

Alte Freunde und neues Leben

Der Frühling war wieder da. Überall keimte und sproßte es an allen Hecken und Bäumen. Das Gras sah so frisch grün und herrlich aus, daß Stefeli, sein Schulränzchen auf dem Rücken, durch die Wiesen wandernd, es nicht genug betrachten konnte. Da und dort glänzten die goldenen Glitzerchen durch die Halme, und rote Margeritchen nickten lustig hin und her. Stefeli war auf dem Heimweg vom letzten Schultag der ganzen Schulzeit bis wieder zum Winter. Wie war doch im vorigen Jahr dieser Tag schön gewesen, als es am Abend an Vinzis Seite so durch die Wiesen heimgewandert war und sie beide alles besprochen hatten, was nun kommen würde. Da lag nun der ganze schöne Sommer vor ihnen mit den langen Tagen auf der sonnigen Weide, wo man unter der Eiche saß und an allen Hecken Beeren suchte, und dann wieder dem Schwärzeli nachrannte und so frei war wie die Vögel, die droben im Baum pffiffen. Und jetzt, ja, was würde jetzt kommen? Stefeli sah viele heiße, lange Tage in der Stube und einen langen Strickstrumpf vor sich und keinen einzigen Weidetag. Es mußte sich am Wiesenrand hinsetzen und laut aufseufzen. Aber beim Seufzen konnte Stefeli nicht lange verharren. Auch fiel ihm eben ein, daß die Erdbeeren an der Ecke hinter der Scheune schon vorgestern halb reif waren; es mußte doch nachsehen, wie sie jetzt aussahen. Schnell sprang es auf und lief eiligst dem Hause zu. Rasch wollte es sich seiner Bücherlast entledigen und dann nach den Beeren rennen. Aber nachdem es hastig die Stubentür aufgerissen hatte, blieb es vor Überraschung unbeweglich auf der Schwelle stehen.

Drinne saß der Mutter gegenüber ein unbekannter Mann und sprach ganz vertraulich mit ihr, und neben ihm saß ein Junge, gerade so groß wie der Vinzi, der redete lebhaft mit. Die Mutter machte ein so vergnügtes Gesicht, wie lange nicht mehr, und alle Augenblicke wurde von den zweien Vinzis Name genannt. »Das ist wohl das Töchterchen«, sagte jetzt der Mann, nach der Tür blickend, »komm nur heran, Stefeli, es ist niemand Fremdes. Ich bin Vetter Lorenz, und das ist Jos, Vinzis guter Freund.« Nun kam Stefeli mit großer Freude heran, die beiden zu begrüßen, die Vinzi so lieb waren, und ihr so sehr erwünscht erschienen in dieser Zeit der unerhörten Verlassenheit, in der es nach seinem Gefühl sich befand. Es schüttelte auch Vetter Lorenz, der es mit so freundlichen Augen anschaute, eine ganze Weile lang die Hand in seiner Freude und dann auch Jos, der ihm die ganze Zeit lustig zugelächelt hatte, als wollte er sagen: »Wir können's gewiß gut miteinander.«

Jetzt kehrte sich Stefeli noch einmal zum Vetter um und sagte angelegentlich: »Nicht wahr, Vetter Lorenz, Jos bleibt nun bei uns gerade so lange, wie Vinzi bei Euch war, den ganzen Sommer?«

Der Vetter lachte. »Das ist wirklich ein rechter Willkomm, wenn man gleich für den ganzen Sommer empfangen wird. Wir wollen einmal mit deinem Vater reden und sehen, was er meint. Und weißt du, zuerst würde ich jetzt Jos ein wenig mit hinausnehmen, damit du sehen kannst, wie ihr etwa miteinander auskommt.« Das ließ sich Stefeli nicht zweimal sagen. Sogleich nahm es den jungen Vetter bei der Hand und zog ihn in großer Freude mit sich fort. Nun sollte er auch gleich alles sehen und kennen lernen, was da war in Stall und Scheune, im Garten und im Hühnerhof, daß es so werde, wie wenn Vinzi wieder daheim wäre und es wieder alles mit ihm

teilen könnte.

Unterdessen war auch Vinzenz Lesa von der Arbeit heimgekehrt, in seine Stube eingetreten und hatte mit Verwunderung und sichtlicher Freude seinen Gast begrüßt.

In der unbefriedigten Stimmung, die ihn mehr und mehr bedrückte, war der frohgestimmte, immer zufriedene Vetter Lorenz ihm eine erwünschte Erscheinung.

»Es hat uns leid getan, daß wir auch gar nichts mehr von euch hörten«, sagte dieser nach den ersten Begrüßungen, »und meine Frau ließ mir gar keine Ruhe mehr. Sie meinte, so sehen wir euren Vinzi am Ende den ganzen Sommer nicht bei uns, und sie hätte ihn am liebsten den ganzen Sommer droben; ich nicht weniger, er fehlt uns überall. Nun haben wir gedacht, ich bringe einmal unseren Jos für eine Zeit zu euch, wie es ausgemacht war, vielleicht wollt ihr's so haben, und nachher können dann beide miteinander heraufkommen bis zum Winter. Nun sagt mir die Base, der Vinzi sei fort; so kann ich ihn nicht einmal sehen, und mit seinem Heraufkommen ist's auch nichts. Meine Frau wird grausam jammern. Wieviel die auf den Buben hält, das glaubt ihr gar nicht; aber er verdient es auch.«

Die Eltern hörten wohl beide gern, wie der Vetter von ihrem Vinzi sprach; aber sie schwiegen beide. Wenn jetzt Vinzis Name genannt wurde, sah Frau Stefane gleich, wie die Falte auf der Stirn ihres Mannes sich zusammenzog, so, als habe ihn etwas getroffen, das weh tut. So sprach sie so wenig als möglich von Vinzi. Stefeli hatte unterdessen in sorgsamer Weise gefunden, nun müsse gewiß Jos etwas zu essen haben, und trat eben wieder Hand in Hand mit ihm, wie mit einem alten Freund, in die Stube ein.

Jos ging stracks auf Vetter Vinzenz zu, um ihn zu begrüßen, und dieser schaute mit einer Mischung von Leid und Wohlgefallen in das offene Gesicht des Jungen, dem Kraft und Gesundheit und die helle Lebensfreude aus den Augen lachten.

»Der wird so groß wie du bist, Lorenz«, sagte endlich Vinzenz, nachdem er noch einmal Jos von oben bis unten mit seinen Blicken gemessen hatte, »der ist dir schon eine rechte Hilfe!«

»Das ist er, das kann ich dir sagen«, erwiderte Lorenz, dem es gar nicht mißfiel, daß der Vetter seinen Buben so eingehend betrachtete, er mußte es doch der Mühe wert finden.

Frau Stefane, die sich zurückgezogen hatte, machte jetzt schnell die Tür auf und gab einen Wink in die Stube hinein. Sofort begann Stefeli in aller Ordnung den Tisch zu rüsten und blieb ganz emsig dabei, damit es ja nichts vergesse. »Da hat ja Base Stefane auch schon gute Hilfe«, sagte Vetter Lorenz, der mit Wohlgefallen der flinken Ausführung zuschaute, »eine solche gefiele meiner Frau auch. Du mußt ihr einmal das Kind auf den Verg schicken, Vetter, freilich kannst du dann zusehen, wie du's wiederbekommst.«

Nun kam die Mutter herein und brachte vom Besten auf den Tisch, was Küche und Keller liefern konnte; denn diese Gäste zu bewirten, die ihrem Vinzi soviel Freundlichkeit gezeigt hatten, war ihr eine ganz besondere Freude.

»Ihr bleibt nun doch ein paar Tage bei uns, Vetter«, sagte sie, wie sie ihm nun am Tisch gegenüber saß und dafür sorgte, daß auf seinen Teller und auch auf den von Jos immer wieder ein paar Stücke von dem frischen, rosenroten Schinken und die schönsten Blätter von ihrem goldgrünen Gartensalat kamen, »und Jos laßt Ihr uns dann wohl für ein paar Wochen?«

Hier zupfte Stefeli die Mutter heftig an der Schürze und flüsterte: »Sag doch für den Sommer, Mutter, eh er ja sagt«; denn es hatte die größte Angst, der Vorschlag werde angenommen und dann gelte er.

»Ja, Base Stefane, Ihr macht's einem nicht schwer, daß man gerne dabliebe«, erwiderte der Vetter. »Ich bin mit Absicht an einem Samstag gekommen, daß ich morgen einen schönen Sonntag hätte; denn da bleib ich gern bei euch, wenn's euch recht ist. Am Montag kehr ich heim, das muß sein. Wie er es mit dem Buben haben will, kann Vetter Vinzenz sagen, ich überlasse es ihm.« »Das hat Zeit«, sagte dieser gemächlich, »wir machen morgen einen Gang durch die Felder, da kann dann manches Wort geredet werden, du wirst ja wohl ein wenig das Land ansehen wollen?«

»Und den Kuhstall, Vater, noch vor allem«, rief Jos mit Vegeisterung aus. Vis jetzt hatte er vor großem Respekt vor Vetter Vinzenz ganz still geschwiegen; aber der Eindruck, den er drüben im Stall empfangen hatte, war zu mächtig, er mußte ihn jetzt mitteilen. »Schönere Kühe, als der Vetter im Stall hat, gibt es gewiß gar keine mehr, und so sauber sind sie, als wären sie gerade jetzt aus der Schwemme gekommen.«

»Ich hab es wohl gedacht, daß die dir gefallen würden«, sagte der Vater, »die muß ich heut auch noch sehen. Du hast doch immer noch deine Freiburger Rasse, Vinzenz?«

»Warum nicht?« gab dieser zurück, »wenn etwas gut ist, so ändere ich nicht. Dein Bub hat Augen im Kopf.«

Sowie man vom Tisch aufgestanden war, traten die Männer ihren Gang nach dem Stall und der Scheune an. Jos und Stefeli nahmen mit Freuden die Gelegenheit wahr, noch einen Streifzug zu unternehmen. Da war ja noch so vieles, das Jos sehen mußte. Früh am folgenden Nachmittag wanderten die zwei Männer durch die blühenden Wiesen und Felder, die zu Vinzenz Lesas Gut gehörten.

Frau Stefane hatte mit den Kindern den Weg nach der sonnigen Halde eingeschlagen, wo die ersten Erdbeeren reiften. Sie wußte wohl, der Gang würde den beiden die größte Freude machen, und dazu wußte sie auch, daß die Männer sich zu besprechen hatten, darum hatte sie für den Spaziergang diese Trennung des Weges angeordnet.

Die Männer hatten jetzt unter allerlei Betrachtungen über die blütenbedeckten Bäume, das üppige Gras, die fruchtverheißenden Äcker die Anhöhe erreicht, wo die schöne Waldbesitzung des Vinzenz Lesa begann.

Bevor sein Gast in den Waldweg, der von den schönsten Buchen beschattet war, eintrat, stand er still und schaute hinunter auf das Wohnhaus, das so einladend dort unten aus den hohen Nußbäumen hervorschaute.

»Vinzenz, du bist ein glücklicher Mensch«, sagte er jetzt; »Frieden und Freude im Haus und ringsum alles so schön, wie es nicht schöner gewünscht werden könnte, und alles dein Eigentum.«

»Ja, und drüben im Freiburgischen noch ein Heimwesen, Kühe darauf zu halten, doppelt soviel wie hier. Gras heimzuführen, die Scheune bis oben voll.«

Die Falte auf Vinzenz Lesas Stirn zog sich immer mehr zusammen, während er sprach, als hätte er immer noch etwas Ärgeres anzuzeigen.

»Zwölf Käse das Jahr sind aus all der Milch herzustellen.« »Vinzenz, das ist kein Grund zum Verzagen«, sagte der Vetter mit lachenden Augen. »Ich habe gar nicht gewußt, daß das väterliche Gut drüben dir auch noch gehört. Zwei solche Güter sind dein! Aber dich muß man sich nur verwundern. Da hat dich unser Herrgott mit Segen überschüttet, und du stehst da und machst ein Gesicht zum Himmel auf, als habest du's mit lauter Unwetter zu tun.«

»Du hast gut reden«, sagte Vinzenz grimmig, »du hast drei Buben, wie sie für deine Arbeit sein müssen, gerade genug Kräfte. Du hast nur Freude und Gedeihen vor dir. Und ich: da stehe ich nach aller Arbeit und muß zusehen, wie mir ein schönes Gut verlottert. An zwei Plätzen kann ich nicht sein, und mein einziger Sohn kann die Augen nicht auf tun und einen schön bereiteten Weg vor sich sehen, um den ihn Hunderte beneiden würden. Als mir das Gut zufiel, habe ich den väterlichen Hof verlassen, wo mich jeder Baum wie ein Kamerad ansah und jedes Stücklein der Herde, klein und groß, unter meinen Augen herangewachsen war. Ich ging nicht gern, kannst es glauben. Aber hier war alles verlottert, so verkommen, du glaubst nicht wie, ein Fremder hätt's nicht übernommen. Aber ich sagte mir, du tust's für deinen Sohn; in wenig Jahren ist der so weit, daß er hier allein bleiben und den Hof regieren kann, und du gehst wieder heim. Nun ist das Gut hergestellt, schneller als ich's dachte. Sag selbst, ob es nicht aussieht wie ein blühender Garten, von einem Ende bis zum anderen. Und nun soll ich's wieder verlottern lassen? Oder soll das Heimatgut drüben herunterkommen, daß man's nicht mehr kennt? Nun sag, was meinst du? Meinst du noch, singen und pfeifen stände mir besser an als sorgen, nun du weißt, wie alles steht?« »Es steht nicht halb so schlimm, wie du meinst«, versetzte Lorenz mit heiterem Gesicht. »Du hast einen Buben, der sicher einmal etwas Rechtes tun wird, was er dann auch sei, das kannst du glauben, Vetter. Aber du hast nicht nur den Buben, du hast auch noch ein Töchterchen, und dazu eines, an dem der Vater seine Freude haben kann. Nun laß du sechs oder sieben Jahre vorübergehen. Du bist ein so rüstiger Mann, daß du mit einiger Hilfe deine zwei Güter schon aufrechterhalten kannst. Dann ist die Zeit da, wo du dein Töchterchen hier auf den Hof setzen kannst. Das wird schon zu regieren wissen, und du kehrst in deine Heimat zurück. Dann muß auch kein Wunder geschehen, daß etwa jemand auftauche, der nicht ungern die Arbeit und das Regiment mit deinem Töchterchen teilt. So wird dann dein Gut wohl die rechte Verwaltung haben.« Jetzt schickte sich Lorenz an weiterzugehen; aber noch einmal stand er still.

»Nun hätte ich fast die Hauptfrage vergessen«, sagte er; »wie willst du's mit dem Jos haben? Willst du ihn behalten oder bist du lieber für dich? Unanstellig ist er nicht.«

»Das kann ich sehen«, bemerkte Vinzenz, »er wird dir fehlen, und ich bin schon in deiner Schuld. Vinzi war dir keine Hilfe, in keiner Weise.«

Aber jetzt mußte sich Lorenz ereifern. Da müßte er nur einmal seine Frau darüber hören, die würde ihm etwas anderes sagen, und mit Recht. Sie sei es auch, die ihm schon seit Wochen zugesetzt habe, er solle den Vetterleuten nun einmal den Jos bringen, und sonst lasse sie keinen der Buben nur eine Nacht fort. Aber einmal habe sie die Sicherheit, bei Eltern, die einen Buben hätten, wie Vinzi, könne ihr Jos nur Gutes lernen, und dann sage sie, man müsse diesen seine Dankbarkeit zeigen, daß sie den Vinzi uns so lange gelassen hätten, und dann hätte sie auch noch die Hoffnung, den Vinzi wieder in ihr Haus zu bekommen, wenn Jos erst dagewesen sei und den Verwandten vielleicht auch etwas hätte dienen können. »Nun, sag es rund herau s«, schloß der Vetter, »ist das, was du da gesagt hast, dein einziger Grund, warum du anstehst, den Jos zu behalten?«

»Es ist mein einziger Grund«, war die feste Antwort. »Jetzt bleibt Jos bei dir; heimschicken kannst du ihn ja immer, wenn es dir dann besser paßt.«

Nun schritt Lorenz weiter und beschleunigte mehr und mehr die Heimkehr; denn er wünschte noch eine gute Zeit mit der Base Stefane und dem Töchterchen zusammenzusein, mit allen beiden hatte er große Freundschaft geschlossen.

Als der Abend zu Ende war und er von Stefeli Abschied nehmen wollte, weil er am Morgen so früh fort müsse, daß es noch tief im Schlafe liegen werde, da gab Stefeli wohl die Hand; aber es

wollte nicht Abschied nehmen. Am Morgen, lange bevor die Sonne kam, stand es auch schon unten an der Tür und schaute lachend dem Vetter entgegen, als er herunterkam. Es hatte den freundlichen Vetter so lieb gewonnen, daß es ihn auch zuallerletzt noch sehen wollte, das frühe Aufstehen war ihm gar nicht im Weg.

Stefeli hatte aber noch etwas im Sinn. Sobald der Vetter unten angekommen war, fragte es angelegentlich: »Kann der Jos jetzt dableiben? Den ganzen Sommer bis zum Herbst?« »Ja, ja«, antwortete lachend der Vetter, »bis ihn der Vater fortschickt.«

Drinne hatte die Mutter schon einen dampfenden Kaffee auf den Tisch gestellt und eine feste Stärkung zur Reise. Von draußen hörte man jetzt den Vater mit Jos; der war schon vor Stefeli auf dem Platz gewesen und war sogleich nach dem Stalle hinübergelaufen, wo er die Türe schon offenstehen sah. Vetter Vinzenz war eben dort eingetreten. Jos ging auch hinein; er mußte die schönen Kühe wieder ansehen, so recht eine nach der anderen. Dieser frühe Stallbesuch und die Ausrufe der Bewunderung, die Jos immer wieder ertönen ließ, wie auch seine zutreffenden Bemerkungen, die er über dieses oder jenes der auserlesenen Tiere machte, mußten dem Vetter nicht übel gefallen.

Eine gute Weile schaute er zu, wie der Junge von Krippe zu Krippe wanderte und sich alles genau betrachtete. Als aber Jos sich so in das Anschauen des geordneten Stalles und seiner Bewohner vertiefte, daß man sehen konnte, er habe darüber alles andere vergessen, da sagte der Vetter: »Ich denke, wir wollen hinübergehen, bevor dein Vater uns etwa entkommt, und wir ihn nicht mehr sehen.«

»Pötztausend, daran hab ich nicht mehr gedacht«, rief Jos aus und schoß wie ein Pfeil davon.

Nach vielen herzlichen Händedrücken, die er gegeben und wiederempfangen hatte, machte sich der Vetter auf den Weg. Vinzenz wollte ihm bis zur Grenze seines Gutes das Geleite geben, bis zur Gartenecke gingen alle mit.

Als die Männer verschwunden waren, fragte Stefeli schnell: »Jos, willst du nun auf die Weide gehen, daß ich auch wieder mitkommen kann?«

»Ja, willst du! Es gilt doch nicht, was ich will«, antwortete Jos, »ich bin ja nicht Meister!«

»Oh, wenn man nur einmal Meister wäre!« seufzte Stefeli. Der Vater kam bald zurück, und da die Mutter an ihren Gemüsebeeten allerlei zu ordnen gefunden hatte, traf er alle drei noch im Garten. Er ging auf den Jos zu. Stefeli stand mit großen, erwartungsvollen Augen hinter Jos und lauschte, was nun kommen würde.

»Es scheint mir, du hast Freude an den Kühen, willst du die Weide übernehmen, Jos?« fragte der Vater. »Da bist du Herr und Meister den ganzen Tag, ich lasse dich allein machen, du weißt, was sein muß! Das Kind wird schon mit dir gehen, daß noch eins da ist, wenn's nottut. Es kennt die Sache nicht übel und weiß Weg und Steg. Ist es dir recht so?«

»O ja, am allerliebsten von allem«, rief Jos aus, und Stefeli machte einen hohen Freudensprung hinter ihm und stürzte der Mutter nach, die ins Haus eintrat; denn nun war schnell das Nötige für den Weidetag zu ordnen. Der Vater ging schon mit Jos dem Stalle zu, der Auszug mußte gleich stattfinden. Daß es aber so herrlich sein würde, wieder draußen zu sein und hin und her den alten guten Bekannten nachzurrennen und wieder unter dem schattigen Baum sich abzukühlen, das hatte Stefeli sich selbst nicht mehr vorgestellt.

Jos war aber auch in einer solchen Freude über alles, was er sah und was vorging, daß Stefeli davon mitgerissen worden wäre, auch wenn es nicht selbst schon voller Glück und Verlangen

hinausgezogen wäre. Alle alten Bekannten waren noch da, und vier prächtige, rot und weiß gefleckte Kühe waren hinzugekommen, die hatte der Vater selbst aus dem Freiburgischen herübergeholt. Auch ein Schwärzeli war wieder da, und war es auch nicht dasselbe vom vorigen Jahr, so galoppierte es doch mit derselben Lustigkeit plötzlich von einem Ende der Weide zum anderen und über Brücken und Hecken weg, wenn es nicht vorher erwischt wurde. Jos mußte sie alle genau kennen lernen. Stefeli wußte ja noch die Eigenschaften von allen und konnte sie ihm erklären, die vier neuen konnten sie dann miteinander kennen lernen.

Jos faßte alles mit dem größten Eifer auf und wußte es für immer. Aber noch wunderbarer war es für Stefeli zu sehen, daß der Jos schon die Bewegungen der Kühe erriet, bevor diese sie nur machten; denn schon stand er neben der einen, als sie eben zu laufen anfangen wollte, und streichelte und beruhigte sie, und eben hatte er das Schwärzeli am Schwanz erwischt, als es den ersten Sprung tun wollte, um dann wie der Wind über die ganze Weide hinunterzusausen. Und so ging es fort; es war gerade, als ob er es ihnen an den Köpfen ansähe, sobald sie das Ausreißen im Sinne hatten. So mußte man auch nie soviel rennen, und Jos sagte immer wieder: »Setze du dich nur unter den Baum, Stefeli, ich werde schon mit ihnen fertig.«

So war es auch, und sogar die neuen hatte er so bald in ihrer Weise erkannt, daß sie ganz große erstaunte Augen machen mußten, wenn ihre Versuche zum Ausreißen heute gleich von vornherein vereitelt wurden.

Aber bei allem scharfen Aufpassen hatte Jos doch Zeit, dazwischen auf einmal ein paar hohe Freudensprünge zu machen und dann vor Vergnügen ein Jodeln und Singen anzustimmen, daß es von allen Höhen widerhallte.

Es tönte auch so gut und melodisch, daß Stefeli ganz entzückt davon war und immer rief: »Sing wieder, Jos, sing noch einmal!« So war der Morgen schnell vergangen, daß die beiden einander fragend anschauten, ob es denn möglich sei, als sie von fern die Töne der Mittagsglocke hörten.

Nun deckte Stefeli nach alter guter Weise das Mittagmahl unter dem Baum, und nach einem prüfenden Blick auf die Herde, die sich da und dort ruhig in der Sonne niedergelassen hatte, setzte sich nun auch Jos bereitwillig zu Stefeli hin.

Jetzt mußte er aber erst die schön gerüstete Mahlzeit betrachten. Noch nie hatte er das draußen auf einer Weide gesehen, alles so in der schönsten Ordnung aufgestellt und darüber die beschattenden Zweige hin- und herwehend.

»So schön kann gewiß kein anderer Mensch eine Mahlzeit rüsten, wie du, Stefeli!«, sagte er in voller Bewunderung. Erst jetzt fing er an und biß mit dem fröhlichsten Appetit in alles, was ihm Stefeli reichte.

So schnell wie der Morgen ging auch der Nachmittag dahin, und als sie durch den hellen Abend mit ihrer Herde heimwärtszogen, da sagte Stefeli: »Heute war's so schön, daß ich wollte, alle, alle Tage, die noch kommen, wären gerade so!« »Und ich auch!«, stimmte Jos ein.

Vinzenz Lesa stand an der Ecke seiner Scheune und schaute zu, wie die Herde herankam. Jos lief einmal an der einen Seite, dann schnell an der anderen der Herde entlang, immer so, daß die Tiere in der gleichen Reihe blieben und nicht eines dahinaus, eines dorthinaus auf allen Wegen dem Stalle zueilten.

»Ein fixer, geregelter Bub!«, sagte Vinzenz Lesa für sich, dann ging er langsam, die Heimkehrenden in Empfang zu nehmen. Nun kam eine Reihe von Tagen, die alle so verflossen, daß man glauben konnte, Stefelis Wunsch sei auf dem besten Wege, in Erfüllung zu gehen. Es

war eine herrliche Zeit. Stefeli strahlte vor Freude und Wohlbehagen vom Morgen bis zum Abend, und Jos sang und jodelte jeden Tag heller vor innerem Wohlsein. »Jetzt ist es ganz, wie wenn Vinzi wieder da wäre, gelt Mutter, so ist's, seit der Jos da ist?« sagte Stefeli, als es eben im hellen Abendschein, von Sonne und Freude gerötet, bei ihr eintrat, während Jos noch wie gewöhnlich beim Vetter Vinzenz zurückblieb. »Ja«, erwiderte die Mutter, »weil Vinzi nicht bei uns sein kann, so ist mir der Jos an seiner Stelle am liebsten: Jos ist mir wirklich so lieb, als gehörte er zu uns.«

»Mir auch«, sagte Stefeli unverzüglich, »nur in drei Sachen geht es anders mit ihm als bei Vinzi. Am Morgen früh und am Abend, wenn wir heimkommen und wenn's regnet, da war's doch netter mit Vinzi.«

Die Mutter verstand ganz wohl, was Stefeli im Wege war; aber sie sagte, es solle nur den Jos machen lassen, er tue ganz das Rechte, es müßte nie suchen, ihn zu hindern.

»Ich habe es schon versucht; aber er gibt nicht nach«, sagte Stefeli der Wahrheit gemäß.

Die Mutter verbot ihm, solche Versuche zu erneuern. Sie war so froh und dankbar über die Art und Weise, wie Jos sich aus freiem Antrieb zu seiner Freude, wie man sehen konnte, beschäftigte in den Zeiten, da er Stefelis Mißbilligung erregte. Sie hatte wohl gemerkt, daß die bessere Stimmung ihres Mannes damit zusammenhing. Am Morgen war Jos immer der erste auf dem Platz, und war der Stall, wo er immer am liebsten einkehrte, noch geschlossen, so kam ihm gleich etwas in den Sinn, das er in der Scheune in Ordnung bringen wollte, so daß der Vetter Vinzenz ihn immer schon an irgendeiner Kämmerei oder Schnitzerei traf, die einen recht vernünftigen Zweck hatte. Wie ungeduldig dann auch drüben das Stefeli hin- und hertrippelte, Jos kam nicht vom Stall zurück, bis im allerletzten Augenblick und gleich mit dem Vater, wenn schon der Kaffee auf dem Tische stand. Am Abend nach der Heimkehr war Jos nicht von seinen Kühen wegzubringen, bis die letzte von der Tränke zurück im Stalle angekommen und auf ihrer Streu schön gebettet war.

So sah Stefeli schon die Mutter mit der dampfenden Schüssel nach der Stube gehen, eh er nur da war, und an einen Sprung mit ihm noch zur Erdbeerhecke hinüber war nicht mehr zu denken. An Regentagen war's, als habe der Jos sich verkrochen; er war gar nirgends zu erblicken. Er wußte täglich schon in aller Frühe, was heut zu tun war auf den Feldern, an den Bäumen, auf den Höhen oder im Wald. Kam der Regen, so fragte er flugs den Vetter: »Kann ich heut mit dem Knecht gehen?«

Dieser sagte dann zustimmend: »Warum nicht, wenn der Regen dir nicht im Weg ist.«

Der war dem Jos niemals im Weg; aber alles, was wuchs, wie man es pflanzte und erntete, war ihm eine Lust zu sehen und mitzumachen. Am liebsten war ihm freilich, wenn es hieß: beut geht's in den Wald, das gefällte Holz zu holen.

Dann wurde das Pferd an den großen Holzwagen gespannt, und Jos setzte sich vorn auf den hohen Sitz zum Knecht. Wenn sie dann eine Strecke vom Haus weg waren, sagte der Knecht: »Da, nimm sie, du willst ja gern kutschieren«, übergab Jos die Zügel und streckte sich der Länge nach im Wagen aus, um noch ein wenig zu schlafen.

Jos kannte das Pferd schon gut und es ihn, so ging die Sache vortrefflich. So hatte Jos schon in allen Arbeiten mitgeholfen, die auf dem Gute getan sein mußten. Er wußte genau, wo alles in Ordnung war und wo etwas fehlte. Er griff auch alles mit einer Lust und einem Feuereifer an, daß er gleich empfand, was förderte und was hemmte.

Im Anfang hatte Vinzenz Lesa manchmal in grollendem Tone zu seiner Frau gesagt: »Sieh den an, der freut sich an allem und geht überall ins Zeug mit einem Eifer, als wäre er in dem Seinigen, vor lauter Lust an dem schön geordneten Wesen. And der eigene, für den alles da ist, der hat's nie gesehen.« Jetzt war es so geworden, wie es Frau Stefane nur freuen konnte. Jeden Tag sprach ihr Mann von Jos zu ihr; aber der Ton war ein anderer.

In rechter Freude konnte er jetzt sagen: »Der Bub hat vier Augen im Kopf, alles entdeckt er, was ich selbst übersehen würde, von dem der Knecht nicht einmal merkt, daß es Schaden bringen würde, alles sieht er. Verlassen kann ich mich auf den Buben wie auf keinen zweiten, und gewandt in allem Tun ist er, daß es gradaus eine Freude ist, dem zuzusehen, wenn er an einer Arbeit ist.«

Mit herzlichem Tankgefühl nahm Frau Stefane die zunehmende Freude ihres Mannes an dem jungen Vetter wahr, die auch schon eine viel bessere Stimmung in ihm hervorgebracht, als sie seit langem bei ihm bemerkt hatte.

Wenn sie am Nachmittag still und ungestört in ihrer Stube saß, was nun wieder oft vorkam, seit Stefeli das Weideleben wieder mitmachen durfte, dann gingen die Gedanken der Frau Stefane immer denselben Weg. Sie dachte an ihren Vinzi und wie es wohl mit ihm noch kommen werde. Ob er wohl nach Ablauf des Jahres heimkehren und sein Leben nach des Vaters Wunsch führen und vielleicht nie recht fröhlich dabei werden würde, oder ob er einen neuen Weg eingeschlagen hatte und damit dem Vater für immer entfremdet bleiben sollte. Sie konnte sich da so in die Gespräche, die sie darüber mit Vinzi halten wollte, vertiefen, daß sie bei jedem Geräusch auffuhr und meinte, es könnte vielleicht ihr Junge sein, der plötzlich heimkehrte. So ging es ihr heute, nachdem sie sich eben in ihren Gedanken lange mit Vinzi unterhalten hatte. Jetzt ging die Haustür auf, und ein ordentliches Getrappel nahte der Stube.

Frau Stefane war aufgesprungen und zur Türe gelaufen, die sie rasch öffnete.

»Alte Bekannte, Frau Lesa, die ein Obdach bei Ihnen suchen«, tönte ihr eine kräftige Männerstimme entgegen.

In demselben Augenblick drängte sich eine schmale Hand in die ihrige, dann noch eine, und dann sah sie klar.

»Oh, willkommen Alida! Hugo! Willkommen Herr Thornau!« rief sie in herzlicher Freude aus, »so sind Sie auch wieder in unserm Land!«

»Eigentlich noch nicht so ganz«, sagte Herr Thornau, ihren Händedruck kräftig erwidern.
»Nehmen Sie uns auf, dann wohl, sagen Sie nein, so müssen wir wieder wandern. Vor allem muß ich Ihnen sagen: hier bringe ich Ihnen zwei Kinder, die keine Mutter mehr haben und die beide begehrt haben, zu Ihnen und sonst nirgendshin zu gehen.«

Jetzt war Frau Stefane schon gewonnen. »Die armen Kinder«, sagte sie für sich, »und der arme Vater«, setzte sie hinzu. Dann wandte sie sich zu diesem.

»Herr Thornau«, sagte sie, »wollen Sie hier bleiben bis gegen Abend, bis mein Mann heimkommt, und dann mit ihm über die Sache reden?«

»Und was sagt die Frau dazu?« fragte Herr Thornau.

»Diese möchte ja gern den Kindern für eine Zeit ein wenig die Mutter ersetzen, wenn sie es nur könnte«, antwortete Frau Stefane. »Jetzt ist's gut!« rief Herr Thornau ganz befriedigt aus. Herrn Lesa wollte er gern abwarten und unterdessen sich mit den Kindern ein wenig unter die

schattigen Nußbäume hinsetzen. Vinzenz Lesa schaute mit großer Verwunderung auf die Gäste, die unter seinem Nußbaum saßen, als er seinem Hause zuschritt. Aber es blieb ihm nicht lange Zeit zum Staunen. Herr Thornau war ihm schon entgegengekommen und teilte ihm nun in beredter Weise den Grund seines Erscheinens mit, und daß er die Überzeugung habe, Herr Lesa werde ihm seine Tür nicht verschließen, noch viel weniger seinen Kindern, die beide erklärt hätten, auf der ganzen Welt wünschten sie nirgends als nur im Hause Lesa den ganzen Sommer zuzubringen. So sei er denn gekommen, und sei auch überzeugt, Herr Lesa werde ihn nicht abweisen. Ein andres, ihnen allen schon bekanntes Haus solle er nur nicht vorschlagen, die Kinder gingen da nicht hinein, und er würde sie nicht hineinzwingen. Entweder das Haus Lesa oder wieder heimkehren; denn bei den Kindern zu bleiben, sei ihm unmöglich, und anderswo die Kinder allein zu lassen, das sei ihm ebenso unmöglich.

Vinzenz Lesa hörte es nicht ungerne, daß es bei dem Herrn hieß, entweder sein Haus oder keines. Aber man wußte ja nicht, was man mit den Kindern ins Haus bekam, man kannte eigentlich die Leute nicht so recht.

Nachdem er reiflich überlegt hatte, was zu tun sei, sagte er: »Reden Sie mit meiner Frau, Herr, Kinderbesorgung ist ihre Sache.«

So fand er es am besten. Wollte seine Frau die Kinder behalten, was er vermutete, so mochten sie dann anstellen, was sie wollten, die Frau sollte mit ihnen fertig werden, sie hatte die Sache angeordnet.

»Recht von Herzen gern«, erwiderte Herr Thornau, und wandte sich schnellstens Frau Stefane zu. »So wäre alles in Ordnung, nicht wahr. Sie haben mir schon in Ihrem Herzen ja gesagt«, damit schüttelte Herr Thornau herzlich ihre Hand, und es war auch so, sie hatte längst bei sich beschlossen, die mutterlosen Kinder zu behalten und ihnen alle Liebe zu beweisen, die sie nur empfangen mochten.

Herr Thornau wollte nun sofort Abschied nehmen; denn noch diesen Abend gedachte er weiterzureisen, und seine Kinder wußte er nun in den allerbesten Händen, wie er sagte. Aber Frau Stefane meinte, was er etwa besonders für die Kinder wünschte, wie sie sich beschäftigen und auch unterhalten sollten, würde er ihr wohl doch noch sagen. Bei ihr sei es eben mit den Kindern immer sehr einfach zugegangen. Für seine Kinder wünsche er gar nichts als das Weideleben der ihrigen, sagte Herr Thornau, nur Weide vom Morgen bis zum Abend und daneben alles, was Frau Lesa für gut finde. Das Klavierspiel sei längst aufgegeben, eigentlich zu seinem Leidwesen; denn Musik sei seine Freude. Jetzt sei sein Hauptwunsch, daß seine Kinder gebräunt und vollwangig, so wie er ihre Kinder gesehen hatte, zu ihm heimkehren möchten. Dann nahm er Frau Stefane noch ein wenig auf die Seite, und auf den blassen, etwas traurig aussehenden Hugo weisend, fügte er hinzu: »Den muß ich Ihnen gewiß nicht besonders empfehlen. Sie sehen, wie er aussieht. Er war nie sehr kräftig noch fröhlich; aber seit er die Mutter nicht mehr hat, ist es schlimmer geworden. Kein Leben, keine Freudigkeit, kein Interesse mehr, der Arzt wollte ihn forthaten.«

Nun nahm Herr Thornau rasch Abschied bis zum Herbst; dann wollten sie einander alle fröhlich wiedersehen, so hoffe er zuversichtlich.

Eben kamen Jos und Stefeli in fröhlichem Geplauder mit ihrer Herde dem Stalle zu. Hier verschwand Jos wie immer, und Stefeli schlenderte dem Hause entgegen. Es hatte keine Eile, daheim zu sein; denn um diese Zeit war die Mutter mit der Küche beschäftigt, und Jos würde natürlich noch eine Stunde lang nicht herüberkommen, wie es sich sagte.

Aber plötzlich verwandelte sich der zögernde Gang in große Sprünge: drüben an der

Erdbeerhecke waren zwei Gestalten zu sehen, wenn das wahr wäre! Wirklich so war es: mit Freudengeschrei stürzte Stefeli auf Alida los, und auch die beiden, Hugo und Alida, begrüßten Stefeli mit lauten und anhaltenden Freudenbezeugungen. »Aber wo ist denn Vinzi?« fragte Alida, nachdem die Begrüßungen zu Ende gekommen waren.

Stefeli berichtete, wie lang er schon fort sei, und wann er wieder heimkomme, wisse kein Mensch.

Jetzt sah Alida sehr enttäuscht aus; aber Stefeli hatte immer einen Trost bei der Hand.

»Er kommt gewiß nach Hause, solange ihr da seid, und dann ist auch Jos da, den werdet ihr schon gern haben, ich kann dir's sagen. Ihr bleibt doch lange bei uns, den ganzen Sommer?« Das bejahte Alida. »Und alle Tage, vom Morgen bis zum Abend, sollen wir auf der Weide zubringen, das hat der Papa befohlen«, setzte sie hinzu; »aber daß Vinzi nun nicht dabei ist, das macht die Sache ein wenig langweilig.«

Aber Stefeli versicherte Alida, auf der Weide sei es niemals langweilig, und der Vater habe heute gesagt, nun sei das Wetter gut für lange Zeit, da könnten sie ja jeden Tag draußen sein. So kam es auch. Einen Tag um den anderen konnte die fröhliche Gesellschaft nach der sonnigen Weide ausziehen, und Frau Stefane sorgte dafür, daß unter dem schattigen Baum täglich ein nahrhaftes Mittagessen eingenommen werden konnte. Alida war in hellem Entzücken über dieses freie, niemals gekannte Weideleben. So am frühen Morgen, während sie sonst noch stundenlang hinter den dicken Gardinen im Bette lag, in den ersten Sonnenschein und die herrlich frische Luft hinauszuziehen, wenn alle Vögel auf den Bäumen pfften und sangen, daß es zum Himmel tönte wie ein lautes Freudengeschrei, das war ein wonnevoller Anfang des Tages!

Dann begann ein Schweifen hierhin und dorthin, nach allen anziehenden Punkten auf der ganzen Weide, immer war sie mit Stefeli zusammen auf Entdeckungsreisen aus. Bald nach Beeren und Blumen, bald nach dem alten Mäuerchen, wo sich die glänzenden Eidechsen sonnten und ganz aufmerksam zuhörten, sobald die Kinder ihnen zu singen begannen, was Stefeli wohl wußte. Schwiegen sie aber, und machten sie nur die geringste Bewegung, waren die grünen Tierchen alle zusammen plötzlich weggehuscht. Daß man auf den schönen Weideboden sich hinsetzen konnte, wo man nur wollte - sonnig und trocken war es überall - das war für Alida ein ganz besonderer Genuß, das hatte sie noch gar nie erlebt, und dessen freute sie sich nun auch alle Augenblicke aufs neue. Immer bereit, setzte sich dann Stefeli gleich zu ihr hin, und alles, was um die beiden her war, gab ihnen fortwährend zu den lebhaftesten Gesprächen Anlaß.

Am ersten Morgen, als Stefeli nach Abrede Alida in aller Frühe geweckt hatte und nun beide frisch und unternehmend vor der Scheune standen und Jos erwarteten, der die Kühe von ihren Ketten losmachte, um sie in die Weidefreiheit hinaus zutreiben, da war auch Hugo aus seinem Zimmer heruntergekommen, um, wie es der Vater angeordnet hatte, mit auf die Weide zu gehen. Er sah so matt und bleich aus, daß es Frau Stefane wehtat, ihn anzuschauen. Sie hatte ihn gleich liebevoll bei der Kand genommen und in seine Stube zurückgeführt, hier die Kissen seines Bettes wieder zurechtgemacht und ihm gesagt, er müsse noch ein wenig ruhen. Es habe keine Eile für ihn, auf der Weide anzukommen, sie werde ihn später hinführen, damit er dann den Weg wisse; denn er brauche nicht so früh schon hinzugehen, auch an den kommenden Tagen nicht. Zum ersten Male, seit er die Mutter verloren, fühlte sich Hugo wieder von einer mütterlichen Hand gehalten und gepflegt, und eine große Liebe zu Frau Stefane erfüllte sein Herz von diesem Tage an. Sie wachte auch wie eine Mutter über ihm, und was sie nur sah, das ihm gut tun konnte, das mußte für ihn getan sein. So hatte in dieser ersten Zeit der stille Knabe, dem noch ein großes Leid im Herzen lag, täglich manche Stunde allein mit Frau Stefane zugebracht, was eine rechte

Wohltat für ihn war. Er hatte ein solches Zutrauen zu ihr gefaßt, daß er angefangen hatte, ihr von seiner Mutter zu erzählen, und sie hatte ihm mit solcher Teilnahme zugehört, daß er immer wieder darauf kam, wenn er mit ihr allein war.

Daß ihr warmes Mitgefühl eine große Wohltat für ihn war, konnte man dem Knaben bald ansehen.

So kam heute im herrlich leuchtenden Morgensonnenschein Hugo so früh aus seinem Zimmer herunter wie noch nie seit dem ersten Morgen, da er so blaß und matt erschienen war. Jetzt sah er schon viel frischer aus, und zur Freude der Frau Stefane beehrte er gleich nach der Weide hinauszugehen, während er sonst immer am liebsten im Hause sitzen blieb, bis sie fand, nun sollte er hinaus, und ihn dann immer ein Stück Weges begleitete. Draußen fand er Jos allein, der singend und jodelnd mit seiner Herde hin- und herwanderte. Alida und Stefeli hatten eine Entdeckungsreise unternommen. Es war, als ob Hugo heute zum ersten Male die schönen Tiere sähe, die da herumweideten und dann und wann ihre Köpfe erhoben und mit ihren großen Augen das Land betrachteten. Er fing an, den Jos über allerlei zu befragen; denn nun er den Tieren so aufmerksam zuschaute, bemerkte er eine so große Verschiedenheit in ihrem Betragen wie in ihrer Erscheinung, daß er sich sehr verwundern mußte; denn er hatte gedacht, Kühe seien eben Kühe, eine wie die andere. Nun hatte er Jos auf sein Gebiet gebracht. Der wurde mit einem Male so beredt und machte Hugo mit solchem Eifer auf alle Gewohnheiten seiner Kühe aufmerksam, daß dieser von der lebhaften Teilnahme an allen Gliedern seiner Herde ganz angesteckt wurde und nun immer noch mehr von Jos hören wollte. Er konnte auch nur fragen, Jos wußte alles, was er nur wissen wollte, und das alles schilderte er mit einem Feuer und einer Anschaulichkeit, daß Hugo eine rechte Lust ankam, diese Dinge alle auch so kennen zu lernen und solchen Genuß davon zu haben, wie Jos hatte.

Schon wußte er nun, welches Futter die schönste Milch gibt und wie nachher die Milch zu Butter und zu Käse gemacht wird, und wie man dazu die Milch behandeln muß. Auch daß die Sennen am liebsten die Milch von Vinzenz Lesa beziehen wollten, weil seine Kühe so sauber gehalten wurden und auch weil sie von der besten Rasse waren.

Noch waren die beiden in der eifrigsten Unterhaltung, als Stefeli dahergerannt kam und zu ihrer Verwunderung sofort unter dem Baum das Mittagsmahl rüstete. Die beiden hatten vor lauter Vertiefung in ihr Gespräch nicht bemerkt, wie die Zeit vergangen und es schon spät geworden war. Das war Stefeli eben recht; denn auch die Entdeckungsreise hatte eine ziemliche Verspätung zur Folge. Nun erschien auch Alida, und in besonders guter Stimmung setzten sich heute alle vier zum Essen nieder. Daß Hugo heiterer und lebendiger war als je zuvor, gab der ganzen Gesellschaft einen Anlaß zu besonderer Fröhlichkeit. »Wir wollen nun eine Familie sein«, schlug Alida vor, »dann bleiben wir immer zusammen. Hugo ist der Gutsherr, ich bin seine Schwester, das Fräulein auf dem Gut. Jos ist der Verwalter.« »Dann kann ja Stefeli die Gutsherrin sein«, setzte Hugo hier ein.

»Was denkst du auch, Hugo«, rief ihm Jos zu, »Stefeli kocht uns ja und deckt uns den Tisch, das kann doch nicht die Frau vom Gutsherrn, es muß die Frau vom Verwalter sein.«

»Jos hat recht«, entschied Alida, »so muß es sein.«

»Dann hat der Gutsherr eine Mutter, das ist noch viel besser als eine Frau«, sagte Hugo. »Wenn dann Frau Lesa uns einmal besucht, so müßt ihr sie alle als die Mutter des Gutsherrn empfangen und ihr ein großes Fest bereiten.«

Der Gedanke fand großen Anklang, und es wurde gleich ausgemacht, wie das Fest gefeiert

werden sollte, und Alida erfand so erstaunliche Festpläne mit Fackeln und Raketen, daß Jos sagte: »An dem Tage springen jedenfalls unsere Kühe vor Schrecken über alle Zäune, und die Festleute können ihnen dann nur gleich in ihren Festjacken nachklettern.«

Bei dieser Vorstellung brachen alle vier so in Lachen aus, daß die Stimmung für feierliche Festanordnungen vorüber war. Das Mittagmahl war auch vorüber, und nun legte sich eines hier in den Schatten der breiten Äste, das andere dort, und bald schiefen sie alle vier, von den blätterreichen Zweigen umfächelt, so herrlich, als lägen sie auf den kostbarsten Ruhebetten, und sogar auf Hugos blasse Wangen lockten Luft und Sonne, die hier so milde walteten, einen rosigen Schimmer hervor.

In fröhlichster Unterhaltung kam am Abend die Gesellschaft hinter der Herde durch die sinkende Sonne heimgezogen, alle zusammen wie von Gold übergossen.

Wo Jos gewöhnlich zurückblieb, da schwenkte nun auch Hugo ab, beide verschwanden im Stalle.

»Jetzt fängt der auch an«, sagte Stefeli, »mich nimmt nur wunder, was er noch drinnen tun will.«

»Es ist recht, laß ihn nur gehen«, bemerkte Alida, »er ist viel fröhlicher, wenn er mit Jos zusammen ist wie heute, das habe ich wohl gemerkt.«

Noch einmal das alte Lied

Noch einmal das alte Lied

Der Herbst war gekommen. Im Hause Lesa war er für alle zu früh da. Die Kinder wollten nicht glauben, daß die Tage des Weidelebens schon zu Ende gehen sollten und die einen von ihnen weit weg, mitten in die große Stadt hineinreisen mußten, der andere auf den Berg verschwinden und Stefeli ganz einsam zurückbleiben und lauter Betrübniß erleben sollte.

»Nein, immer mutterseelenallein auf der Welt sein will ich auch nicht«, sagte Stefeli entschlossen, als an einem der letzten Weidetage die schweren Aussichten zur Verhandlung kamen, »dann schreibe ich noch lieber einen Brief. Den schicke ich an Vetter Lorenz, er hat mir etwas versprochen.«

»Jetzt wird auch Vinzi endlich kommen«, meinte Alida; »dann hast du ja so gute Gesellschaft. Es wäre noch viel lustiger gewesen, wenn er hier alles mit uns durchlebt hätte. Ich hätte auch so vieles mit ihm zu besprechen gehabt; mit euch konnte ich über diese Sachen nicht sprechen, ihr hättet nichts davon verstanden.«

Am gleichen Tage sagte Vinzenz Lesa zu seiner Frau: »Ich hoffe nur, Lorenz holt mir seinen Buben noch nicht weg. Es ist ein gutes Jahr, aber darum ist auch soviel zu tun und auf allen Seiten aufzupassen, was an der Zeit ist; ohne den Buben kann ich's nicht machen. Er hat Gedanken und Gedächtnis und ein Aufpassen für drei, und dazu eine Liebe und einen Eifer zu aller Arbeit, als wäre alles seine eigene Sache und er hätte den Gewinn davon. Und alles nur aus Freude am schönen Gut und daß es so bleibe. Ja, wenn der mein wäre! Ich sage nicht zuviel, ich gäbe mein halbes Gut dafür!«

»Wir wollen uns doch freuen, daß er jetzt noch unser ist«, erwiderte seine Frau, »ich hoffe auch noch für eine rechte Strecke Zeit, der gute Vetter Lorenz hat uns ja noch nicht gemahnt.«

Herr Delrik hatte immer wieder Bericht erstattet. Es war noch kürzlich ein Brief gekommen, der die gewöhnlichen guten Nachrichten enthielt. Vinzi befände sich wohl, alles gehe gut. Auch Herr Delrik schien keine Eile zu haben, an Vinzis Heimkehr zu denken, obschon das Jahr seiner Abwesenheit nun auch gleich zu Ende war. Wenige Tage darauf, als die Kinder am Abend in die Stube eintraten, lag ein großer Brief auf dem Tisch. »Das hat mein Papa geschrieben«, rief Alida aus, nachdem sie die Aufschrift an den Herrn Vinzenz Lesa gelesen hatte. »Jetzt ist alles aus«, sagte Hugo, der mit eingetreten war, »nun müssen wir fort, du wirst sehen, Alida.«

Die Kinder waren alle erschrocken. Wenn man auch etwa von der Abreise sprach, es glaubte keines von ihnen, daß sie wirklich so nahe sei. Sogar Jos, der jetzt auch hereintrat und dem die Nachricht sofort mitgeteilt wurde, machte ganz große, erschrockene Augen. Auch er hatte sich das Ende der Freude nie so recht vorgestellt, und gerade in der letzten Zeit hatten Hugo und er immer nähere Freundschaft geschlossen. Nun sollte das alles aus sein und für immer, die beiden gingen ja so weit fort.

Nun kam der Vater herein, nahm den Brief in die Hand und legte ihn auf die Seite. Briefe las er erst, wenn nichts anderes mehr zu tun war; jetzt folgte erst das Abendessen. Als Frau Stefane dies hereingebracht und für alle gesorgt hatte, sagte sie, wenn es ihrem Manne recht sei, so wolle sie den Brief aufmachen. Die Kinder verlangten ja gewiß danach, zu wissen, was der Vater schrieb,

sie hätten gewiß seine Handschrift erkannt. Ihr Mann war einverstanden. Sie las den Brief für sich; dann sagte sie, sie wolle das einzelne morgen mitteilen, es stehe da noch allerlei; aber die Hauptsache sei, daß Herr Thornau in einigen Tagen anlangen und seine Kinder heimholen werde. Es folgte eine große Stille. Dann ging leise eins der Kinder nach dem anderen vom Tisch weg, und alle vier trafen sich wie verabredet unter dem großen Nußbaum vor dem Hause. Sie verlangten alle nach dem Trost einer frohen Hoffnung für kommende Sommertage, und hier unter dem festen Zeugen, dem alten Nußbaum, gaben sie sich das Versprechen, daß jedes tun wolle, was nur in seinen Kräften stand, daß sie den folgenden Sommer geradeso zusammen zubringen könnten, wie sie den herrlich verflommenen zugebracht hatten. Als die Kinder in ihren Betten lagen und Vinzenz Lesa sich sein Abendpfeifchen angezündet hatte, setzte sich seine Frau zu ihm und nahm den Brief von Herrn Thornau wieder vor. Nun wolle sie ihrem Manne den Brief vorlesen, was da noch drin stehe, sagte sie und tat so. Herr Thornau schrieb aus Dresden, wo er sich einige Tage aufgehalten und auch Herrn Delrik besucht hatte. Dieser wollte sich ihm für die Reise nach der Schweiz anschließen. Er denke, mündliche Nachrichten über ihren Sohn würden den Eltern Lesa doch auch einmal willkommen sein, die möchte er ihnen bringen. Er selbst, Herr Thornau, habe aber nur so kurze Zeit für die Reise, daß er kaum vor dem allerletzten Zug am Sonntagabend in Leuk eintreffen könnte; am Montag früh müßte er aber gleich wieder die Rückreise antreten. Nun wäre es doch viel freundlicher, wenn sie alle einen schönen Sonntag zusammen zubringen könnten, wenn die Pflegeeltern ihm die Kinder entgegenbringen würden, natürlich samt dem eigenen Töchterchen, die ganze Familie müßte beisammen sein. Er schlage zu dieser Zusammenkunft Freiburg vor, das sei ja doch die alte Heimat, dahin werde Herr Lesa am ehesten zu bringen sein. Am Sonntag, früh am Nachmittag, könnten sie in Freiburg anlangen, Herr Delrik und er selbst würden die Familie empfangen, sie wären dann schon angekommen. Am Schlusse hieß es, Herr Lesa und seine Frau müßten mit dieser großen Gefälligkeit allen ihren Guttaten an den Kindern Thornau durchaus die Krone aufsetzen. Eine Absage wäre für seine Erwartungen ganz dasselbe, was ein Hagelwetter für Herrn Lesas Fluren.

Eine Weile schwieg Vinzenz Lesa nachdenklich, dann fragte er: »Steht nichts da von unserem Buben?«

Frau Stefane antwortete, nur, was sie gelesen habe, daß Herr Delrik ihnen mündlich Bericht geben wolle.

»Weißt du, warum er ihn nicht mitbringen will?« fragte der Mann weiter. »Das können wir ja nicht wissen«, erwiderte die Frau. »Aber erraten; ich will dir's sagen: Weil Herr Delrik doch eingesehen hat, daß er mir den Buben nicht zu einem fahrenden Musikanten machen darf, weil er nichts aus ihm zu machen weiß, weil er ihn vom Bauernstand jetzt noch ein wenig weiter abgebracht hat, weil es ihm nicht eilt, mir das alles so herauszusagen, darum bringt er den Buben nicht mit. Er ist ja ein guter Herr, aber er hat sich verrechnet, und jeder wartet gern, solange er kann, bis er das eingesteht.«

Jetzt blies Vinzenz Lesa so dicke Wolken von sich, daß seine Frau für gut fand, diese ein wenig verrauchen zu lassen. Dann sagte sie behutsam: »Wir wollen doch auch erst hören, was Herr Delrik uns zu sagen hat. Es ist ja eine Wohltat, daß wir mit ihm reden können. Was sagst du zu der Begleitung nach Freiburg?« »Kommt mir nicht in den Sinn«, sagte der Mann kurz, »du wirst wohl nicht denken, daß ich solche Sprünge mache und mir nichts, dir nichts nach Freiburg hinausfahre, wie einer, der nicht weiß, was er mit seiner Zeit anfangen soll.«

»Daß du das nicht weißt, wird wohl keiner denken, der dich kennt«, sagte die Frau, »und Herr Thornau wird es auch nicht umsonst auf einen Sonntag eingerichtet haben, daß wir kommen

sollen. Er weiß wohl, daß du in der Woche nicht kämest. Es ist doch auch artig, wie er schreibt: er könnte ja irgendeine Person auffordern, die ihm die Kinder brächte; aber es habe einen ganz anderen Wert für ihn und die Kinder, daß wir beide mitkommen. Und ich muß auch sagen, Vinzenz, die Kinder sind mir so lieb geworden, und sie gehen so ungern von uns fort, das haben sie mir so herzlich gesagt und gezeigt, daß ich gern mit ihnen gehen möchte, bis ich sie wieder in den Händen eines guten Vaters weiß.«

»Du kannst ja mit ihnen gehen, warum nicht?« sagte der Mann, den Worten nach ganz einverstanden; aber dem Ton der Stimme nach ziemlich widerhaarig. »Geh du mit ihnen nach Freiburg, du bist Begleitung genug.«

»Nein, Vinzenz, das tu ich nicht«, gab die Frau so bestimmt zurück, daß er gleich wußte, das gilt, »du kannst aus dem Brief hören, daß Herr Thornau dich dabei haben will. Und allein mit Herrn Delrik über Vinzi sprechen und mit ihm ausmachen, was weiter mit dem Buben geschehen soll, das kann ich auch nicht, das weißt du wohl. Wir gehen beide miteinander, oder wir gehen gar nicht, keines von uns. Du kannst ja nur sagen, wie du's haben willst.«

Das Stillschweigen, das jetzt folgte, dauerte der Frau Stefane zu lange, sie fing wieder an: »Und wenn man uns doch so freundlich ruft, weiß ich nicht, warum wir nicht einmal wieder nach Freiburg fahren sollten. Weißt du nicht mehr, wie das unsere allergrößte Freude war, als wir Kinder waren, wenn wir einmal am Sonntag mit Vater und Mutter hineinfahren durften, und wie wir dachten, wir seien die glücklichsten Menschen, wenn wir oben auf dem hohen Wägelchen zwischen ihnen saßen und nun allem Merkwürdigen entgegenfahren? Schon um der schönen Erinnerungen willen sollten wir einmal wieder hinfahren. Zuerst gingen wir immer in die Kirche und hörten die schöne Orgel; deine Mutter wollte das vor allem, weißt du's noch? Wie war es auch so schön! Würdest du dich denn nicht auch freuen, wieder einmal dahinzukommen? And dann habe ich gedacht, es wäre dir recht, bei dem Anlaß auch das Gut zu besuchen. Du hättest doch schon lange einmal wieder nachsehen sollen, wie es dort steht, und gewiß fändest du dort allerhand zu ordnen, und jetzt, da der Jos noch bei uns ist, könntest du ja viel besser gehen als nachher. Es wäre ja sicher nötig, daß du dort allem nachsehen würdest, und wenn dich nicht etwas Besonderes herausbringt, so entschließest du dich nicht zu der Reise, bis etwas krumm geht und es dich reut, nicht früher zugesehen zu haben.«

In Vinzenz Lesa hatte der Gedanke angefangen zu arbeiten, die Fahrt könne eine gute Seite haben. Sehr bedächtlich, eigentlich noch immer abwehrend, fragte er: »Wie hast du dir denn das alles ausgedacht? Wie könnte man so lange fort sein? Es brauchte ja drei Tage.«

»Nicht für alle«, antwortete Frau Stefane schnell, sie hatte wirklich schon alles ausgedacht. »Am Sonntag in der Frühe können wir hier alles noch bestellen. Dann fahren wir ab und sind früh am Nachmittag in Freiburg. Am Abend fahre ich mit den Kindern noch so weit ich kommen kann, daß wir am Montagmorgen beizeiten daheim sein können.«

»Wieviel Kinder willst du denn schon wieder heimbringen, wenn die fremden fort sind und du doch nur ein eigenes hast?« Diesmal hatte ihr Mann die Worte schneller gefunden. »Nur unsere zwei, Jos, und Stefeli, gar nichts Fremdes will ich heimbringen«, beruhigte die Frau.

»Was, den Jos willst du auch mithaben?« rief ihr Mann sehr wenig beruhigt aus; »dann ist gar keine Rede davon, daß ich fortgehe. Wenn Jos nicht daheim ist und mir alles in Ordnung hält, so tu ich keinen Schritt vom Haus weg, zähl darauf!«

Frau Stefane machte ihm unermüdlich von allen Seiten klar, daß an dem einzigen Tag, dem Sonntag, der Knecht nur die einfachsten Dinge im Stall zu besorgen hätte, am Montagmorgen

wäre Jos wieder da und könnte nach allem sehen. Es wäre alles so gut zu machen, ohne daß auch nur ein Tag vernachlässigt oder gefährdet würde. »Und dann denk auch daran, Vinzenz«, schloß seine Frau, »was Jos für uns getan hat, seit er in unserem Hause ist, und wir haben ihm nie eine Freude gemacht. Aber diese Reise mit uns würde ihm sicher Freude machen. Ihm haben wir es auch zu danken, wenn du einmal wieder Zeit hast, nach dem Gut drüben zu sehen und in Ordnung zu bringen, was nötig ist. Du kannst gut acht Tage fortbleiben; wenn ich den Jos habe, will ich sicher mit allem fertig werden, so daß du zufrieden sein kannst.«

Vinzenz Lesa war ein gerechter Mann. Sobald ihm klar vor die Augen trat, was die Gerechtigkeit erforderte, war er durchaus dafür. Der Gedanke, daß Jos eine so wohlverdiente Freude zuteil werden sollte, und daß ihm selbst gleichzeitig die Ausführung eines so notwendigen Unternehmens ermöglicht würde, brachte nach einigem Hin- und Herwenden der Sache eine rechte Befriedigung in ihm hervor.

»So wollen wir's denn ausführen«, sagte er jetzt entschlossen; »aber sage es auch Jos bald; er denkt am besten aus, was vorher noch getan werden kann, daß alles über die zwei Tage im Geleise bleibt.«

»Morgen schon«, versprach Frau Stefane mit großer Freude im Herzen über die Nachricht, die sie ihren Kindern zu geben hatte, ihnen allen, auch dem jederzeit für sie alle so dienstbereiten Jos.

Es entstand auch ein großer Jubel, als die Mutter den Kindern am anderen Morgen die Mitteilung über die bevorstehende Reisebegleitung machte.

Alida und Stefeli hüpfen hoch auf vor Freuden, und Hugo sagte: »Nun ist doch noch nicht alles aus, nun kann man's auch eher aushalten fortzugehen, weil sie alle mitkommen.« Jos konnte es fast nicht fassen, daß ihm ein solches Glück bevorstehen sollte. Bis nach Freiburg sollte er mitfahren dürfen, dort die ganze Stadt ansehen und vorher noch so viel schönes Land, wo man durchkam; er konnte vor Überraschung und Freude kein Wort sagen. Es war seine erste Reise, noch nie war er von seinem Berg heruntergekommen, als dieses Jahr bis nach Leuk. Der Sonntag war da. Im strahlenden Sonnenschein fuhr die frohe Gesellschaft durch das grüne Land. Noch viel herrlicher war die Fahrt, als man sich's vorgestellt hatte. In ununterbrochener Unterhaltung fuhren Alida und Stefeli dahin. Hugo war fortwährend in der lebhaftesten Tätigkeit, teils an dem Gespräch teilnehmend, teils die beiden auf alle die erstaunenswerten Dinge aufmerksam machend, an denen sie vorübergefahren wären, ohne vor lauter Unterhaltung eine Ahnung davon zu haben. Jos dagegen war so erfüllt von all dem Neuen, Schönen, Niegesehenen, das auf allen Seiten seine Blicke fesselte, daß er im tiefsten Schweigen und der gespanntesten Aufmerksamkeit verharrete. So flogen die Stunden unvermerkt dahin, und mit dem größten Erstaunen fuhren die Kinder alle von ihren Plätzen auf, als der Vater sagte: »Jetzt paßt auf, gleich sind wir in Freiburg.« Wirklich, schon ertönte ein Ruf, nun hielt der Zug. Frau Stefane schaute in großer Spannung schon durch das Fenster, ob sie die Herren entdecken könne, die sich hier zum Empfang einfanden wollten. Wirklich, dort standen die beiden. Jetzt konnte sie einen leisen Seufzer nicht unterdrücken. Bis zu diesem Augenblick hatte sie im stillen immer noch gehofft, Herr Delrik könnte doch ihren Vinzi mitbringen, vielleicht wollte er ihnen eine Überraschung bereiten; aber Vinzi war nicht da.

Jetzt ertönte ein lautes Freudengeschrei. Die Kinder hatten sich auf ihren Vater gestürzt, und Herr Thornau, der sie beide in seinen Armen hielt, erwiderte ihre stürmischen Begrüßungen mit Ausrufen der freudigsten Überraschung. Jetzt hielt er seinen Sohn weit weg von sich, um ihn auch recht betrachten zu können. »Und das sollte mein Hugo sein, das Männchen ohne Fleisch und Blut! Rotbraun wie ein Urwäldler! Volle Wangen! Muntere Augen wie ein Reh! Frau Lesa«,

rief er zu dieser hinüber, »was haben Sie mit diesem Burschen gemacht? Er ist ein anderer Mensch! Und dieses kugelrunde Zigeunermädel! Wahrhaftig, es ist Alida, das rote Blut flackert ihr völlig durch die braunen Wangen, so was von Gesundheit! Frau Lesa! Wie haben Sie das zustande gebracht?«

»Oh, das wissen wir schon, das wissen wir recht gut«, riefen die Kinder miteinander und fingen gleich an, dem Vater zu erzählen, wie sie ihre Tage vom Morgen bis zum Abend zugebracht hatten, den ganzen herrlichen Sommer durch.

Frau Lesa hätte auch jetzt nicht Bescheid geben können. Nachdem Herr Delrik erst ihren Mann eingehend begrüßt, hatte er nun ihre Hand ergriffen und schüttelte diese immer noch, und als ob er durch ihre Augen in ihrem Herzen gelesen hätte, was da vorging, sagte er jetzt: »Nur keine Bekümmernis, Frau Lesa, Ihrem Vinzi geht es ganz gut, er ist meine Freude. Daß er nicht da ist, hat keinen schlimmen Grund, das müssen Sie mir nun schon glauben. Da ist ja auch meine Freundin Stefeli und noch ein alter Bekannter«, fuhr er, sich zu den Kindern wendend, fort, »das ist schön, daß wir den Jos auch hier haben, der gehört doch jetzt ganz zu Ihrem Haus.«

»Wie ein Eigener«, sagte Frau Stefane, ihre Arme um die Schultern des Knaben legend, »gottlob, daß wir den haben.«

»Nun möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen, und Herr Lesa soll vor allem seine Meinung dazu sagen«, begann Herr Delrik wieder, zu diesem gewandt, »Unser Freund, Herr Thornau, hat uns heute alle zur Tafel geladen. Da wir dann in der Nähe der schönen, alten St. Nikolauskirche sind, meinten wir, daß wir diese zuerst besuchten, was wir ja einmal doch tun würden, und nachher bleiben wir so recht in Ruhe zusammen.«

Frau Stefane blickte ihren Mann an; sie wollte, daß er bestimme, ihr war es schon am liebsten, erst nach der Kirche zu gehen.

In Vinzenz Lesa waren, seit er Freiburg betreten hatte, alle alten Erinnerungen aufgestiegen. Wie sein Nachbarskind Stefane, die später seine Frau wurde, hatte er auch nichts Höheres und Herrlicheres gekannt, als am Sonntag nach Freiburg hineinzufahren und dort an der Hand der Mutter in die stille, hohe Kirche zu treten und die wunderbare Orgel spielen zu hören. Es war dann wie eine ganz andere Welt als die der Wochentage. »Wenn ich etwas dazu sagen soll«, begann er jetzt, »so ist es mir recht, zuerst in die Kirche zu gehen. Es ist ja auch Sonntag, es schickt sich, daß wir dahin gehen.«

Nun wanderte die Gesellschaft zur Stadt hinein. In der großen, alten Kirche war es ganz still und so feierlich in dem Halbdunkel, daß die Kinder nur ganz leise auftraten und sich dann neben die Eltern hinsetzten, wo diese sich niedergelassen hatten. Plötzlich ertönte die Orgel, und durch die stille Kirche rauschte jetzt ein Strom von Tönen so voll und wunderbar, als wären es die himmlischen Heerscharen, die ein Jubellied erschallen ließen, das alle Welt zur Freude rufen wollte. Ein leiser Freudenschrei ertönte neben Frau Stefane, und heftig zupfte sie Stefeli am Ärmel: »Mutter, es ist Vinzi«, sagte es in großer Aufregung. Die Mutter hatte ihren Vinzi schon erkannt, mit dem ersten Blick, den sie nach der Orgel gerichtet hatte, und der auf den schwarzen Lockenkopf gefallen war. Es hatte sie so überrascht und bewegt, daß sie sich jetzt alle Gewalt antun mußte, um nicht laut aufzuschluchzen vor Rührung und Freude.

Aber der Vater mußte es doch auch wissen. Sie stieß ihn jetzt leise an: »Vinzenz, es ist der Vinzi«, flüsterte sie ihm zu. Er gab keine Antwort, schaute auch nicht auf; es war so, als wollte er nicht sehen lassen, daß die Orgeltöne auch ihn bewegten. Die Klänge der Orgel waren jetzt ganz anders geworden. Wie leise Klage zog es durch die langgezogenen Töne und wurde zum lauten

Jammer. Es war, als ertönte ein großer Chor freudloser Menschen, verzagend in Reue und Leid. Und wie das Leid am höchsten war und der bitterste Schmerz durch die Töne schluchzte, da wandelten sich diese zum Flehen, zu einem inbrünstigen, demütigen Flehen um Hilfe und Gnade. Dann plötzlich war es, als ob der Himmel sich geöffnet habe und die Engel sängen von oben herunter so lieblich und herrlich, als sängen sie von erbarmender Liebe und nimmer vergehender Freude. Und jetzt, wie mitten aus dem Engelchor heraus, erhob sich hell und klangvoll eine Stimme, und durch die ganze Kirche hm jubelten die Worte:

»Doch das sel'ge Lied der Gnade
tönet fort in Ewigkeit.«

Das war Jos: den hatten die bekannten Klänge, die doch so neu und mächtig und wunderbar ertönten, völlig hungerissen, und wie der Schluß kam, da er's gewohnt war, einzusetzen, da konnte er nicht anders, und in heller Begeisterung sang er seine Worte zum Chor der Engel.

Jetzt war der letzte Ton verhallt. Eine Weile lang herrschte große Stille in der Kirche. Nun erhoben sich die beiden Herren. Vinzenz Lesa mußte sich noch ein paarmal die Augen wischen, nun stand auch er auf, seine Frau folgte ihm.

»Wirst doch das nicht glauben«, sagte er jetzt mit heiserer Stimme zu ihr, als Antwort auf die Worte, die sie vor längerer Zeit ihm zugeflüstert hatte. »Kein Mensch auf der Welt wird sagen wollen, daß das unser Vinzi war.«

Herr Telrik stand eben hinter ihm. »Herr Lesa«, sagte er, ihm auf die Schulter klopfend, »wir wollen uns nichts angeben lassen, wir steigen nach dem Orgelboden hinauf, da wollen wir selbst sehen, wer so gespielt hat.«

»Der kann etwas«, sagte Herr Thornau befriedigt, »wie hat's dir gefallen, Alida?«

»Oh, wundervoll! Wenn's nur noch nicht aus wäre!« sagte sie bedauernd.

»So komm, wir gehen mit, wir wollen auch wissen, wer gespielt hat«, und Herr Thornau nahm seine Tochter an der Hand, alle stiegen zum Orgelboden hinauf. Herr Delrik war schnell vorangegangen, und ehe noch die anderen den Boden betreten hatten, tönte ihnen aufs neue der eben verklungene Freudengesang entgegen. Vinzenz Lesa war eingetreten, dann blieb er regungslos auf derselben Stelle stehen. Dort an der Orgel saß sein Sohn, dieser schwarze Lockenkopf war Vinzi, kein anderer, und er spielte die Orgel vor des Vaters eigenen Augen; er war es, der diese ergreifenden Töne hervorbrachte. Nun half alles nichts, Lesa mußte vor allen anderen einmal ums andere die Augen trocknen. Jetzt war Vinzi zu Ende. Die Mutter hatte endlich Stefelis Hand losgelassen; es schoß auf den Bruder los und umklammerte ihn; die Mutter kam heran, Vinzi umschlang sie. Nun hatte auch der Vater sich mit Herrn Delrik genaht.

»Herr Lesa«, sagte dieser, »Ihr Sohn hat Ihnen das Lied von der Gnade gespielt, nun werden ja auch Sie gnädig sein und völlig verzeihen können, daß Ihr Sohn kein rechter Bauer werden konnte.« Lesa hatte die Hand seines Sohnes ergriffen. »Mehr als das, mehr als das, Vinzi«, sagte der Vater endlich; denn er hatte Mühe gehabt, sich recht zu fassen, »du machst deinen Eltern Ehre, nicht Schande, wie ich meinte. Ich habe nicht gewußt, daß so etwas sein könnte, das habe ich nicht gekannt. Wenn ich so als Knabe hier nach Freiburg kam und diese Orgel spielen hörte, da dachte ich, das müssen ganz außergewöhnliche Menschen sein, die so etwas tun können, nicht Leute, wie wir sind. Du mußt Herrn Delrik danken, dem sind wir alles schuldig. Er hat deinen Weg gefunden und dir ihn aufgetan.«

»Nicht ich, Herr Lesa, nicht ich«, sagte Herr Delrik abwehrend, »das ist Pater Silvanus, der

wußte, was in Vinzi lebt und was mit ihm geschehen sollte, dem wollen wir danken. Und daß unser Vinzi keine brotlose und keine herumfahrende Kunst treibt, sollen Sie auch gleich erfahren. Schon jetzt ist ihm in einer Kirche in Dresden eine Stelle angeboten; da hat er jeden Sonntag zu spielen, das wird Ihnen ja gefallen, Herr Lesa? Dabei kann Vinzi weiter studieren; denn das muß er, je länger, je besser. Für einige Jahre lassen Sie ihn nun wieder mit mir ziehen, das wird Ihnen doch recht sein?«

»Alles, was Sie für gut finden, Herr«, erwiderte Lesa unverzüglich. Jetzt war er überzeugt, daß Herr Delrik bei allem, was er tat, genau im Sinne hatte, was er wollte, auch bei seinem langen Schweigen über Vinzi. An diesem hatte er festgehalten, bis er beweisen konnte, und das gefiel Vinzenz Lesa.

Unterdessen hatte Vinzi eine Überraschung nach der anderen gehabt. Da war Jos hervorgetreten, und mit welcher Freude begrüßte Vinzi den alten Freund!

»So warst du's doch!« rief er aus, »ich habe dich ja wohl singen hören unten in der Kirche, und es hat mich fast aus dem Geleise geworfen; denn ich mußte immer denken: ›wer kennt unser Lied und hat noch eine Stimme dazu wie Jos?‹ Aber du konntest ja nicht da sein. Nun warst du's doch!«

Jetzt stand plötzlich Alida vor ihm, und Hugo und Herr Thornau waren da, und es gab eine lebhaftige Begrüßung nach der anderen. Alida hatte auch gleich soviel mit Vinzi zu besprechen von allem Vergangenen und dem, was jetzt war, und dem, was kommen sollte, daß Herr Thornau für gut fand, anzuzeigen, nun sei der Augenblick gekommen, da man endlich zur Tafel schreiten müsse, dort könnte alle abgebrochene Unterhaltung erst recht fortgesetzt werden. So geschah es auch, und wie auch Vinzenz Lesa sich sträubte, es half ihm nichts, er mußte mit zur Tafel nach dem Zubringerhof, den er in seinem Leben nie betreten hatte. Für alle war dann die Stunde des Abschieds unerwartet schnell da.

»Herr Lesa, was ich Ihnen zu danken habe, das wissen Sie noch gar nicht«, sagte Herr Thornau beim Abschiednehmen. »Da hat mir mein Sohn, der nie die leiseste Neigung noch einen Wunsch für irgendeinen Beruf geäußert hat, soeben angezeigt, daß er entschlossen ist, Landwirt zu werden. Den Verwalter auf sein Gut hat er auch schon gewählt. Kühe will er durchaus nur durch Herrn Lesa beziehen, der hat die schönsten, die man überhaupt finden kann. Die Rasse kennt der Junge auch schon. Meine Tochter, die sich seit mehr als einem Jahr feindselig gegen alle Musik verhalten und ihr schönes Klavier trotz meiner Vorstellungen nie mehr geöffnet hat, erklärt mir, ihr höchster Wunsch sei, sobald wir Hamburg betteten, ihren Klavierunterricht wieder aufzunehmen; denn ihr ehemaliger Schüler spiele so schön, daß es ihr Lust mache, auch so zu spielen und ihm nachzueifern. Alles Ernstes, Herr Lesa, mein Dank für alles, was meinen Kindern in Ihrem Hause zuteil geworden, ist viel größer, als ich sagen kann. Aber ich möchte Ihnen meinen Dank auch beweisen. Sie kommen einmal nach Hamburg, Herr Lesa.«

»Nein, das glaub ich nicht«, sagte dieser der Wahrheit gemäß; »aber wenn Ihre Kinder etwas bei uns gewonnen haben, so freut es uns; wir haben diese Kinder gern bei uns gehabt, sie sollen wiederkommen.«

Der Frau Stefane drückte Herr Thornau ganz bewegt die Hand. Seine Kinder hatten ihm schon soviel von ihr erzählt, daß er wußte, sie war ihnen eine Mutter gewesen. »Die Kinder dürfen doch wieder zu Ihnen kommen?« fragte er in herzlicher Weise. »Es wäre mir ein rechtes Herzeleid, wenn sie den nächsten Sommer nicht kämen«, sagte sie, von Freude und Leid bewegt, »und jeden neuen Sommer werde ich danach ausschauen, ob sie mir auch wiederkehren.«

Als Herr Delrik sich von Vinzenz Lesa verabschiedete, sagte er, sie würden sich ja bald wiedersehen, da er im Sinn habe, Vinzis Ferienzeit mit ihm im Vaterhause zuzubringen; doch gedenke er, zwischendurch einen Besuch auf dem Simplon zu machen, Pater Silvanus müsse wissen, wie es seinem Zögling ergehe. Er werde Vinzi mit hinaufnehmen, wenn der Vater nichts dagegen habe. Lesa erwiderte, Herr Delrik solle nur tun, was er für gut halte. Vinzi, der daneben stand, lauschte gespannt. Was hatte der Vater jetzt gesagt? Er durfte ja nie mehr auf den Berg gehen; wie konnte das zusammenpassen?

Das mußte er nun recht wissen. »Vater«, sagte er ein wenig schüchtern, »wenn Herr Delrik jetzt bald, in ein paar Tagen, auf den Berg geht, darf ich dann wirklich mit ihm gehen?« »Alles, was Herr Delrik mit dir tun will, wird gut und recht sein; du tust, was er anordnet.«

Vinzis Augen funkelten vor Freude.

Also in wenigen Tagen durfte er nach dem Berge ziehen und alle wiedersehen, die ihm so lieb waren, und konnte Pater Silvanus danken. Nun wußte er, wieviel er ihm zu danken hatte. Um dieselbe Stunde reisten alle, nur nach ganz verschiedenen Richtungen hin, von Freiburg ab. Der Abschied der Kinder brauchte eine gute Zeit; denn sie fingen immer noch einmal an, aber in herzlichster Fröhlichkeit, es galt ja auf Wiedersehen für alle. Im nächsten Sommer würde ja sogar auch Vinzi dabei sein. Herr Delrik hatte ja versprochen, dann in den ersten Ferientagen mit ihm zu erscheinen. Jetzt reiste Herr Thornau mit seinen Kindern Basel zu. Vinzenz Lesa wanderte gegen Bulle hin nach seinem väterlichen Hof. Herr Telrik und Frau Stefane fuhren mit ihren Kindern dem Genfersee entgegen. In Lausanne sollte die Nacht zugebracht und am anderen Morgen, wie man dem Vater versprochen hatte, die Heimat so bald als möglich erreicht werden.

Als Vinzi am Abend dieses Tages nach seiner langen Abwesenheit zum ersten Male wieder nach seinem Kämmerlein ging und die Mutter ihn begleitete, sagte er: »Oh, Mutter, es ist doch schön daheim; komm doch noch zu mir, um mir gute Nacht zu sagen, wie du immer getan hast.«

Bevor Stefeli seine Ruhestatt aufsuchte, hatte es auch noch etwas im Sinn. Es rannte schnell zum Haus hinaus und schaute nach der Bank. Richtig, da saß Herr Delrik noch, wie es seine Gewohnheit war. Es stand schon vor ihm.

»Wenn Sie doch auf den Berg gehen, Herr Delrik, wollen Sie mir auch etwas ausrichten?« fragte es angelegentlich. Nach der erfolgten Antwort, das wolle er gern tun, fuhr Stefeli fort:

»Wollen Sie Vetter Lorenz sagen, Jos müsse gewiß bei uns bleiben? Der Vetter hat gesagt, er müsse nicht heim, bis mein Vater ihn schicke, und das tut er gewiß gar nie, das kann man gut merken.«

Herr Delrik versprach, den Auftrag richtig zu besorgen. Bei sich lächelte er vergnügt über die große Übereinstimmung in den Aufträgen, die er nacheinander erhalten hatte. Beim Abschied hatte Vater Lesa ihn noch gebeten, seinen Vetter Lorenz in seinem Namen zu bitten, ihm den Sohn Jos doch noch für eine Zeit zu überlassen, er könne fast nicht mehr ohne den Buben sein. Wenige Augenblicke erst waren vergangen, seit Jos Herrn Delrik aufgesucht hatte, um ihm aufzutragen, er möchte dem Vater den Bericht bringen, noch könne er gewiß eine gute Zeitlang nicht heimkommen, da sei für den Winter noch soviel zu tun, und dann fange der Frühling hier wieder so früh an, daß man kaum mit der alten Arbeit fertig werde, so sei schon die neue da, und den Vetter Vinzenz könne man doch auch nicht so allein lassen; denn daß Vinzi fortbleibe, sei ja nun bestimmt. Gegen den dreifachen Wunsch und noch ein ernstes Versprechen dazu, wird der Vetter Lorenz ja nicht ankämpfen können, sagte sich Herr Delrik lächelnd. Frau Stefane war in Vinzis Kammer getreten und hatte sich auf sein Bett gesetzt. Sie mußte daran denken, wie sie an

jenem Abend dagesessen hatte, als er nach dem Berg abreisen mußte. Es war die erste Stunde, da Vinzi seine Mutter allein hatte, seit er heimgekehrt war. Nun ging ihm auch das ganze Herz auf. Er mußte doch endlich seiner Mutter erzählen, wie er gelebt hatte, seit er sie verlassen; denn geschrieben hatte er ja nicht; der Vater hatte ja gesagt, das nütze nichts. Aber erzählen mußte er der Mutter nun schnell ein wenig, wie Herr Delrik ihn von Anfang an wie ein Vater behandelt habe. Gleich nach ihrer Ankunft in Dresden habe er Unterricht in so vielen Dingen erhalten, vor allem in der Musik. Da sei er zu zwei herrlichen Lehrern gekommen. Der eine habe ihn im Orgelspiel, der andere in den Gesetzen der Musik unterrichtet und ihm so wunderbare und herrliche Dinge zum Verständnis gebracht, daß diese Unterrichtsstunde für ihn immer ein Glück gewesen sei, das er fast nicht erwarten konnte.

»Und doch war die Stunde vom Orgelspiel noch das größere Glück«, setzte Vinzi hinzu. »Oh, Mutter, ich hätte nie geahnt, daß man sich so von einem Tag zum anderen auf den folgenden freuen könne, wie auf ein großes Fest.«

Mit unsäglicher Freude schaute die Mutter in die glückstrahlenden Augen ihres Jungen. »Und mit Herrn Delrik zusammenzuleben und soviel um ihn zu sein und zu seinem Hause zu gehören, das ist auch ein Stück von deinem Glück, nicht, Vinzi?« fragte sie jetzt.

»Oh, und kein kleines!« rief er aus, »es ist gut, daß du ihn kennst, ich könnte dir ihn gar nicht beschreiben. Du solltest nur wissen, wie gut und liebevoll und hilfreich er nach allen Seiten ist. Und in seinem Hause sind alle so gut gegen mich um seinetwillen. Die Frau Wyneken, das ist die Haushälterin, die alles regiert, die ist so freundlich mit mir, als wäre sie meine Großmutter, und der Friedrich, der Bediente, und Mine, das Mädchen, tun mir alle Dienste und lassen mich nicht, wenn ich sie selbst tun will. Es ist, weil sie alle das Orgelspiel so gern haben. Frau Wyneken sagt, das Orgelspiel habe Herrn Delrik wieder froh gemacht; denn er war traurig, weil er alle verloren hatte, die ihm lieb waren.

Unten im Hause ist ein Saal, da steht eine kleine Orgel drin, und jeden Abend wünscht Herr Delrik, daß ich ihm vorspiele, und wir können manchmal gar nicht genug bekommen. Nun weißt du, wie mein Leben in Dresden ist. Aber wenn auch alles noch so schön ist, ich freue mich doch mehr als auf alles andere, wieder auf den Berg zu kommen in meine Heuhütte unter dem Sternenhimmel.«

»Vinzi«, sagte die Mutter, »dankst du auch dem lieben Gott für alle Wohltaten, mit denen er dich überschüttet hat? Denkst du auch daran, daß dir alles von ihm geschenkt ist?«

»Ja, Mutter, das tue ich«, erwiderte er, ihr offen in die Augen blickend, »ich habe nicht vergessen, wie angst und bange es mir manchmal war. Wenn wir nun am Abend zur Orgel ein schönes Lied singen, oft eines von denen, die du mich gelehrt hast, so singe ich anders als damals. Da hörte ich nur auf die Melodien; jetzt singe ich die Lob- und Danklieder mit dem ganzen Herzen; ich lobe und danke dabei, ich singe nicht nur.«

»Denk auch daran, Vinzi«, schloß die Mutter, »wenn dir wieder einmal Schweres bevorsteht, wie der liebe Gott das Gute mit uns im Sinne hatte, wo wir meinten, es stehe uns etwas Schreckliches bevor. Als ich damals hier auf deinem Bette saß, hätte ich in meiner Kurzsichtigkeit alles getan, dich von der Reise zurückzuhalten, hätte ich dazu die Macht gehabt, und sie war gerade der Weg zu deinem großen Glück.«

Vinzi hatte nachdenklich zugehört: »Ja, mir ist es geradeso gegangen«, sagte er jetzt, »ich habe gemeint, das sei das Traurigste, das mir nur widerfahren könne, und es ging gerade dem Schönsten entgegen. Daran will ich gewiß denken, Mutter.«

Als die Mutter nach einem herzlichen Nachtgruß Vinzis Kammer verließ, war ihr Herz so voller Dank und Güte, daß sie die Hände falten und ein inniges Dankgebet zum Himmel schicken mußte.

Was hatte auch der liebe Gott an ihr und ihrem Hause getan! Da war Vinzi nun für immer der Weg aufgetan, der seines Herzens einziger Wunsch war, und der Vater war nicht nur zufrieden, er freute sich darüber. Er verachtete seinen Vinzi nicht mehr, er hatte erkannt, daß dieser seinen Eltern Ehre machte, ja, er blickte auch wieder mit rechtem Stolz auf seinen Sohn, das hatte sie wohl bemerkt.

Und Vinzi, der so lange fortgewesen war, der in so ganz anderer Umgebung gelebt und soviel gelernt hatte, war ihr heimgekehrt, so einfach, so kindlich offen und liebevoll, wie er gegangen war. Das war für die Mutter ein besonderes Geschenk, und eine besondere Bitte von ihr war nun auch, daß der liebe Gott ihn auf den neuen Wegen doch in der alten Kindereinfalt und Schlichtheit erhalten wolle.

